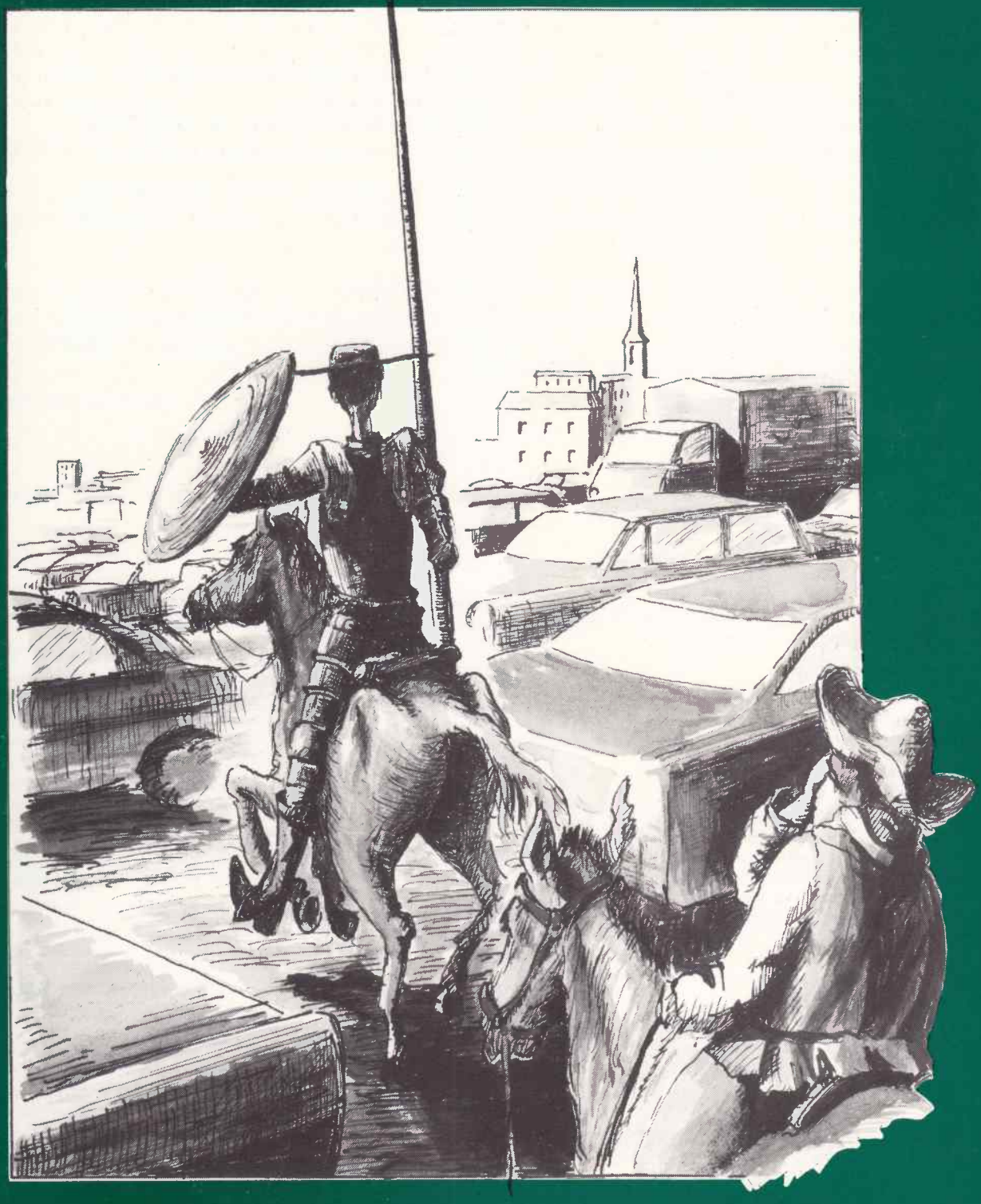
Kaspar Hauser

Das Kind Europas
Halbjahresschrift für individuelle und permanente Evolution

Heft 4 · SFr. 10,– / DM 12,– / nkr 35,–



Wider die Trägheit des Herzens

«Wider die Trägheit des Herzens»

1908 erschien von Jakob Wassermann das Buch „Caspar Hauser oder *die Trägheit des Herzens*". Dieser Untertitel hat dem 4. Heft des KASPAR HAUSER das Motto gegeben. Damit ist Doppeltes gemeint: Einerseits jährt sich am 17. Dezember dieses Jahres zum 150. Male der Todestag Kaspar Hausers, eine eher oberflächliche Erinnerung also. Andererseits möchten wir mit diesem Heft Mut machen, jene „Trägheit des Herzens" zu bezwingen, an der Kaspar Hauser beinahe schon früher zu Grunde gegangen wäre, wenn sich nicht einige wenige Menschen aus freier innerer Entscheidung um ihn gekümmert hätten.

Ausnahmslos alle Personen, die in diesem Heft in ihrem Lebenskampf dargestellt werden, haben ohne äußeren Zwang, ohne Befehl und Vorschrift gewirkt, sich aus innerer Überzeugung Gewohnheiten und Sitten entgegengesetzt.

Das Entscheidende ist aber nicht ein Erfolg, sondern die Tatsache, daß sich auch in hoffnungslos scheinenden Situationen Menschen finden, die mit Geistesgegenwart und Mut für die Wahrung des Menschlichen kämpfen. Die Arbeit von Georg Friedrich Daumer und Anselm Ritter von Feuerbach wird nicht entwertet durch die Ermordung Kaspar Hausers, durch seine physische Vernichtung und der damit anscheinend verbundenen Vernichtung der an ihn gewendeten Erziehungskunst.

Wo ein Mensch aus freiem Willen und aus Einsicht in das Not-wendige handelt, entsteht sofort wie ein Schatten das Hemmende und Hindernde. Diese Kräfte scheinen auch immer wieder siegreich zu sein. Betrachten wir aber die Geschichte, so bemerken wir, daß uns nicht die zahllosen Anpasser und äußerlich Erfolgreichen in Erinnerung bleiben, ja daß wir häufig von ihnen gar nichts mehr erfahren können, sondern uns jene Wenigen beeindrucken, die zu allen Zeiten immer wieder versucht haben, zukünftig zu wirken und aufgestanden sind aus der Bequemlichkeit des Alltäglichen.

Wenn wir nur auf die Düsternis unserer Zeit blicken, so erscheint jede Handlung sinnlos, und wir werden gelähmt. Dagegen kann man die Worte Aasmund Brynildsens setzen:

„Es scheint, als ob es sich in der Geschichte so verhält, daß die Zukunft geboren wird, wenn die Vergangenheit am schlimmsten wütet – daß unser Verlangen nach Licht erst Licht *wird*, wenn uns die Dunkelheit am stärksten bedrängt."

*

Die erste Nummer von KASPAR HAUSER ist seit langem vergriffen. Da immer wieder Bestellungen und Anfragen bei uns eintreffen, möchten wir prüfen, ob das Bedürfnis ausreichend ist, um einen Nachdruck zu machen. Sobald wir genügend Bestellungen erhalten haben (wir benötigen ca. 300), werden wir in der Lage sein, die erste Nummer neu aufzulegen. Wer daran interessiert ist, möchte sich bei uns melden.

Jonathan Stauffer und Taja Gut

Dem Andenken Hermann Pies' (8. 1. 1888 – 11. 7. 1983) gewidmet

Kaspar Hauser
Das Kind Europas

Halbjahresschrift für individuelle und permanente Evolution

ISSN 0254-3241

2. Jahrgang, Nummer 2, September 1983
Unter Mithilfe von Willi Ackermann, Ursi Gut und Barbara Stauffer herausgegeben von Taja Gut und Jonathan Stauffer
Adresse: Redaktion „KASPAR HAUSER", Albisriederstraße 351, CH-8047 Zürich
Postscheck-Konten: Zürich 80-25754 und Stuttgart 98766-702

KASPAR HAUSER erscheint zweimal jährlich zur Tagundnachtgleiche.

Bezugspreis im Abonnement pro Kalenderjahr: SFr. 18.- zuz. Porto
Einzelhefte: SFr. 10.- zuz. Porto
Gönnerabonnement SFr. 50.- zuz. Porto

Die Abonnements laufen bis auf Widerruf. Kündigung möglich jeweils bis 30. November auf Ende Jahr.
Adressänderungen bitte immer sofort bekanntgeben.

Vertrieb in der BRD:
GAUKE GMBH VERLAG, Postfach 1129, D-3510 Hann. Münden 1
zu folgenden Bedingungen:
Bezugspreis im Abonnement pro Kalenderjahr DM 22,- zuz. Porto
Einzelhefte DM 12,- zuz. Porto

Satz: GAUKE GMBH Hann. Münden
Druck: ropress Zürich

© alle Rechte und Verantwortung für die signierten Beiträge, Fotos, Bilder bei den Autoren, bzw. Verlagen.
© der deutschen Version der aus dem Norwegischen übertagenen Essays bei der Redaktion.

Titelblatt: Zeichnung von Hanspeter Jetzer
Rückseite: Kaspar Hauser
Umschlaggestaltung: Christoph Gauke

KASPAR HAUSER ist in freier Initiative entstanden, unabhängig von Organisationen, Parteien oder Ideologien. Die nichtkommerzielle Zeitschrift möchte in thematisch gestalteten Nummern Beiträge zu einem wachen sozialen Bewußtsein und Handeln, zur Frage nach Sinn und Aufgabe des Individuums und der Völkergemeinschaften Europas in der heutigen Zeit leisten.

KASPAR HAUSER ist dabei völlig auf das Interesse von Menschen angewiesen, welche diese Zeitschrift als sinnvoll und nötig erachten und sie, z.B. durch ein Abonnement oder weitere finanzielle Unterstützung, mittragen.

Heft 2, „Der europäische Weg"
Heft 3, „Zwischen Verzweiflung und Utopie"
sind noch lieferbar.

Johann Heinrich Pestalozzi

Die Veranlassung dieses Buchs

Die Welt ist immer sich selbst gleich, und doch ist der Mensch über alles, was ist, so ungleicher Meinung. — Also sagte der Bauer Waldmann neben welchem ich am Tische saß.

Seine Frau antwortete ihm: die Welt ist wohl gleich; aber um Mitternacht fällt sie dir anders in die Augen, als in der Mittagsstunde, und beim Nebel anders als beim Sonnenschein.

Es ist nicht nur das, sagte der Knecht Stoffel, der auch am Tische saß, der Stier siehet sie anders an als das Pferd, der Hund anders als der Esel, der Fisch anders als der Vogel und das Gras anders als der Stein.

Vergiß nicht Stoffel! sagte der Großvater im Lehnsessel — die Welt fällt dem Menschen nur dann recht in die Augen — wenn sie ihm also darein fällt, wie sie keinem Gras und keinem Stein und keinem Vieh auf Erden also darein fallen kann.

Ich merkte mir das, und fragte mich seither bei allem, was in der Welt immer einen merklichen Eindruck auf mich machte: war es Tag oder Nacht — Sonnenschein oder Nebel, da ich es sah — oder war es Katz oder Hund, Affe oder Elephant, Fuchs oder Esel — welcher mir die Sache vor die Augen brachte? Vorzüglich aber fällt mir dieselbe also in die Augen, wie sie keinem Vieh auf Erden darein fallen kann.

Die Welt

Hans: Diese Welt ist doch die beste.

Jacob: Ich will das nicht glauben, solange dem Schafe auf der Weide, der Kuh am Barren und der Henne an der Haustüre vor dem Recht und der Freiheit des Wolfs, des Fuchses und des Bären bang ist.

Hans: Der liebe Gott konnte diese Welt nicht besser machen.

Jacob: Du lästerest.

Hans: Nein, Jacob! *wir müssen das selbst tun.*

Das Dorf

Hans: Unser Dorf ist doch eines der besten.

Jacob: Ich will das nicht glauben, solange der Nikkel im Hatzfelder-Schloß behaupten darf, die Kutteln in meinem Leibe seien seine.

Hans: Auch unser Dorf konnte der liebe Gott nicht besser machen.

Jacob: Du lästerest.

Hans: Nein, *Jacob! wir müssen das selbst tun.*

Das Land

Hans: Unser Land ist doch eines der besten.

Jacob: Ich will das nicht glauben, solange noch so viele Leute darin so schlecht aussehen, wie in dem schlechtesten.

Hans: Es ist mit dem Lande, wie mit der Welt und mit dem Dorfe. — Der liebe Gott wollte auch unser Land sicher nicht besser machen.

Jacob: Du lästerest forthin.

Hans: Nein, *Jacob! wir müssen das selbst tun.*

Jacob: Ich begreife die Sache nicht.

Hans: Du begreifst doch, — der liebe Gott kann nicht *tun,* was er nicht kann *wollen* und er kann sicher nicht *wollen,* daß wir *gut haben,* was wir *schlecht machen.*

Aus: J. H. Pestalozzi: FIGUREN ZU MEINEM ABC-BUCH ODER ZU DEN ANFANGSGRÜNDEN MEINES DENKENS (1797)

Jens Bjørneboe

Der gute Schüler

Jedesmal, wenn es zu einer neuen Formulierung der Wahrheit kommt, stößt sie auf eine geschlossene Front von Dummheit. Die Ursache liegt in folgendem:

Jeglicher Fortschritt in der Kultur – im Hinblick auf Menschlichkeit und Vernunft oder im Hinblick auf Kunst – entsteht durch den Bruch mit dem Vorhergehenden; durch den Bruch mit dem gestrigen Tag. Es *kann* nicht anders sein; die Kultur neigt stets zur immerwährenden Sklerose, zur immerwährenden Arterienverkalkung; und als Essenz dieser Sklerotisierung bleiben die Dogmen und Glaubensbekenntnisse der früheren Generation stehen.

Es sind diese Dogmen und Glaubensbekenntnisse des vorhergehenden Geschlechts, welche die Gegenwart beherrschen und das geistige und soziale Klima für diejenigen bestimmen, die nachkommen. Eine Idee erreicht nie ihre größte Ausbreitung und Anerkennung, bevor sie so alt geworden, daß sie nicht länger mehr völlig wahr oder zeitgemäß ist. Sie muß zuerst erstarren, bevor sie zu einem wirklichen Machtfaktor werden kann. Dann gelangt sie in die Hände der herrschenden Klasse von Greisen, die über die meisten Publikationsorgane regieren, oder ihrer gehorsamen Schüler und Nachfolger, welche die Anschauungen der Alten geerbt haben.

Natürlich folgt nicht aus jeglichem Protest gegen das Vorhergehende, daß der betreffende Protestierende recht hat. Vermutlich findet sich unter hundert verblendeten Rebellen und Aufrührern einer, der recht hat und der eine neue Wahrheit bringt, oder richtiger gesagt: eine neue Form der Wahrheit, so wie sie sich heute ausnehmen muß unter der neuen Form, welche die Wirklichkeit angenommen hat. Und es ist die Voraussetzung für den berechtigten Protest, daß man die alten Dogmen von Grund aus kennt, daß man sie verstanden hat, daß man die alten Träger einer sklerotisierten Wahrheit verstanden hat. Bevor man mit wirklichem Grund ein Dogma angreifen kann, muß man eigentlich Schüler gewesen sein – man muß von Grund auf wissen, was das, was man angreift, ist.

Nietzsche hat darüber eine Sentenz geschrieben: „Das ist ein schlechter Schüler, der seinem Lehrer immer treu bleibt."

In diesem Sinne, in Nietzsches Auffassung des Wortes, sind es die schlechten, die *treuen* Schüler, welche die Welt in der Stagnation und in alten Formen festhalten, weil sie ihren Vätern gleichen und diese in einem so hohen Maße respektieren, daß sie selbst nicht frei und schöpferisch werden können, es folglich nicht zu einem eigenen Denken bringen. Leider aber sind es eben diese schlechten Schüler, die von ihren Vorgängern stets als Erben eingesetzt werden. Denn die Alten ahnen deren Zuverlässigkeit, deren geistigen Gehorsam. – Sie fühlen, daß es Leute sind, auf die Verlaß ist, Leute, die eine Idee weitertragen können, ohne sie zu verändern.

Auf die guten Schüler dagegen, die Schüler, auf die es ankommt, die in Nietzsches Sinn *gut* sind, auf die ist kein Verlaß. Sie saugen alles in sich ein, was sie brauchen können, aber sie brauchen es *selbst*, sie wenden es *anders* an. Sie übernehmen die Erkenntnisse ihrer Vorgänger, nicht aber deren Meinungen. Diese Menschen können um der Wahrheit willen die Interessen ihrer Gruppe verraten, den Vorteil ihrer Klasse verraten, sogar ihr Vaterland verraten, wenn es im Unrecht ist. Sie verraten die Machthaber und die Mehrheit. Sie enthüllen die Geheimnisse des Clans, enthüllen Familiengeheimnisse, wenn es einer Sache dient, die größer ist als Clan und Familie.

Sie werden in einem gewissen Sinne stets als *Abtrünnige* und *Überläufer*, als Verräter dastehen. Unter Hunderten von gewöhnlichen Aufrührern findet sich vielleicht *ein* Erneuerer, und das ist stets ein kundiger Mann, ein Mann, der etwas versteht von irgendetwas, der die Geheimnisse und Interessen der Gruppe preisgibt. Nur deshalb ist er gefährlich, weil er Schüler gewesen und eingeweiht ist. Er gehört einem Kreis, einer Klasse an, und er verläßt sie.

Dies ist der Grund, weshalb dem Erneuerer stets Wutrasen entgegentritt; er wird nicht nur als Aufrührer angesehen, sondern als etwas weit Schlimmeres, als ein Verräter am Bestehenden.

Unsere Kultur ist die Kultur der Scheiterhaufen für Ketzer. Die Ketzerverbrennung ist einer der

Jens Bjørneboe (9. 10. 1920 - 8. 5. 1976), norwegischer Schriftsteller. Auf deutsch liegen, beim Merlin Verlag Hamburg erschienen, die Romane DER AUGENBLICK DER FREIHEIT und EHE DER HAHN KRÄHT vor. (s. auch „Kaspar Hauser" Nr. 1/1982)

Der undatierte Aufsatz DEN GODE ELEV erschien in der Essaysammlung VI SOM ELSKET AMERIKA, Pax Forlag, Oslo 1970. Deutsche Erstübertragung durch Taja Gut. © des Originaltextes beim Pax Forlag, Oslo, dem wir die Abdruckerlaubnis verdanken, © der deutschen Übersetzung bei der Redaktion „Kaspar Hauser".

charakteristischsten Züge dieser europäischen Kultur. Der Grund liegt darin, daß alle religiösen und sozialen Gesichtspunkte einen innewohnenden Drang haben, sich selbst als schließlich und endgültig zu betrachten; und alle, die in ihren Anschauungen von ihnen abweichen, nachdem sie sie kennengelernt haben, müssen als Verräter angesehen werden - nicht als einen Verirrten, sondern als einen Verräter, der bewußt das Böse will. Der den Staat beleidigen und Gott verhöhnen will.

Eingangs dieser Kultur, die wir „unsere eigene" nennen, stehen zwei Ketzerprozesse von geistigem Riesenformat: der eine in Athen und der andere in Jerusalem. Es sind die Prozesse gegen Sokrates und Jesus, die beide verurteilt wurden wegen Gotteslästerung und Staatsbedrohung. Diese zwei großen Justizmorde bilden gleichsam das Eingangsportal zu unserer Kulturepoche, sie sind Vorzeichen dessen, was diese Epoche prägen sollte: Der Kampf des Individuums gegen die Vergangenheit. Der Kampf zwischen dem Einzelnen und der Masse. Dieser Kampf ist das Zentrale, der eigentliche Lebensnerv in unserer Kultur.

Man könnte leicht zu glauben geneigt sein, daß eine von zwei ungeheuerlichen Justizmorden eingeleitete Kulturepoche besonders empfindlich und gewissenhaft hätte werden müssen, was Rechtspflege und Meinungsfreiheit angeht. Aber es ist also anders herausgekommen. Die Reihe von Ketzerprozessen und Justizmorden ist unabsehbar, sie reicht über die Massenmorde der Kirchen an religiösen Ketzern und Hexen bis hin zu unseren modernen politischen Hexenprozessen und Justizmorden.

Immer und in jedem Fall ist es derjenige Geistestypus, den Nietzsche den *guten Schüler* nannte, welcher auf den Scheiterhaufen kommt. Es ist der wache, kritische und verantwortungsbewußte Mensch, gegen den der Haß sich richtet. Nur solange es diesen guten und treulosen Schüler gibt, besteht Hoffnung für uns. Wenn er schweigt, wird alles stumm. Da ist der Rest dann wirklich Schweigen.

Und unsere Kultur geht in ihren Mumienzustand ein.

Aasmund Brynildsen

Der Mitmensch

Es gibt Leute, die - im besten Fall - die Nase rümpfen, wenn von „Mitmenschlichkeit" die Rede ist: Schon wieder eine der unzähligen Hymnen auf Albert Schweitzer, einmal mehr ein Mannequin-Vorführung der heutigen Modewörter: Mitmenschlichkeit, Verantwortung, Persönliches Engagement, die Welt ist eine Einheit, usw.

Bis zu einem gewissen Grade kann ich sie verstehen. Es ist schlimm, wenn Meinungen, moralische Haltungen, ja bestimmte Philosophien Mode werden. Und Mitmenschlichkeit ist unbestreitbar Mode geworden. Sie ist in aller Munde, steht in allen Büchern; und auch die Nasenrümpfer müssen ab und zu ihren nordischen Nacken beugen und etwas über Mitmenschlichkeit verlauten lassen, es geht nicht ohne.

Dazu ließe sich sagen: Wenn eine Mode der Verbreitung und Verankerung einer so guten und positiven - auf jeden Fall völlig ungefährlichen - Auffassung oder Stimmung wie dieser dienen kann, so schadet das wirklich nichts - es ist ja nur zu begrüßen, wenn auch Güte und Mitmenschlichkeit einmal Mode werden!

Das tönt vernünftig. Aber charakteristisch für eine Mode ist ja gerade, daß sie nie etwas festigt, sondern im Gegenteil verblüffend schnell wechselt. Das einzige, was sie möglicherweise festigt, ist die Bereitschaft zu ständigem Wechsel. Das gilt im Äußern wie im Innern.

Falls jemand anderer Ansicht ist, so erlaube ich mir, an einen konkreten Fall in unserem Land zu

Aasmund Brynildsen (16. 10. 1917 - 19. 6. 1974), norwegischer Essayist (s. auch „Kaspar Hauser" Nr. 3/1983).

Der Aufsatz MEDMENNESKET ist zuerst bei der Essaysammlung TIL FORSVAR FOR MENNESKET bei Dreyer, Oslo 1967 erschienen und bildet die Bearbeitung eines Vortrags. © beim Dreyer Forlag, Oslo, der uns freundlicherweise dei Abdruckrechte erteilte. Deutsche Erstveröffentlichung, © bei der Redaktion „Kaspar Hauser". Die Übertragung besorgte Willi Ackermann.

erinnern, der in hohem Maße mit unserem Thema zu tun hat. – In den ersten Jahren nach dem Krieg war die Auffassung weit verbreitet, ja praktisch alleinherrschend, wir hätten das Recht und die Pflicht, Mitmenschen hinzurichten.[1] Das war in völliger Übereinstimmung mit einem sogenannten „Rechtsbewußtsein des Volkes". Ja, das „Bewußtsein" im Volk war so stark, daß man mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln jeden bekämpfte, der sich überhaupt getraute, in diesem Zusammenhang von Mitmenschlichkeit zu sprechen, und der von ethischen Gesichtspunkten aus gegen die Todesstrafe arbeitete.[2] *Mitmenschlichkeit* war damals ein höchst suspektes, weichliches, ja verräterisches Wort.

Es vergingen einige Jahre. Wir kamen in die behagliche, gefährlich wenig fordernde Situation, daß sich in unserer allernächsten Umgebung niemand mehr fand, den als Mitmensch zu akzeptieren wir Mühe gehabt hätten. Es bedurfte keines Kampfes und keiner Selbstüberwindung mehr, um den Gedanken zu ertragen, daß gewisse Leute am Leben waren. Und so wechselte die Mode oder die Stimmung oder das Rechtsbewußtsein. Es schlug ganz um. Wir wurden nach und nach so mitmenschlich, daß, als drüben in Amerika ein bestimmter Mensch hingerichtet werden sollte, dessen Fall weltweit bekannt geworden war, wir doch tatsächlich begannen Unterschriften gegen diese abscheuliche Barbarei an einem Mitmenschen zu sammeln. Und diejenigen, die sich am meisten gegen die Todesstrafe in Amerika ereiferten, waren die gleichen, die sie am fanatischsten vertreten hatten, als es bei uns aktuell war, Menschen zu erschießen.

Das war jedoch eine besondere Situation, wird man einwenden, eine ganz besondere Situation. Richtig. Gerade in den ganz besonderen Situationen wird eine Überzeugung auf die Probe gestellt, gerade da zeigt es sich, ob sie echt ist oder nicht – gerade da fällt alles ab, was nur Mode war, Stimmung, Phrase.

Und dennoch: Vor wenigen wird mir so bange wie vor denjenigen, die über das gängige Reden von Mitmenschlichkeit die Nase rümpfen. Denn wie viel an dieser Rede auch Gedankenlosigkeit sein mag – und man muß dem in die Augen sehen – so ist das dennoch nicht das Wesentliche am Phänomen. Das Wesentliche ist ein Reifeprozess, eine tiefgreifende Veränderung unserer ganzen historischen Situation. Und wer aufgrund einer Karikatur oder unbeholfenen Darstellung eines Phänomens sich weigert, das Phänomen selbst zu sehen, der macht sich blind für eine Wirklichkeit, die er nicht anerkennen will – indem er nämlich an der Karikatur festhält und die Existenz des Karikierten leugnet.

Es ist im übrigen ein historischer Zug, mit dem man sich abfinden muß, daß sehr vieles, was später zu einer positiven und unersetzlichen Kraft in der Geschichte wird, zuerst als Karikatur, ja selbst ins Gegenbild verkehrt auftritt. Es mag genügen, an die französische Revolution zu erinnern, in der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nach und nach in Blut und Terror erstickt wurden. Eine grauenhafte Karikatur – aber nicht *sie* sehen wir heute mehr, sondern das, was in ihr verdreht und verraten worden ist.

Mitmensch – ist dieses kleine *mit* wirklich nötig, sagen wir nicht genug, wenn wir ganz einfach *Mensch* sagen? Gibt es etwas, was Menschlichkeit, und etwas anderes, was Mitmenschlichkeit heißt?

Wohin wir uns in der Menschheitsgeschichte auch wenden, überall finden wir, daß die Menschen sich sehr hohe Vorstellungen von ihrem eigenen Wesen gebildet haben. Betrachten wir z. B. die alten voreuropäischen afrikanischen Kulturen, so zeigt es sich, daß sie dem Menschen in hohem Maße eine Sonderstellung gegenüber der ganzen übrigen Natur eingeräumt haben. Die Vorstellung des Menschen von sich selbst zeigt bei den verschiedenen Völkern, auf den unterschiedlichsten Zivilisationsstufen eine auffällige Übereinstimmung – der Mensch definiert sich überall als dasjenige Wesen, das dem großen unsichtbaren Schöpfergeist, dem Allvater, Gott oder wie er auch immer genannt wurde, von allen Geschöpfen am nächsten stand. Aber keine dieser hohen Vorstellung vom Menschen verhinderte, daß die Geschichte des Menschen auf weite Strecken eine Geschichte der Unmenschlichkeit wurde. Es ist die große Crux, daß neben und gleichzeitig mit den höchsten religiösen Vorstellungen und philosophischen Ideen vom Menschen die Unmenschlichkeit herrschte. Ist somit der Mensch von Natur aus ein schizophrenes Wesen – oder gründet alles, was uns heute in unserer Geschichte unmenschlich erscheint, trotz allem in den Vorstellungen, in welchen der Mensch lebte und dachte?

Betrachten wir ein Beispiel aus unserem eigenen Kulturkreis: Nachdem die christliche Kirche während 1200 Jahren in Europa gewirkt hatte, entstand in Südfrankreich eine Reihe von Gemeinden, durch welche die Kirche den einzig richtigen Glauben gefährdet sah, als dessen Besitzerin und alleinige Verwalterin sie sich ja betrachtet. Als sich nun diese Ketzer, die Katharer, mit Worten nicht dazu bewegen ließen, in den Schoß der Kirche zurückzukehren, sorgte diese dafür, daß das Schwert zu Hilfe genommen und sämtliche Katharer ausgerottet wurden, Tausende von Menschen von hoher Kultur und unbestritten hoher Moral.[3]

Ich will hier nicht im Detail auf die Greuel eingehen, die dabei verübt worden sind. Sie sind jedoch von solcher Art, daß ein Christ, der heute die entsprechenden historischen Akten studiert und dadurch *nicht* in Zweifel gestürzt wird, in meinen Augen ein Unmensch ist. Diese Greueltaten wurden in Christi Namen verübt und gingen aus von der höchsten geistigen Warte, die sich damals fand, ja vom eigentlichen geistigen Zentrum der damaligen europäischen Kultur.

Wie war das möglich?

Natürlich waren vielerlei Ursachen und Motive mit im Spiel. Aber drei Elemente schälen sich doch als wesentliche heraus. Sie lohnen eine nähere Betrachtung, denn sie sind heute so aktuell wie damals, und vieles in der modernen Geschichte ist ein Erbe dieser Vergangenheit.

– Das erste ist der Wille zur Macht. Das zweite der autoritäre Geist oder Ungeist, der behauptet, allein im Besitz der Wahrheit zu sein, der vollen und ganzen und ein für allemal offenbarten, fertigen Wahrheit. Das dritte ist das Menschenbild, auf das sich die Kirche damals stützte, das ihren Handlungen zugrunde lag und das sie auch brauchte, um diese Handlungen gegen die Ketzer zu verteidigen und als gut und notwendig hinzustellen. Diese drei Glieder hängen eng zusammen.

Dürer: Die Seele fährt in den Himmel

Ich beginne mit dem letzten. – Wie heftig die Theoretiker der Kirche – oder der Kirchen – auch dagegen protestieren mögen: es ist eine Tatsache, daß das Bild vom Menschenwesen, welches die christliche Kirche entwickelt hatte, stark dualistisch geprägt war. (Die Katharer wurden ihres „manichäischen Dualismus" wegen angeklagt; es war jedoch gerade ein extremer Dualismus, der der Handlungsweise der Kirche gegen Ketzer überhaupt zugrunde lag.) Das Körperliche war nicht nur der niedrigste Teil des Menschen, sondern es war ein Teil, der sozusagen keine Wirklichkeit besaß. Die wahre und ewige Wirklichkeit war diejenige von Seele oder Geist. *Sie* galt es zu erlösen. „Daß die Natur sich dem Tod muß beugen, der Geist alleine lebe für dich", heißt es in einem protestantischen Psalm. In diesem Punkte stimmen die beiden westlichen Kirchen völlig überein. Diesen Dualismus hatte die christliche Kirche aus vorchristlicher Zeit übernommen. – Ich will nur ein einziges, klassisches Beispiel erwähnen. Die *Bhagavadgita,* der Gesang des Erhabenen, ist bekannt dafür, daß in ihr menschliche Religiosität einen ihrer schönsten Ausdrücke gefunden hat. Krischna, ein inkarnierter Gott, folgt Ardschuna im Krieg gegen Leute seines eigenen Stammes. Als Ardschuna seiner Stammesgenossen ansichtig wird und daran denkt, daß er gegen sie kämpfen soll, kommt er in einen qualvollen Gewissenkonflikt: Kann er Männer seines eigenen Stammes töten? Aber Krischna ermutigt ihn, seine Pflicht zu tun und zu töten, indem er ihm eingehend erklärt, daß er ja nicht die wirklichen Menschen töte, sondern nur ihre armseligen Körper, das Unwirkliche an ihnen! „Wie ein Mann alte Kleider ablegt und neue anzieht, so legt auch der Geist den sterblichen Leib ab und wandert weiter zu einem neuen. Keine Waffe kann den Geist verletzen, kein Feuer ihn brennen."[4] – Und deshalb, sagt Krischna, tu deine Pflicht und töte ohne Gewissensnot.

Wenn eine solche Vorstellung vom Wesen des Menschen sich tief genug in Glauben und Denken verankert hat, dann wird eine jegliche Unmenschlichkeit nicht nur möglich, sie kann sogar als Wohltat erscheinen. Dann sind sehr wohl Situationen denkbar, in denen es selbstverständlich und menschlich ist, dem Mitmenschen in die andere und wirklichere Welt hinüber zu helfen. Denn nicht was dir hier und jetzt gegenübersteht, nicht was hungert und Schmerz empfindet, ist dann dein Mitmensch, nicht die konkrete Persönlichkeit, von welcher der Körper ein notwendiger Teil ist, sondern ein unsichtbarer Mitbürger einer unsichtbaren Welt, nicht ein Mensch, sondern eine Idee vom Menschen.

Dies ist auch die Denkweise der katholischen Inquisition in der Begründung und Verteidigung ihrer Handlungen: Weil die Ketzer durch ihr Abweichen von der einzigen erlösenden Wahrheit ihre Idee, ihre eigentliche, ewige Existenz aufs Spiel

Franco-Truppen werden vom Erzbischof von Santiago de Comp. und Domkapitel mit faschistischem Gruß empfangen

setzen – und mit ihrer Lehre auch das ewige Wohl der ganzen Menschheit bedrohen – ist es eine gute und notwendige Tat, sowohl ihnen selbst als auch den andern gegenüber, sie so schnell wie möglich und mit allen erdenklichen Mitteln von ihrem Irrweg abzubringen oder Gottes Gericht anheimzugeben. Das Feuer verzehrte ja nur das Niedere und Unwirkliche an ihnen – es hätte viel schlimmer um sie gestanden, wenn sie weitergelebt und dadurch ihre Sündenlast nur noch erhöht hätten. Wenn sie nicht hören wollen oder können, was Die Wahrheit selbst sagt, ist das der einzige Weg, ihnen zu helfen, die einzige Möglichkeit für sie, die Wahrheit zu erkennen.

Von da aus wird es möglich zu verstehen, daß die erwähnten unfaßbaren Greuel ihren Ursprung nicht in niedrigster Rohheit hatten, daß sie nicht von einem isolierten moralischen Standpunkt aus betrachtet werden dürfen, sondern daß sie mit der geltenden „christlichen" Denkweise zusammenhingen und in diesem Zusammenhang gesehen werden müssen. Daß dadurch die Inquisition nur noch unheimlicher wird, ist eine andere Sache. Wir werden später sehen, daß wir ihren Erben in unserer eigenen Zeit wieder begegnen und zwar – deshalb habe sich sie hier herangezogen – in einer Form, die der ursprünglichen verblüffend gleicht, bis in die Details, bloß mit anderen philosophischen Vorzeichen...

Weil sie von der Wahrheit abwichen, mußte man sie erlösen und die andern beschützen... Das leitet über zum zweiten Glied in der Kette der Ursachen, zu jenem Geist, der behauptet, er sei im alleinigen Besitz der Wahrheit und die Wahrheit sei etwas, was sich schwarz auf weiß festhalten lasse, in religiösen Dogmen und philosophischen Aussagen. Diese Behauptung setzt voraus, daß die Wahrheit etwas Fertiges und Abgeschlossenes ist, etwas ein für allemal Gültiges. Diese Auffassung von „Wahrheit" geht wiederum zurück auf ein statisches Bild der Wirklichkeit, von Gott und seiner Schöpfung.

Nur wenn diese fertig ist, abgeschlossen, läßt es sich denken, daß ihre volle und ganze Wahrheit auf die eine oder andere Art als Offenbarung besessen werden kann. Und wenn sie einmal geoffenbart ist, kann es nicht mehr Aufgabe des menschlichen Geistes sein, die Wahrheit zu *suchen,* denn sie *ist* uns gegeben. Bestimmung ist es dann, sich ihr zu beugen, sie in der Welt zu sichern und zu festigen. Es kann dann nicht mehr die Aufgabe des einzelnen Menschen sein, seine eigenen geistigen Fähigkeiten in freier schöpferischer Tätigkeit und Forschung zu realisieren. Dies hätte nur einen Sinn, wenn die Wahrheit weiterhin geoffenbart werden müßte, und wenn der menschliche Geist fähig wäre, etwas dazu beizutragen. Die angemessene Funktion ist im Gegenteil eine rein reproduzierende und kommentierende: das einmal Geoffenbarte ist wiederzugeben und zu verbreiten. Dazu ist die geistige Freiheit des einzelnen nicht nur nicht nötig, sondern geradezu schädlich. Denn es gilt nicht zu fragen, zu denken und zu zweifeln, sondern die Offenbarung anzunehmen und ihr treu zu bleiben und *sie* zu glauben und zu denken.

Die Offenbarung ist in der Heiligen Schrift gegeben. Aber da diese verschieden ausgelegt werden kann, muß der Geist, der die Offenbarung gegeben hat, notwendigerweise als in der Institution anwesend gedacht werden, von der die Offenbarung verwaltet wird. Die Kirchenführer als Sprachrohr des Heiligen Geistes.

Es versteht sich von selbst, daß die Kirche dort, wo die Glaubensgrundlage vorhanden war, durch dieses System eine unerhörte Macht erlangen mußte. Studiert man ihre Geschicht, so macht es auch den Anschein, als ob es dieser Wille zur Macht über die Menschen sei – den inneren wie den äußeren Menschen, die zwei Seiten lassen sich nicht trennen – auf den das kirchliche System ausgerichtet war. Als hätte die christliche Kirche zu einem bestimmten Zeitpunkt die Rolle des untergehenden Kaisertums übernommen. Faktisch beanspruchte die Kirche nämlich das ganze Mittelalter hindurch nicht nur das Recht, die absolute geistige Macht – im weitesten Sinn des Wortes – auszuüben, sondern auch die rein politische. Sie behauptete, direkte gesetzliche Erbin

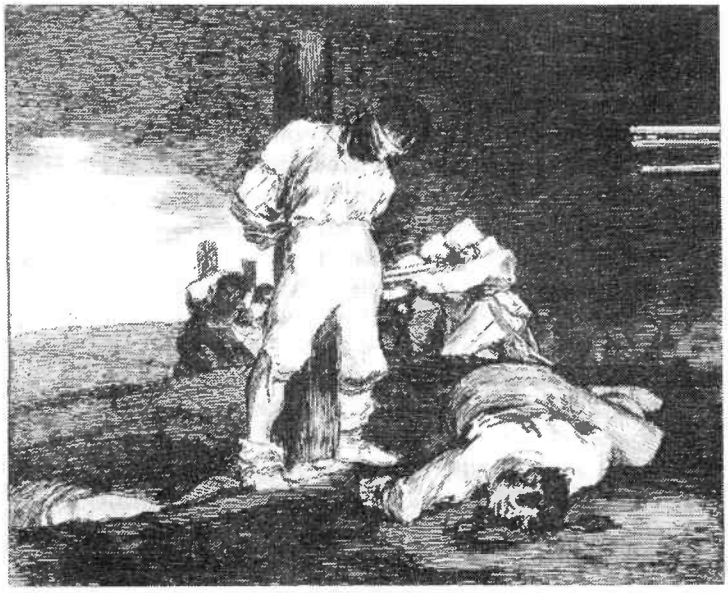
des römischen Kaisers zu sein: Konstantin der Große[5] soll nämlich nach seiner Taufe dem Papst Silvester[6] das römische Reich geschenkt haben.

Gemäß der Konstantinischen Schenkung übertrug der Kaiser dem Papst Silvester und seinen Nachfolgern auf dem Stuhle Petri den kaiserlichen Palast in Rom und das Recht, die kaiserlichen Insignien zu tragen, samt „potestatem et ditionem Romae urbis et omnes Italiae seu occidentalium regionum provincias, loca et civitates ad *imitationem imperii* nostri."

Der Papst nahm also direkt die Funktion des Kaisers ein mit „Gewalt und Macht über die Stadt Rom und alle Provinzen, Orte und Städte Italiens und (auch zu übersetzen: das heißt) der westlichen Gegenden zur Nachahmung (Nachfolge [?]) unseres Kaiserreiches."[7]

Daß diese Schenkungsurkunde eine Fälschung war, wurde erstmals von Lorentius Valla[8] nachgewiesen. Auf diese Fälschung stützte der Papst jedoch seine politischen Machtansprüche. Und dieser Machtwille hatte, wie jeder andere, eine unverkennbare Tendenz, zu wachsen und absolut und weltumspannend zu werden.

Durch dieses caesarische Erbe wurde die christliche Kirche in mancher Hinsicht zu einem Zentrum des Vorchristlichen und begann, in wesentlichen Punkten den Geist zu verraten, in dessen Namen sie sprach, und die Entwicklung, die das Christentum in der Geschichte eingeleitet hatte, aufzuhalten und



Radierung von Goya

ihr entgegenzuarbeiten. Denn es ist der Geist des Christentums, der sagt, daß Menschlichkeit Mitmenschlichkeit ist: Einheit und Gegenseitigkeit; er ist es, der sagt, daß der Körper weder Grab noch Gefängnis noch erbärmliche Kleidung ist, sondern ein Tempel, ein Heiligtum; daß Wahrheit nicht Buchstabe oder abstrakte Formel ist, sondern Sehnsucht und lebendiger Wille, und daß ihr Geist nicht durch eine Institution, eine Kirche, eine Partei zum Menschen spricht, sondern durch das Licht, das jeden Menschen erleuchtet und welches das Leben der Wahrheit selbst in uns ist.

Das christliche universale Bewußtsein vom Individuum und der Einheit aller Individuen, Individualismus und Kollektivismus in einem, das kam wohl nicht plötzlich und unverbereitet mit dem Christentum. Aber es konzentrierte und inkarnierte sich im Christentum wie in keiner anderen Religion. Wenn man den Begriff Religion vom Gesichtspunkt der vorchristlichen Religionen aus definieren wollte, könnte man das Christentum nicht länger eine Religion nennen, so radikal unterscheidet es sich von andern – so radikal identifiziert sich hier das Göttliche mit dem Menschlichen: Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.[9] Durch diese Identifikation wendet das christliche Evangelium die Dynamik der Geschichte, verlagert ihren Schwerpunkt von den verschiedenen Gemeinschaften zum Ganzen – von Gruppe, Stamm, Geschlecht, Volk, Rasse, Nation, Staat zum Einzelnen und seinem Verhältnis zu den Einzelnen, zur Menschheit. *Durch den Einzelnen zur Einheit.*

Boris Pasternak drückt es an einer Stelle im „Doktor Schiwago", wo er vom Christentum als dem großen Wendepunkt, dem „Grund der Geschichte" spricht, folgendermaßen aus: „Es hatte sich in der Welt etwas verändert. Rom hatte sein Ende erreicht. Tot waren die Macht der Zahl und die mit Waffengewalt aufgezwungene Notwendigkeit, im Verband eines Volkes zu leben. Führer und Völker gehörten nun der Vergangenheit an. Die Persönlichkeit, die Predigt von der Freiheit traten an deren Stelle. Das einzelne, menschliche Leben wurde zur Geschichte Gottes, erfüllte mit seinem Gehalt des Weltalls Raum."[10]

Pasternak ist Dichter. Und Vorzeitungeheuer – auch wenn es in seiner eigenen Zeit existiert – heißt bei ihm alles, was nicht mit dem Individualismus und Universalismus und dem *„Gedanken"* in Einklang steht, *„daß die Gemeinschaft zwischen den Sterblichen unsterblich ist"* –für ihn der Kern des christlichen Evangeliums.

Roma war Vergangenheit geworden, Völker und Führer, alle mit Gott auf ihren Bannern, waren Vergangenheit geworden, aber eine Vergangenheit, die weiterlebte und noch bis auf den heutigen Tag weiterlebt und offenbar um so verbissener für das Vergangene kämpft, je näher die unumgängliche Erkenntnis rückt, daß es Vergangenheit *ist.*

Während dieses Kampfes zwischen dem Alten und dem Neuen – und es ist der Kampf, welcher die Geschichte der Christenheit genannt wird –, zwischen dem autoritären und dem freiheitlichen Geist, zwischen derjenigen Auffassung des Menschlichen, die Unmenschlichkeiten zuläßt, ja fordern kann, und dem Geist, der unter keinen Umständen zuläßt, daß du den Mitmenschen kränkst oder erniedrigst, weil das einer Erniedrigung des Gottesbildes in dir selbst und in deinem Nächsten gleichkommt – während dieses Kampfes konnte es oft aussehen als ob der unendlich kurze Weg zum Mitmenschen und zur Menschheit eine Unmöglichkeit sei. Aber immer gab es einzelne in der Geschichte des Christentums, die für diesen Weg kämpften, die ihn gingen und Das Wort befolgten. Als die Christen nach Amerika kamen, waren es zum Beispiel nur wenige, die

imstande waren, auch demjenigen Mitmenschen zu begegnen, der eine rote Haut hatte, ganz wenige, die für ihn und seine Kultur kämpften, und denen wir es verdanken, daß einige der mündlichen und schriftlichen Traditionen der präkolumbianischen Völker überhaupt bewahrt geblieben sind. Ihre christlichen Brüder waren im übrigen darum bemüht, alles in Schutt und Asche zu legen, sobald ihnen Gold in die Finger kam. Weitere Beispiele erübrigen sich. Nur folgendes möchte ich noch anfügen: Es ist für einen Christen schwierig, etwas anderes anzunehmen, als daß es ein echt christlicher Geist war, zum äußersten getrieben durch die Verzweiflung darüber, was dem Menschen im Namen Christi angetan und was von der Kirche unterstützt und geistig verbürgt wurde – schwierig, etwas anderes anzunehmen, *als daß es ein echt christlicher Geist war, der aufbrach, als die Zeit erfüllt war und der den Weg der Verweigerung ging.* Nicht nur wurden Lüge, Phrase und Hohlheit zu groß, auch die *Komödie* wurde schließlich zu derb, als sie beispielsweise für den allerchristlichsten und letzten russischen Zaren jäh in eine Tragödie und Katastrophe umschlug.

Es ist *unmöglich* – und am allerunmöglichsten für jemanden, der nicht um eine christliche Perspektive herumkommt – die Augen zu verschließen vor der Tatsache, daß dieser Aufbruch aus der alten autoritären kirchlichen Tradition zusammenfällt mit einer gewaltigen, einer beinahe unglaublichen Entwicklung der christlichen Mitmenschlichkeit. Vieles an Mitmenschlichkeit, was die sogenannten Christen aus einer inneren Verpflichtung ihrem Christentum gegenüber im sozial-ökonomischen, politischen und schulischen Bereich hätten erkämpfen sollen, das wurde jetzt zur Hauptsache von Atheisten oder christlichen Außenseitern geleistet.

Aber auch auf einer anderen Ebene geschah etwas Neues. Auch über die nationalen und Rassengrenzen hinaus begann nun das Erleben von Gemeinschaft und Solidarität wach zu werden. Das war völlig neu in der Weltgeschichte. Ich denke zum Beipiel daran, daß es vor nur wenig mehr als 100 Jahren möglich war, daß Tausende und Abertausenden in Irland an Hunger starben – ohne daß eine Seele in Europa auch nur davon träumte zu helfen. Heute *versuchen* wir wenigstens zu helfen.

Aber als wir nun mit der kirchlichen Tradition gebrochen hatten und begannen, eine Mitmenschlichkeit außerhalb derselben anzustreben, da hatte sich in der Zwischenzeit eine tiefgreifende Veränderung mit unserem ganzen Dasein vollzogen. Eine neue Geistesmacht war hervorgetreten und hatte nach und nach einen Großteil der kirchlichen Rolle in der Gesellschaft übernommen. Das war die neue Naturwissenschaft. Auch sie hat ihren Ursprung in einem christlichen Geistesmilieu. Aber die Kirchen sorgten frühzeitig dafür, daß sie ausgestoßen wurde. Es geschah dies aus verschiedenen Gründen, nicht zuletzt aber deshalb, weil Freiheit in der Wissenschaft eine Lebensbedingung und absolute Forderung ist. Dieser mächtigste Erkenntnisimpuls in der Geschichte der christlichen Kultur wurde in einen tiefen Gegensatz zu den christlichen Kirchen getrieben und zu allem, wofür sie standen, folglich auch in den Gegensatz zu jeglicher metaphysischen Perspektive vom Menschen und seinem Dasein. Das hatte zur Folge, daß die Vorstellung vom Menschenwesen, welche die Wissenschaft und ihre Interpreten und Popularisatoren herausarbeiteten – und wofür sie begreiflicherweise breite Zustimmung fanden – ebenso einseitig materialistisch wurde, wie die kirchliche spiritualistisch gewesen war. Ja, die „wissenschaftliche" Auffassung wurde in gewisser Weise eine spiegelverkehrte oder auf den Kopf gestellte Wiederholung der alten religiösen Anschauung.

War der Mensch vorher wesenhaft Seele oder Geist, so wurde er jetzt wesenhaft Materie. War Gott früher alles und des Menschen irdisches, vergängliches Wesen nichts im Vergleich zu ihm, so wurde jetzt *die Natur* alles – und des Menschen Persönlichkeit, sein Bewußtsein war weiterhin nichts, nur eine Art Illusion oder Traum, den sich die Materie unter speziellen Verhältnissen leistet. Hatte früher die Kirche die Wahrheit repräsentiert und monopolisiert, so jetzt die Wissenschaft, oder diejenige Partei, welche das popularisierte, sogenannt wissenschaftliche Weltbild annahm. Und ihre Autorität wurde nicht weniger suggestiv als es die kirchliche gewesen war! Kurz gesagt, der Kobold, oder besser gesagt, der *Priester* saß beim Umzug mit auf der Fuhre*, und wir erhielten einen modernen Glauben, eine moderne Verkündigung des irdischen, einzig und allein irdischen Menschen, welche für unsere Mitmenschlichkeit ebenso katastrophal sein kann und es auch gewesen ist, wie es die alte Verkündigung sein konnte und zeitweise gewesen ist.

Merkwürdig, daß die beiden in ihrer Art gleich einseitigen Verkündigungen zum selben Resultat führen: Früher konnte man den Mitmenschen töten, um ihm zu helfen und um die andern zu beschützen, weil der wirkliche Mensch nicht der Körper war, den man tötete. Aber noch viel besser kann man einen Menschen aus der Verirrung herausführen und die andern beschützen, wenn er nur noch Körper ist und seine Persönlichkeit, sein Bewußtsein und inneres Leben bloß eine Nebenwirkung der Materie, die bei der Auflösung des biologischen Stoffes verschwindet – der ja auch nur auf den neuen Gott und Allvater zurückkehrt: auf *die Natur.*

Die zwei fürchterlichsten menschlichen Katastrophen unserer Zeit, die kommunistischen Verfolgungen und Massaker und der nazistische Wahnsinn, die uns wieder Krieg und Völkermord gebracht haben, sie gründen nicht nur in einer betont antichristlichen Überzeugung. Die Inspiratoren und Führer beider Bewegungen glaubten auch an die materialistische Interpretation der Wissenschaft, die Russen in marxistischer, Hitler einer ebenso unheilvollen aber diffuseren biologisch-

*) Die *nissene*, Kobolde oder Zwerge, können dem Bauern helfen, ihm aber auch lästig werden, da er ihnen zu bestimmten Zeiten etwas zu essen in die Scheune stellen muß. Ein bekanntes norwegisches Lied handelt davon:

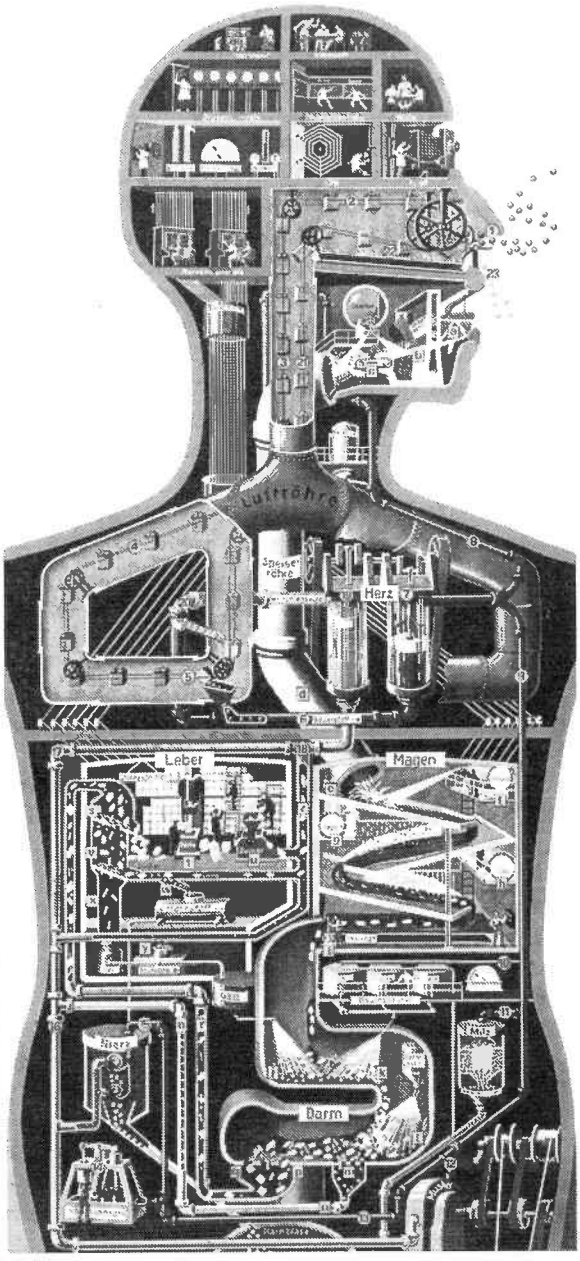
„Wegziehen vom Kobold wollte der Mann,
Doch trat er die Reise vergeblich an;
Auf der Fuhre saß lachend der Kobold dabei:
‚Ich glaube, wir ziehn heute um, wir zwei!"

darwinistischen Richtung. Beide entwickelten in gründlich säkularisierter Form das alte autoritäre, die Wahrheit und in Erlösung monopolisierende System, und sie übernahmen die Technik der Unmenschlichkeit, welche von der Inquisition vor Jahrhunderten für ihre späten Erben bis in die Details (die Methode der Geiselnahme etwa oder die Gehirnwäsche) perfektioniert worden war.

Auch diese modernen Erben waren *Gläubige,* die fanatisch, bis zum Tod an die heilige Sache und deren Wahrheit glaubten. Und wenn Glaube das ist, was er nach unseren modernen Theologen allein sein kann – nämlich das zur Handlung zwingende *persönliche Engagement,* das Sich-Hinunterstürzen in siebzigtausend Faden Tiefe, wo Verstand und Reflexion nichts mehr zu suchen haben und weder mitkommen können noch sollen – ja dann ist dieser moderne heidnische Glaubenswahnwitz auch im theologischen Sinne echter Glaube.

Wir haben die *Raserei der Gläubigen* erlebt – und wenn man die Theologen darüber reden hört, wie man die Leute wieder zum Glauben bringen soll – ja, da ist man versucht zu sagen, daß es um Gottes Willen nicht darum geht, die Leute dazu zu bringen, wiederum zu glauben! *Es geht darum, sie endlich einmal dazu zu bringen, nicht mehr zu glauben!* Oder, um genauer zu sein: Mit jenem Glauben aufzuhören, der ausschließlich dem Gefühls- und Willensleben entspringt und besser Suggestion genannt werden sollte, jenem emotionalen Subjektivismus, der unsere einzige Möglichkeit zu Objektivität, Offenheit, Selbstüberwindung, Wahrheit und *Erkenntnis,* nämlich das Denken und die Reflexion, außer Gefecht setzt.

Der Mensch als Industriepalast



Aus Fritz Kahn: DAS LEBEN DES MENSCHEN

Was war es denn, was Scharen von hochintelligenten Menschen, die für größere Mitmenschlichkeit in der Gesellschaft wirken wollten – was war es, was sie dazu brachte, die fürchterlichen Verbrechen am Mitmenschen, wie sie zum Beispiel im Namen der kommunistischen Idee begangen wurden, zu akzeptieren oder auf alle Fälle zu entschuldigen und nach besten Kräften zu bagatellisiern? Es war dieser unselige *Glaube* an eine heilige Sache, an die Idee, an die Partei, an die Kirche, an die Klasse, die Rasse, das Volk, die Nation, Gott – oder wie die Altare alle heißen, auf denen sich die Menschen durch die Zeiten hindurch gegenseitig geopfert haben.

Selbstverständlich geht es darum, ob und *was* wir von unserer historischen Wirklichkeit lernen können. In diesem groben Muster, das ich, natürlich mit ungeheuren Vereinfachungen, aufzuzeigen versucht habe, liegt, so denke ich, eine klare Lehre: Langsam und in zahlreichen Wandlungen und Zwischenstufen hat sich unsere Geschichte wegbewegt von einer Auffassung vom Menschen, welche das Hauptgewicht auf das Seelisch-Geistige legte und das Körperliche und Materielle als etwas Niedrigeres und weniger Wirkliches ansah – hinüber zu einer Auffassung, welche dieses alte Bild umkehrt und allen Nachdruck auf das Körperliche und Materielle legt. Beide Bilder vom Menschenwesen sind gleich katastrophal für unsere Mitmenschlichkeit.

Gegen den letzten Satz können Philosophen tiefsinnige Einwände erheben, indem sie sagen, daß eine solche Aussage doch einen objektiven Maßstab voraussetze: Was ist eigentlich Menschlichkeit? Darauf muß man ihnen eine sehr einfache Antwort geben: Es ist nichts anderes, als mit diesem Körper und diesem Bewußtsein zu existieren, mit diesem äußeren und inneren Leben, das ich nun einmal habe und meine Mitmenschen haben sehe. Und die Aussage, daß die zwei genannten Auffassungen vom Menschen gleich katastrophal seien, die baut ganz einfach auf einer natürlichen Identifikation mit denjenigen Menschen, die auf diesen Altaren geopfert worden sind. Ich kann die Katastrophe *miterleben.* Das Erleben des Mitmenschen, oder der Kontakt zwischen Menschen überhaupt, entspringt dieser Möglichkeit zur Identifikation, ist also ein Erlebnis von *Wesenseinheit.* Ohne dieses Erlebnis gäbe es keine Kommunikation zwischen den Menschen, keine Kultur, und unsere Geschichte wäre ausschließlich ein Stück Naturgeschichte. In der Möglichkeit zur Identifikation, in der Fähigkeit, eine gemeinsame Wesenseinheit quer durch die verschiedensten äußeren und inneren

Formen hindurch zu erleben, liegt unsere elementare Menschlichkeit, unsere *Mitmenschlichkeit.* Durch sie sind die Menschen langsam aber sicher aus der naturgegebenen Isolation in Stämmen und Gruppen ausgebrochen, aus denen ihre Gesellschaft bestand, und haben sich zu immer größeren Gemeinschaften zusammengeschlossen, durch sie haben sie in immer weiteren Kreisen zusammengefunden. Aber gegen diese Fähigkeit und dieses Bedürfnis wirken starke Kräfte in uns, alte, rückwärtsstrebende Kräfte, die diesen Weg, fort vom Naturgegebenen und hin zum Menschlichen, nicht wollen. Diese Kräfte sind irrational, und damit sie wirklich zum Zuge kommen, um unsere Menschlichkeit, unsere Individualität – den einzigen Keimpunkt unserer Universalität – zu übertönen und zu ersticken und uns zu verwandeln in besinnungslos gegen Massen anbrüllende Massen, um dies zu erreichen, müssen sie zuerst unser Denken, unser Organ für Wahrheit und Freiheit ausschalten. Ist das erst gelungen, kann man die Massen dazu bringen, jeden beliebigen Unsinn zu glauben. Beispiele dafür gibt es mehr als genug.

Also: Aus dem Umstand, daß beide skizzierten Menschenbilder zu gleichgroßen Unmenschlichkeiten führen können und im selben hohen Maße zum Inhalt eines Glaubens oder einer Suggestion gemacht werden, die das menschliche Zentralorgan ausschalten, müssen wir schließen, daß beide die menschliche Wirklichkeit verfälschen. Der Mensch ist weder in erster Linie Seele und Geist, noch in erster Linie Körper und materielle Bedürfnisse. Er ist ein Wesen, das für sich selbst und für den andern als eine *Einheit* aus Körper, Seele und Geist erscheint. Und für die volle Entfaltung der menschlichen Natur ist jedes dieser Organe mitsamt seinen Bedürfnissen ebenso von Bedeutung wie die beiden andern. Egal welches dieser Glieder in einer Gesellschaft verkannt oder unterschätzt wird, es ist in jedem Falle für den Menschen entwürdigend und entstellend. Man kann den Materialismus sehr gut verstehen, der in den letzten Jahrhunderten im westlichen Kulturleben so mächtig aufgekommen ist – man kann ihn verstehen als Reaktion auf die Vergangenheit. Aber trotzdem: Diejenigen, welche behaupten, daß wir vom Brot allein leben, und diese Auffassung verbreiten können, so daß sie Gesinnung schafft, bedeuten eine ebenso große Gefahr für unsere Menschlichkeit wie diejenigen, die gemeint haben, es genüge, dem Sklaven gerade so viel Brot zu geben, daß sein Körper arbeiten könne, weil der eigentliche Mensch in diesem Körper ja von Gottes Wort lebe... Der Mensch *braucht* eine materielle Grundlage, aber er braucht ebensosehr etwas, was dieser Grundlage bedarf, etwas, was er darauf bauen kann, einen inneren Sinn und eine Richtung, einen Sinn für die Entwicklung seiner Fähigkeiten und Möglichkeiten. Aber ein solcher Sinn entschwindet uns, wenn wir dahin kommen zu glauben, unser inneres Leben sei nur Scheinwirklichkeit und die Vorstellung von seiner Bedeutung für den Menschen nur ein Relikt mittelalterlichen Aberglaubens. Der sonderbare und oft panikartige Aufruhr gegen die Gesellschaft, in den sich viele der heutigen Jugendlichen stürzen, ist, so glaube ich, im Innersten eine Auflehnung gegen den sinnlosen Wohlfahrtsstaat, *gegen den großen planierten Baugrund, von dem man vergessen hat, daß darauf etwas gebaut werden sollte.*

Das Verlagern des Schwerpunktes auf die materielle Ebene – oder die Konzentration unserer inneren Energie auf diese Ebene – hat auch in der großen globalen Perspektive unheimliche Konsequenzen. Wenn dasjenige allein unsere Wirklichkeit ist, was die Güter, die wir der Erde abpressen können, verbraucht, wenn also die Industrie der höchste Ausdruck menschlicher Wirksamkeit ist und der Lebensstandard Maßstab für Glück und Entfaltung unseres Wesens, dann, glaube ich, ist die Einheit der Menschen ferner als je – und die Zeit der großen Kriege eingeleitet. – Nun gibt es ja viele, die glauben, die Angst, die große Feuerdrohung der Bombe, könne die Menschen zur Vernunft bringen, so daß sie einander anständig behandeln. Aber es sind ja in erster Linie die Lenker der Staaten und die Generäle, die auf diese Weise zur Vernunft gebracht werden müßten, und das geht nur unter der Voraussetzung, daß sie eine solche haben. Wir haben Beispiele genug, die einen daran zweifeln lassen können. Im übrigen haben Greuel die Menschen noch nie vernünftig gemacht, im Gegenteil. Wenn Menschen gegenüber Katastrophensituationen vernünftig handeln und einen klaren Kopf behalten können, so, weil sie imstande sind die Angst zu *überwinden, weil sie einen Halt in etwas haben, dem die drohende Katastrophe nichts anhaben kann.*

Teilhard de Chardin wurde einmal von einem philosophischen Freund vorgeworfen, er ginge nicht in genügendem Maße auf *das Problem des Bösen* ein. Er antwortete: „Ihr seid alle vom Bösen gelähmt." Das ist gefährlich schnell der Fall – und gerade *das* ist das Böse; daß es einen lähmt und blind macht für alles andere. Man muß es sehen, aber dabei keinen Moment vergessen, daß man es als das Böse nur deshalb sieht und erlebt, weil man in sich ein Bild des guten trägt. Ich glaube, in unserer heutigen Weltlage ist es nicht unrealistisch zu sagen, daß der gewaltige Sturmangriff auf die Menschlichkeit, dessen Zeugen wir geworden sind, so heftig miterlebt wird, weil *trotz allem* die Mitmenschlichkeit in unserem Bewußtsein so stark geworden ist. Die Greuel werden mehr als je zuvor erlebt als atavistischer Aufruhr, als panische Reaktion gegen etwas, das sich heute in unserer Welt hervorkämpft.

Ich habe gesagt, man dürfe über der Karikatur die Wirklichkeit nicht vergessen. In mancher Hinsicht waren wohl die Nürnberger Prozesse eine Karikatur, aber eine prophetische Karikatur, ein Zeugnis für etwas, was im Entstehen begriffen ist. Ich zweifle daran, daß die Politiker, die dahinter standen, wirklich wußten, was sie taten. Denn was hier geschah, war im Prinzip ein Bruch mit bestimmten Grundsätzen unserer ganzen bisherigen Geschichte. Was geschah, war kurz gesagt das folgende: Gewisse Personen, rechtmäßig angestellte Beamte, Offiziere usw. eines Staates, der als solcher anerkannt war von sämtlichen Mächten, die nachher über ihn zu Gericht saßen – gewisse Angestellte dieses Staates wurden dafür angeklagt und verurteilt, daß sie gewisse Befehle ausgeführt hatten, die

sie von ihrem Staat bekommen hatten. Sie wurden angeklagt und verurteilt, weil sie gehorsame Bürger gewesen waren – angeklagt und verurteilt, weil sie nicht *persönlich,* individuell erkannt hatten, daß diese Befehle Verbrechen gegen die Menschlichkeit bedeuteten und daraus die Konsequenzen gezogen hatten. *Sie wurden mit anderen Worten angeklagt und verurteilt, weil sie sich nicht gegen die rechtmäßigen Behörden ihres eigenen Staates aufgelehnt hatten.* Sie sahen sich vor eine Forderung gestellt, die ganz einfach darauf hinausläuft, daß jeder einzelne Mensch, sei er nun Staatsbeamter oder nicht, hoch oder niedrig, verpflichtet ist, das, was er gerade tut, zu beurteilen – nicht aus den Gesetzen seines Landes und der Einstellung seiner Behörden heraus, *sondern einzig und allein als Mitmensch im Verhältnis zu Mitmenschen.* Tut er das nicht, oder handelt er nicht gemäß seiner Beurteilung, die möglicherweise in absolutem Gegensatz zu seiner rechtmäßigen Behörde steht, so kann er riskieren, als Verbrecher verurteilt zu werden. Vom Standpunkt der alten Gesellschaft aus, ist dies zweifellos der gründlichste Aufstand, der sich denken läßt, ein Aufstand *gegen* jede Art von äußerer autoritärer Moral und *für* das Individuum und seine Freiheit, für den Mitmenschen und die Menschheit. Zentraler kann das Individuum nicht gestellt, stärker seine Verantwortung nicht geltend gemacht werden – Verantwortung nicht gegenüber einem einzelnen Staat und seinen Gesetzen, sondern gegenüber dem Individuum, wo es auch immer ist – seine Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft der Menschheit.

Es scheint, als ob es sich in der Geschichte stets so verhält, daß die Zukunft geboren wird, wenn die Vergangenheit am schlimmsten wütet – daß unser Verlangen nach Licht erst Licht *wird,* wenn uns die Dunkelheit am stärksten bedrängt. In der finstersten Zeit der mittelalterlichen Kirche wurden von Männern wie Eckehart und Nikolaus Cusanus die Gedanken gesät, die später das vorchristliche, erstarrte Weltbild der Kirche sprengen und die frei denkende und schöpferische Persönlichkeit sich entfalten lassen sollten.

Nie, so möchte man glauben, war die Welt weiter von der Idee der universellen Verantwortung des Individuums und der Einheit der Menschheit entfern, als nach dem letzten Weltkrieg. Und doch war es gerade diese Idee, die jetzt mit neuer Kraft aufblühte, nicht an einen einzelnen Namen geknüpft, nicht als philosophische These, sondern als geschichtliche Kraft. Sie spricht ebenso eindringlich zu unserem Gefühlsleben wie zu unserer Vernunft und trägt jedem einzelnen Menschen auf, sich der Welt, der Geschichte und seiner Verantwortung für die Zukunft bewußt zu werden. Was können wir tun, um dieser Verantwortung nachzukommen?

Die Antwort ist einfach: Als erstes müssen wir versuchen, jede Handlung – die praktische so gut wie die intellektuelle! – nicht von irgendwelchen engstirnigen Eigeninteressen aus zu beurteilen, sondern daran zu messen, ob sie die Einheit in der Welt und die Offenheit unter den Menschen fördert oder hindert. Das ist ebenso leicht gesagt, wie es schwierig ist zu tun. Es ist ebenso schwierig wie notwendig. *Eine* absolute Voraussetzung dafür gibt es jedoch, die zu erfüllen wir uns alle bemühen können: uns wach zu halten, wachsam gegen alles, was uns zu etwas anderem machen will als zu denkenden und selbständig urteilenden Individuen, gegen alles, was uns *benützen* will, was uns *mittreiben* lassen will, und danach zu streben, geistesgegenwärtig in der Welt und der Zeit und gegenüber den Mitmenschen zu sein – und uns dann nicht abschrecken zu lassen, wenn unser Urteil und unsere Haltung uns zusammenprallen lassen mit dem Erzfeind: *mit der Masse, der Bewußtlosigkeit.*

Der Schriftgelehrte fragte den Menschensohn: Wer ist mein Nächster? Dieser antwortete nicht mit einer theoretischen Auslegung, sondern mit dem Gleichnis von jenem Mann, der sich des Unglücklichen am Straßenrand annahm – im Gegensatz zu den andern, die blind und gleichgültig an ihm vorübergingen. Wer war also der Nächste des Unglücklichen? Damit wendete Christus die Frage um und richtete sie an den Fragenden selbst: Nicht wer mein Nächster, mein Mitmensch sei, ist die Frage, sondern: Bin *ich selbst* Mitmensch, bin ich wach genug, um mich selbst zu sehen in dem, der mir begegnet, Menschensohn genug, um die gemeinsame Einheit zu sehen – und diese Gemeinsamkeit auf mich zu nehmen?

Anmerkungen

Wo nicht anders vermerkt, stammen die Anmerkungen vom Übersetzer.

1 Nach 1945 wurden bei der gerichtlichen Verfolgung norwegischer „Nazisten" 92000 Menschen erfaßt, 55000 davon bestraft (= ca. 2 % der Bevölkerung).

2 Brynildsen selbst war aus ethischen Gründen ein vehementer Gegner der Todesstrafe, vgl. seinen nach dem Krieg erschienenen Essay DOMMEN TIL DØDEN.

3 s. Zoe Oldenburg: THE MASSACRE OF MONT SEGUR, London 1960 (Anm. d. Autors).

4 nach THE BHAGAVAD GITA, transl. by Juan Mascaró, Harmondsworth 1967 (Penguin Classics) II, 22f.

5 Flavius Valerius Constantin(us) „der Große", um 274-337, römischer Kaiser (306-337).

6 Silvester I, 314-335, Papst, gest. 31. 12. 335, Heiliger, Römer.

7 Kurt Dietrich Schmidt: GRUNDRISS DER KIRCHENGESCHICHTE, Göttingen 1954 (Anm. d. Autors); S. 190.

8 Laurentius (Lorentius) Valla, 1405/07-1457, röm. Humanist, Prof. der Rhetorik, ab 1448 Sekretär am päpstl. Hof, 1440 in seiner Schrift DE FALSO CREDITA ET EMENTIA CONSTANTINI DONATIONE DECLAMTIO. Wurde damit zum Wegbereiter der mod. hist. Kritik.

9 Matthäus 25,40.

10 Boris Pasternak: DOKTOR SCHIWAGO, Frankfurt a. M. 1956. S. 488.

Schattenbilder

Markus Zehringer

Naturwissenschaft heute

I.

Daß die moderne Naturwissenschaft heute in einer Krise steckt, das weiß jeder. Der „Mann auf der Straße" scheint es gar besser zu wissen als der Wissenschaftler selbst. Allerdings beruht dies oft darauf, daß das Interesse, die Skepsis und schließlich die Kritik an der Naturwissenschaft durch Einzelprobleme wie Seveso, Harrisburg etc. geweckt werden, die sich auch leider in immer vermehrterem Maße stellen.

Doch nicht nur Skepsis und Angst, sondern auch offene Ablehnung, die auf emotionaler Basis beruht, sind Früchte dieser Fehltritte der Naturwissenschaft.

Frage ich aber den „Mann auf der Straße", was eigentlich in Seveso geschehen sei, oder warum es den sauren Regen gäbe, so erhalte ich sehr dürftige Antworten, die oft verzerrt und von Gefühlen beeinflußt sind. Natürlich darf ich keine wissenschaftlichen Erklärungen verlangen. Vielmehr vermisse ich das Nachdenken über das *Warum* all dieser Katastrophen, wie auch die Einsicht, daß wir alle zusammen letzthin deren Verursacher sind.

Warum wird die Verantwortung immer auf den „anderen" übertragen? Es ist eben einfach, zu sagen: „Ich bin schon recht, nur meine Umwelt ist schlecht".

Unter den Naturwissenschaftlern sind es ihrer noch viel weniger, die über die Naturwissenschaft nachdenken und zu ergründen suchen, warum wir heute in dieser Krise stecken.

II.

Wie kommt es nun, daß nur wenige Naturwissenschaftler über ihre Arbeit nachdenken?

Vielleicht fehlt es ihnen an Mut dazu? Oder sie sind so naiv, an eine heile Welt zu glauben? Haben sie etwa Angst oder glauben sie einfach, immer das Richtige zu tun?

Nun, die Gründe liegen sicher viel tiefer und reichen bis Galilei und noch weiter zurück. Man kann sich fragen, was die Naturwissenschaft aus ihrer Geschichte gelernt hat.

Das „Wie man etwas tut" hat sie wohl zu beherrschen gelernt, doch das „Warum", das Philosophieren also, ist ihr abhanden gekommen. Leider ist die ganze Fragestellung zu schwierig und würde notwendigerweise zu erkenntnistheoretischen Grundproblemen führen, und kann deshalb hier nicht weiter ausgeführt werden.

III.

Wie steht es aber heute mit der Ausbildung der Naturwissenschaftler?

Möglichst früh wird versucht, die Kinder zu technisieren und zu „mathematisieren". Das heißt, das abstrakte Formeldenken und die Abhängigkeit von Maschinen jeglicher Art zu fördern. Nun, das alleine genügt ja nicht, um Naturwissenschaftler zu „züchten", denn jedermann besitzt heute seine elektrische Zahnbürste und seine Digitaluhr mit eingebautem Rechner.

Früher mußte der spätere Naturwissenschaftler entweder Freude am Probieren und Basteln zeigen oder sich stundenlang in mathematische Formeln vertiefen können, währenddessen seine Schulkameraden draußen Fußball spielten. Heute wird der Beruf des Wissenschaftlers weniger als „Berufung" denn als Broterwerb angesehen. Aber gerade diese Tatsache tut dem WARUM-Denken einen nicht zu unterschätzenden Abbruch: Warum auch über die eigene Arbeit nachdenken, wenn niemand es verlangt und man mit meiner Arbeit zufrieden ist?

Die endgültige Entscheidung für die Naturwissenschaften wird nach bestandener Maturitätsprüfung gefällt, wenn sich nämlich bei der Immatrikulation an einer Hochschule die Wahl der Fakultät und Studienrichtung stellt. Nach erfolgter Wahl geht es rapide „vorwärts". Schub für Schub wird dem Studenten eine Fülle von Daten und Fakten eingetrichtert und durch Prüfungen jeweils richtig ins Gehirn eingebrannt, vergleichbar mit einer Zuckerdose, die portionenweise gefüllt und immer wieder geschüttelt wird, damit noch mehr darin Platz finde.

Der Student hat also wenig bis gar keine Zeit, darüber nachzudenken, ob er beispielsweise auch die richtige Fakultät gewählt hat. Nicht selten kommt nach erfolgreichem Abschluß die große Ernüchterung mit der Erkenntnis, nun diplomierter Biologe zu sein und eigentlich lieber Kunstgeschichte studieren gewollt zu haben.

Daß es in diesen strengen Studienjahren nur wenigen gelingt, auch philosophische Gedanken zu entwickeln, darf deshalb nicht verwundern. Auch ich bin eher aus „Zufall" darauf gestoßen.

IV.

Die moderne Naturwissenschaft steckt heute in einer Zwickmühle, natürlich auch deren Mitglieder. Das Schlimmste ist, daß der größte Teil der Wissenschaftler es gar nicht weiß oder wahrhaben will.

Natürlich ist es eine *seelische* Zwickmühle, deren Konsequenzen sich aber in *materiellen* Problemen (Seveso etc.) zeigen. Diese seelische Not ist jedoch im Sinne der modernen Naturwissenschaft gar nicht meßbar, sprich „beweisbar", also für sie nicht existent.

Was verstehe ich nun unter „Zwickmühle"? Damit meine ich, daß ich meine Laboratoriumsarbeit durchzuführen habe, auch wenn ich durch das Denken über diese Arbeit erkenne, daß sie entweder „sinnlos" oder für den Menschen völlig bedeutungslos ist.

Jedem Wissenschaftler, der seinen Sinnen traut, und sie auch zu gebrauchen wagt, muß diese Situation bewußt werden.

Die Arbeit im Labor ist scheinbar eine Arbeit wie jede andere auch. Sie ist wie jede ernstgenommene Arbeit keine leichte, ganz bestimmt nicht.

Im Sektor der Ökologie beispielsweise werden heute mit viel Vernunft und Voraussicht Maßnahmen zum Schutze der Natur getroffen. Doch beim näheren Betrachten, entpuppen sie sich alle als oberflächlich. Wohl wird von der „Biosphäre" geredet, aber in rein materialistischem Sinne. Die Natur wird respektiert, aber auf wissenschaftliche Art, nämlich ohne Herzen. Auch wird oft vergessen, daß wir Menschen Teil der Natur sind.

Markus Zehringer, *1957, studierte Chemie und arbeitet zur Zeit an einer Dissertation über Schwermetallabsorption von Getreidepflanzen.

V.

Dieses oberflächliche Denken begegnet mit Tag für Tag in den stets gleichgültigen Mienen der Mitmenschen etwa oder im Nach-mir-die-Sintflut-Denken vieler Leute. Auch im Genuß an oberflächlichen Freuden.

Warum verschlingen alle Leute das große Feuerwerk der Katastrophen, anstatt die abendliche Atmosphäre (Duft der Linden, Silhoutte der Häuserreihen, die sich im Rhein spiegelt) in sich aufzunehmen?

Letztere Dinge sind eben gewöhnliche, welche wir Tag für Tag erleben und deshalb nur unbewußt warhnehmen. Bewußtes Erleben aller Einzelheiten des Lebens (ein Idealfall) würde notgedrungen zu Welterkenntnissen, das heißt Erkennen von Weltzusammenhängen, führen.

Doch solange nicht jedermann sich ein bewußteres Denken, Handeln und auch Fühlen angeeignet hat, wird sich auf dieser Welt auch nur Oberflächliches ändern können.

Hans G. Helms

Die elektronische Wohnstube

Wenn ich mittags Hunger bekomme und zum Lunch über die Straße zu *Mama Lila* gehe, meinem Stammlokal auf dem Broadway, darf ich nicht vergessen, das Telefon in die Tasche zu stecken. Es ist ein kabelloses Telefon, bloß ein Hörer mit eingebauter Wähltastatur: so erreichen mich Anrufer auch beim Essen.

Mein kabelloses Telefon reagiert auf Anrufe bei mir zu Hause bis zu einer Entfernung von rund 200 Metern. Warte ich also auf einen wichtigen Anruf, kann ich nun zwar die Wohnung verlassen, doch mein Aktionsradius ist ziemlich begrenzt. Der nächste Supermarkt, der Zeitungsstand, der Tabakladen und *Mama Lila* liegen innerhalb des Radius, auch noch die nächste Post, aber Schreibmaschinenpapier kann ich nur einkaufen, wenn keine wichtigen Telefonate ins Haus stehen.

Das wird sich freilich bald ändern. *National Public Radio* – das ist kein Staatsrundfunk, wie man denken könnte, sondern eine von Spenden und freiwilligen Hörerbeiträgen getragene Kette von nichtkommerziellen Sendern – will in diesem oder dem kommenden Jahr einen bundesweiten Telefonrufdienst einrichten. Gegen eine mäßige Gebühr mietet man seinen persönlichen elektronischen Benachrichtiger: ein winziges Gerät, wie es schon Ärzte in Krankenhäusern tragen. Wenn's dann bei mir zu Hause in New York klingelt, ich aber recherchiere gerade in Oklahoma, 3000 Kilometer entfernt, »beept« das Gerät. Ich gehe ans nächste Telefon, gebe meine Codenummer ein und werde automatisch mit dem Anrufer verbunden, der mich in New York vermutet.

Hans G. Helms lebt als freier Schriftsteller in Köln und New York.

Abdruck aus der Zeitschrift MERKUR, Heft 3, 37. Jahrgang, 1983. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages.

Auch die Personendatenerfassung der neuen Bundesregierung in Bonn, über die sich manche Bundesbürger aufregen, hat, informationstechnisch betrachtet, bloß Vorteile aufzuweisen. Sicher denkt man in Bonn wie in Washington vor allem an den Komfort des Bürgers daheim und auf Reisen. Wenn nämlich auf der Grundlage der elektronischen Datenerfassung die Allzweckcodekarte ausgegeben werden kann, dann wird sie neben besonderen Kennzeichen, Augenfarbe, politischer Gesinnung, Kontonummer, Fahrerlaubnis auch die unverwechselbar einmalige Telefonnummer enthalten. Besitzt man außerdem noch so einen kleinen elektronischen *beep* oder ein kabelloses Minitaschentelefon, kann man überall in der Welt, im Auto oder im Flugzeug, am Strand oder in der Sauna, aber auch in den schönen Stunden, die man nicht allein im Bett zubringt, angerufen werden und anrufen. Die Gebühr wird automatisch der Telefonrechnung angelastet, die man über Heimcomputer bezahlt. Auch das Bezahlen von Rechnungen über Heimcomputer kann man von jedem beliebigen Ort aus vornehmen, einfach indem man seinen Heimcomputer zu Hause anruft und ihm die entsprechenden Anweisungen erteilt. Und Vater Staat weiß, wo sich seine Bürger herumtreiben.

Gibt es ein Gedränge in der Telefonleitung, schaltet der Telefoncomputer die Wartenden auf die Warteschleife und unterhält sie mit Musik, selbstausgewählter oder gar mit dem Heimcomputer selbstgemachter Musik mit der persönlichen Note, bis die Leitung frei wird. Ist aber das Gedränge zu groß oder ist man nicht in der Laune, mit Leuten zu reden, siebt der Telefoncomputer die Anrufe: von einem kleinen Videoschirm liest man die Nummern und Namen der Anrufer ab und sucht sich bloß jene Gespräche aus, auf die man Wert legt. Für sehr auf Ruhe bedachte Menschen gibt's die Möglichkeit, sich durch einen persönlichen Geheimcode, den man seiner öffentlichen Telefonnummer zufügt, vor allen unliebsamen Anrufern zu schützen: sie fordert der Computer auf, Namen, Nummer und Begehr zu hinterlassen, und er versichert, der Ruhebedürftige werde zurückrufen. Nur die intimsten Freunde oder Freundinnen kennen den Codezusatz.

Dies ist kein Zukunftsroman, sondern für harte Dollars käufliche Wirklichkeit oder zumindest technisch machbar. Wie in der Fabrik, im Büro, im Supermarkt oder in der Bank werden wir Menschen des 20. Jahrhunderts jetzt auch in unserer Privatsphäre verkabelt und computerisiert. Dabei spielt das zum Mikrocomputer verwandelte Telefon, das Drucktastentelefon, eine ähnlich entscheidende Rolle wie das Fernsehgerät, dessen moderne Variante zugleich als Bildschirm für den Heimcomputer, die Bildschirmzeitung, das Scheckheft dient, als Spielplatz für den elektronischen Blitzkrieg mit *PACMAN* oder *E.T.* und als Heim-Arbeitsplatz für die Mutter, die auf Teilzeitbasis für eine Bank oder eine Versicherung Computer bedient.

In Columbus, Ohio, hat der aus einer Filmgesellschaft hervorgegangene Unterhaltungskonzern *Warner Communications* ein Kabelfernsehnetz eingerichtet, das als Modell für das dienen mag, was uns ins Haus steht. Die total verkabelten Einwohner dieser langweiligen Groß- und Universitätsstadt im Mittelwesten haben die Wahl zwischen insgesamt rund 80 Kanälen. Davon bieten etwa zwölf Kanäle jene mit Werbung durchsetzten Programme, wie sie jeder andere Zuschauer in den USA auch zu sehen bekommt, wenn er sein Gerät einschaltet. Daneben kann er auf drei Kanälen gegen Bezahlung die neuesten Filme, die neuesten Schallplatten oder das neueste an Kinderunterhaltung kaufen. Gegen eine Grundgebühr wird sein Gerät an diese Kanäle angeschlossen, und seine Fernsehrechnung wird zu einem festen Stundenpreis mit den 20 Stunden Film, 40 Stunden Kinderunterhaltung und 80 Stunden Hits belastet, die er und seine Familie monatlich konsumieren.

Was er wahrscheinlich nicht weiß, ist die Tatsache, daß er *Warner Communications* als Versuchskarnickel dient. Als nach dem Riesenerfolg mit dem Film *Superman* ein zweiter Teil nachgeschoben werden sollte, kamen die *Warner*-Manager auf die Idee, unterschiedliche Rohschnittfassungen der Fortsetzung an ihren Kabelfernsehkunden in Columbus und einigen anderen verkabelten Gemeinden auszuprobieren. Da die meisten der Fernseher bereits über jenes Zusatzgerät verfügten, mit dem man auf seiner Flimmerkiste Videospiele spielen kann, forderte *Warner* die Zuschauer auf, bei jeder gelungenen Szene ihrem Vergnügen mit einer Bewegung des *joy stick*, des Spielhebels, Nachdruck zu verleihen, aber auch ihrem Mißvergnügen über verunglückte Gags durch eine andere Hebelbewegung.

Um sicherzugehen, befragte man anschließend jene unter den Televersuchskaninchen, die einen Zusatz für *Videotex* oder einen Heimcomputer besitzen, wie ihnen der Film gefallen habe, welche Szenen besonders packend waren usw. Was das große, noch unverkabelte Publikum dann später in den Kinos konsumieren durfte, das war eine Endfassung, die erst auf Grund der Ergebnisse mit den Kabelmenschen hergestellt worden war. – *Warner* gibt solche Publikumsmanipulation als »kreative Mitarbeit« der Zuschauer aus.

Angeblich, vorgeblich geht es beim Kabelfernsehen um Bildung und Demokratie, um Mitbestimmung der Bürger über Prozesse, die ihre Existenz in diese oder jene Richtung lenken. So auch bei *Warner Communications.* Die erfolgreichste Konzerntochter ist die Firma *Atari,* die Großmacht auf dem Kriegsschauplatz der elektronischen Spiele. *Atari* testet ihre *PACMANs* und *Space Invaders* in den Spielhallen. Was dort geht, wird als Kassette »für Zuhause« ein zweites Mal vermarktet. Und weil *Atari* gemerkt hat, daß die professionellen Spielemacher in den USA und Japan nicht unbedingt die cleversten Einfälle haben, fordert sie jetzt die Heimspieler auf, auf ihren Heimgeräten und mit Hilfe eines *Atari*-Heimcomputers neue Spiele zu erfinden. Die dürfen die arglosen Erfinder dann über Kabelfernsehen den anderen Verkabelten vorführen und sie mitspielen lassen, sorgsam überwacht von *Warner*-Managern. Stellt sich dann heraus, daß solch ein Spiel ankommt, erwirbt *Warner-Atari* es in Lizenz.

Auf diese Weise hat *Atari* die höchst erfolgreiche Spiel-Lern-Kassette *Mein erstes Alphabet* für eine geringe Lizenzgebühr erworben. Nicht so aggressiv wie die meisten Videospiele, soll diese Kassette Drei- oder Vierjährigen angeblich zum spielerischen Erlernen des Alphabets verhelfen. In Bildersprache, doch anders als in alten Fibeln in einer Sprache aus elektronisch zuckend bewegten Bildern. Selbst wenn es stimmen sollte, daß das damit spielende Kind dabei das Alphabet lernt, fragt man sich: wozu? Die ganze Welt des Kabelfernsehens kommt im Grunde mit bildlichen Symbolen und Zahlen aus, egal ob man sich unterhalten läßt, ob man per Heimcomputer einkauft, ob man spielt, Spiele erfindet, Computerheimarbeit verrichtet oder Banktransaktionen vornimmt. Doch selbst wenn man unterstellt, das computergesäugte Kind lerne zu buchstabieren, kann es dann wirklich auch lesen und schreiben, und mehr noch, lernt es so etwa zu denken?

Ist es etwa bloß der Spieltrieb, ist es nicht vielmehr gerade die Erfahrungs- und Wehrlosigkeit der Kinder, gepaart mit ihrer Beeindruckbarkeit, die die Unterhaltungskonzerne veranlaßt hat, die elektronische Revolution in den Wohnzimmern durch die Kinder zu veranstalten? Kinder sind die primäre Zielgruppe; denn die Konzerne wissen: sind die Kinder erst einmal computersüchtig gemacht, können sich die Erwachsenen nicht mehr wehren. Deshalb der Großeinsatz von Heimcomputern in den Klassenzimmern, und die Lehrer gehen hilfreich zur Hand, stolz darauf, Wegbereiter der Menschheit in die frustlose Welt der Mikrochips zu sein.

Atari wirbt für ihre Heimcomputer mit der Behauptung, sie seien »kindersicher«. Doch wie schützen die *Atari*-Manager die Eltern davor, daß ihre computergeübten Sprößlinge das Familienkonto leeren, im elektronischen Warenhaus Großeinkäufe tätigen oder das computergesteuerte Wohnungssicherungssystem so manipulieren, daß die Feuerwehr angerast kommt? Wer hindert die Teenager, sich statt der dreitausendsten Fortsetzung von *E.T.* eine jener Brutalsex- oder Sadoshows anzusehen, die in New York beispielsweise von gewissenlosen Mitbürgern ins Programm gebracht werden? Denn die öffentlichen oder Publikumskanäle, die ja angeblich der demokratischen Mitbestimmung dienen sollen, sind jedem zugänglich, der sich für 75 oder 100 Dollar Fernsehzeit kaufen kann. Da kann er seine Heimproduktionen ablassen, kann zeigen, wie seine Freundin unter elektronisch verstärktem hysterischen Lachen eine tote Ratte verspeist. Er kann seine Computerkunstfertigkeit vorführen, indem er seine nackte Frau wie ein Ritualschlächter zerlegt, und er selbst und seine Freunde verlustieren sich an dem süßen Menschenfleisch. Oder er kann zu existentialistisch Selbstgedichtetem in Zeitlupe seinen Schäferhund erschießen.

All diese und schlimmere Heimcomputerproduktionen sind 1982 über die beiden großen New Yorker *Public Access*-Kabelsysteme geflimmert, wie das *Wall Street Journal* kurz vor Weihnachten berichtete. Die von der *Journal*-Reporterin Laura Landro befragten Kabelmanager erklären, sie seien machtlos gegen derartige Mißbräuche; das sei alles ganz legal.

Nicht bloß legal, sondern als staatserhaltend betrachtet und von der Obrigkeit erwünscht ist die Vermarktung der Politik, wie sie in vielen Kabelsystemen, die *Public Access*-Kanäle haben, betrieben wird. Man überträgt beispielsweise eine Rede Präsident Reagens und fordert – ähnlich wie bei *Superman II* – die Zuschauer auf, durch bestimmte Aktionen mit dem *joy stick* Zustimmung oder Ablehnung zu den einzelnen Absätzen oder Sätzen kundzutun. *Videotex*-Computerbefragungen ausgewählter Zuschauer runden das demographische Ergebnis ab, auf Grund dessen Reagan zwar seine antisoziale Politik nicht ändert, aber seine *speechwriters* in die Lage versetzt werden, garantierte Erfolgsreden zu verfassen, getreu dem Motto von *Warner Communications:* nur das »zu tun, was die Menschen erfreut«. Politik als Lusterzeugung für die total entmündigten »Fernsehfamilien«.

Zynisch ist die Behauptung, die »Entscheidungen« der verkabelten Menschen über Präsidentenreden, Filme, Fernsehserien, Bestseller oder Hits hätten etwas mit Demokratie zu tun. In Wirklichkeit werden die Fernsehfamilien bloß immer fester in ein undurchdringliches Gewebe von Produktvermarktung eingesponnen, und es ist letzten Endes gleichgültig, ob das Produkt der nächste Präsident des Landes oder die Fortsetzung von *E.T.* oder *Superman* ist.

Was indessen noch gefährlicher ist und was die Konzernherren der Unterhaltungsbranche und der Kommunikationskonzerne geflissentlich verschweigen, das ist die in die Kabel- und Telefonsysteme eingebaute Rückkoppelung. Was immer die »Fernsehfamilie« am Heimcomputer, am Videospiel- oder Lerngerät oder am Telefon tut, das wird von den Steuerungscomputern der Systeme erfaßt. Der polizeilichen Überwachung der Bürger werden durch diese Systeme die letzten Hürden weggeräumt. Die »Fernsehfamilie« unserer nächsten Zukunft lebt sich virtuell auf einem Präsentierteller aus. Jeder, der über genügend Macht verfügt, kann ihre privaten und öffentlichen Gewohnheiten, Neigungen, Überzeugungen per Computer mühelos ausforschen, kann durch die diversen Kabelsysteme Überzeugungen unmerklich zersetzen, profitreiche Neigungen ebenso unmerklich verstärken.

Die Personaldatenerfassung und die Verkabelung arbeiten Hand in Hand, um auch – nach US-amerikanischen Vorbildern – die bundesrepublikanische Gesellschaft zu einer durchsichtigen Gesellschaft manipulierbarer »Fernsehfamilien« zu atomisieren.

Taja Gut

„Der Kampf mit dieser Welt ist einmal mein Amt und mein Beruf"
Versuch über Georg Friedrich Daumer und seine Begegnung mit Kaspar Hauser

„Nürnberg vereinigt alle möglichen Delicatessen unsers wüsten Alterthums; und ich wäre gleich gegangen, wie ich gekommen bin, mit zugedrückten Augen; aber ich finde in diesen Ruinen einen einsamen Menschen, der mich ungemein interessirt." So berichtet Arnold Ruge in seinem Erinnerungsbuch ZWEI JAHRE IN PARIS[1] uns präzisiert: *„Es ist der Dr. Pollio. Er ist viel freier, viel politischer, viel praktischer, als seine Bücher und hat noch eine schriftstellerische Zukunft, die man jetzt nicht vermuthet. Wie selten sieht man solche Männer! Ich verschiebe meine Abreise, um ihn weiter zu hören."*

Dieser „Dr. Pollio" hieß in Wirklichkeit Georg Friedrich Daumer. Stets *„so alt wie das Jahrhundert"*[2] – er war als drittes von sechs Kindern am 5. März 1800 in Nürnberg zur Welt gekommen –, zählte er zur Zeit von Ruges Besuch 43 Jahre. Und obwohl Schicksal und Umstände seines Daseins von *„eigenthümlich ungünstiger und hemmender Natur"*[3] waren und ihn lebenslange Krankheit und die ständige Gefahr zu erblinden nahezu arbeitsunfähig machten, hatte er bis dahin bereits rund zwanzig Bücher veröffentlicht. Entgegen Ruges Voraussage aber war sein gesamtes Lebenswerk, das – die unveröffentlichten Schriften nicht mitgezählt – um die 50 Titel umfaßt und einen der interessantesten Erkenntniswege des letzten Jahrhunderts widerspiegelt, bereits um 1900 in völlige Vergessenheit geraten. Einzig in zahlreichen Liedern von Johannes Brahms lebt noch, den meisten unbewußt, Daumersche Poesie fort.

Dieses Schicksal erstaunt nicht, wenn man das Werk dieses Menschen etwas näher kennt und seine Zeit mitbedenkt. Es waren die Jahrzehnte, in denen – nun ganz abgesehen von der sozialen Lage – religiöse Dogmatik und Intoleranz vergeblich ein alttestamentarisches Scheinchristentum gegenüber den rasch in alle Lebensgebiete eingreifenden neuen materialistisch-naturwissenschaftlichen Anschauungen zu bewahren suchten, welche sich zu einem euphorischen Höhepunkt aufschwangen.

Daumers Gedichtsammlungen, philosphische und kulturhistorische Untersuchungen, seine biografischen Darstellungen, polemischen und religionswissenschaftlichen Beiträge und nicht zuletzt die Arbeiten über Kaspar Hauser mußten sich ihrer innern Natur gemäß zwischen allen festgesetzten Standpunkten bewegen. In seinem Bemühen, in völlig selbständiger Geistesarbeit allen Widerständen zum Trotz vorzudringen zu dem, was er eine *„neue"*, Denken und Glauben vereinigende *„Religion"* nannte, war er gezwungen, in Begriffen sich auszudrücken, die nur zu leicht mißverstanden wurden. Dem *„ganz unbeschränkten Fortgang im Erkennen"*[4] fehlte zu jener Zeit eine angemessene Sprache, wie sie eigentlich erst im 20. Jahrhundert langsam errungen werden kann, nun, da die materialistische Weltauffassung uns als äußere Wirklichkeit gegenübersteht.

Die Erfahrung, *„dass ich nirgends an meinem Orte sei"* machte er schon in seinen frühesten Studienjahren. *„Die in meiner Natur liegende unglückselige Mischung von Eigenschaften, Anlagen und Trieben, welche die Welt nur getrennt zu fassen und zu brauchen weiss, brachte nach den verschiedensten Seiten hin bald diese, bald jene Disharmonie und Verstimmung hervor.* [...] *So war ich immer unbequem, isolirt, bei Seite geschoben."*[5] Es will fast unmöglich erscheinen, daß seine Zeitgenossen von ihren Standpunkten aus in dem bis zum Zerreißen widersprüchlichen Werk die lebendige, offene, folgerichtige Einheit überhaupt hätten erkennen können. *„Diese Einheit des Entgegengesetzten ist übrigens ein Grundzug meines Wesens* [...] *und war die Ursache,* [...] *dass ich mich der Welt, die nur die Zerreissung kennt und versteht, niemals recht verständlich machen konnte"*[6], bemerkt denn auch der Achtundsechzigjährige.

Daumers Werk, das sein Suchen und Irren mit ungewöhnlicher Ehrlichkeit dokumentiert, ist zugleich sein Leben, und es ist die eine Aufgabe des vorliegenden Versuchs, diesen unerhört modernen Lebensgang, zumindest ansatzweise, in seiner Methodik denkend nachzuempfinden. Diese Aufgabe ist untrennbar verbunden mit einer zweiten:

Kaspar Hauser

der Darstellung der für beide überaus entscheidenden Begegnung von Kaspar Hauser und Georg Friedrich Daumer.

Wie sehr sich Daumer mit seinem ehemaligen Schützling noch immer verbunden fühlte, davon zeugt sein letztes und umfangreichstes Buch über Kaspar Hauser[7]. *„Im Sinne eines* letzten Wortes *über diese Angelegenheit"*[8] unternimmt es der Dreiundsiebzigjährige hier noch einmal, den vierzig Jahre zuvor Ermordeten gegen die zunehmend gehässigen und verleumderischen Angriffe zu verteidigen.

Einer der Briefe, die Kaspar Hauser auf sich trug

Das
Kind ist schon getauft
sie Heist Kasper in Schreib
name wisen sie im selber
geben das Kind möchten
sie auf Zihen sein Vater
ist ein Schwolische gewesen
wen er 17 Jahr alt ist so
schicken sie im nach Nürnbe-
rg zu 6ten Schwolische
Begiment da ist auch sein
Vater gewesen ich bitte um
die erzihung bis 17 Jahre
gebohren ist er im 30 April
1812 im Jaher ich bin ein
armes Mägdlein ich kan
das Kind nicht ernehren
sein Vater ist gestorben

Eine Geschichte, die nicht zur Ruhe kommen soll

Die Welt ist kein Ort für Sanftmütige. Aber ohne die Sanftmütigen bestünde sie nicht. Die Geschichte von Kaspar Hauser findet kein Ende, sie hört nicht auf mit seinem Tod, so wenig wie sie mit seinem Auftauchen beginnt. *„Es ist, als ob ihr ein, bei allem Wechsel der Zeiten und Dinge, unvertilgbares Leben eigne, als ob sie wenigstens so lange nicht ruhen könne und solle, bis sie zu ihrem vom Schicksale bestimmten Ziele und Abschluss gekommen."*[9] Es ist im Grunde die exemplarische Geschichte von uns allen, in dem Maße als wir Individuen werden.

Die Rätselschrift dieses kurzen, außerordentlichen Lebens verlangt unter den verschiedensten Aspekten immer wieder neu nach einer Deutung. Hier soll im Zusammenhang mit dem Thema dieses Versuchs einer Begegnung gedacht werden, die in besonderer Weise erkennen läßt, daß der Mensch nur durch den Menschen zum Menschen wird. Eigenlich gehörten unmittelbar hier hinein auch Persönlichkeiten wie der Gefängniswärter *Andreas Hiltel,* das Nürnberger Bürgermeisterehepaar *Binder,* der Strafrechtsgelehrte *Anselm Ritter von Feuerbach,* der Gerichtsassessor *Gottlieb Freiherr von Tucher,* sowie Pfarrer *Heinrich Fuhrmann,* doch muß ich mich auf die zentrale Begegnung von Kaspar Hauser mit Georg Friedrich Daumer beschränken.

Die Geschichte, die nicht zu Ruhe kommen soll, setzt am Pfingstmontag des Jahres 1828, genauer am 26. Mai nachmittags gegen 16 Uhr auf dem Unschlittplatz zu Nürnberg ein. Zwei Handwerker gewahren da einen jungen Burschen, eine höchst „possierliche und pudelnärrische" Gestalt, die, scheinbar aus dem Nichts aufgetaucht, ihnen wankend einen Brief hinstreckt, ihre Worte aber nicht versteht.

Der kaum Sechzehnjährige, so stellt sich später heraus, hat sein bisheriges Leben sprachlos und unfähig, sich aufzurichten oder gar zu gehen, in einer Art von dunklem Verlies ohne Menschenkontakt bei Wasser und Brot zugebracht. Erst kurz vor seinem Auftauchen hatte ihn ein Unbekannter ein paar Worte sprechen und den Namen Kaspar Hauser schreiben gelehrt und ihn sodann unter ungeklärten Umständen in das an diesem Feiertag praktisch menschenleere Nürnberg gebracht.[10]

Knapp acht Wochen hielt man den Fremdling ratlos auf dem Turm des Gefängnisses fest, stellte Untersuchungen und Befragungen mit ihm an und gab ihn der Sensationslust der Besucherscharen preis. Dachte Kaspar Hauser später an diese erste Zeit auf der Welt zurück, so tat ihm wieder alles im Leibe weh. Seine einzige Hoffnung lag darin, daß der Mann, der ihn hierhergebracht, wieder kommen und ihn in seinen Käfig zurückführen möchte.

Ende Juni besucht ihn erstmals der damals achtundzwanzigjährige, seiner Krankheit wegen vom Schuldienst befreite Professor Daumer. Auch er vermag sich der eigentümlichen Bezauberung durch den Findling nicht zu entziehen, von dem sich alle, die ihm damals begegneten, berührt fühlten – als

stünden sie dem paradiesischen Urmenschen gegenüber.

Aus freiem Antrieb beginnt Daumer nun, ihn täglich in den verschiedensten Gebieten zu unterrichten, überrascht von Kaspar Hausers außergewöhnlicher Begierde zu lernen. Fortan hatte dieser alle Freude am kindlichen Spiel verloren, Wissen wurde ihm höchstes Gut, das er in wütender Beharrlichkeit, mit unermüdlichem Fleiß und Eifer zu erwerben strebte.

Bitter beklagte er sich darüber, wie sehr ihn der unverminderte Andrang der Schaulustigen vom Lernen abhalte, das nun seine ganze Beschäftigung war. Oftmals fand Daumer kaum die Möglichkeit, eine halbe Stunde mit ihm allein zu sein. Dieses unablässige Kommen und Gehen, sowie die furchtbare Anstrengung des Lernens, zusammen mit dem Ansturm des Neuen – und es war nahezu alles neu für ihn –, führten denn auch Mitte Juli zu schwerer Erkrankung. Eine heftige Erschütterung seines ohnehin reizbaren Nervensystems und seines gesamten Organismus ließen das Schlimmste befürchten.

In dieser Verfassung wurde er am 18. Juli 1828 Daumer, der mit seiner Mutter und einer Schwester zusammenwohnte, zur Pflege und Erziehung übergeben, fortan vor der Zudringlichkeit der Bürger durch amtliches Verbot geschützt. Zum erstenmal schlief er nun in einem Bett und empfand dies als etwas vom Angenehmsten, was die Welt zu bieten hatte. Erst seither hatte er auch Träume, die er anfangs allerdings noch nicht von Erlebnissen im Wachzustand zu unterscheiden wußte.

Daumers umsichtige Pflege verhalf dem Schwerkranken nicht nur zur Genesung und nach und nach zur Heilung mancher seiner chronischen Leiden, er leistete überdies unschätzbare Geburtshilfe bei Kaspar Hausers Menschwerdung. Dieser unentgeltlich verrichtete Dienst trug ihm sein Leben lang die übelsten Verleumdungen, Schmähungen und Anfeindungen bis hin zum Mordversuch ein. Nach seinem Tode gewannen die Gegner Hausers (die ihn als Betrüger entlarvt haben wollten) die Oberhand, wodurch das Bild Daumers bis in dieses Jahrhundert hinein völlig verzerrt überliefert wurde und so noch in Jakob Wassermanns Roman über Kaspar Hauser hineinwirkte. Das Verdienst, die Fälschungen und tendenziösen Entstellungen in den gegnerischen Schriften aufgedeckt zu haben, kommt in erster Linie Hermann Pies zu[11].

„Ich war eine viel zu positive Natur"

Bevor Kaspar Hausers Entwicklung geschildert werden soll, mag es angebracht sein, Daumers bisheriges Leben kurz zu umreißen. Not und Elend, seine treuen Lebensbegleiter, stießen schon in früher Kindheit zu ihm und mögen zu seinem schwermütigen Wesen beigetragen haben. Dem Vater, der es als Kürschner und Rauchwarenhändler zu einigem Wohlstand gebracht hatte, durch die napoleonischen Kriege und die Kontinentalsperre jedoch nicht nur wirtschaftlich, sondern auch seelisch in völligen Bankrott getrieben wurde, stand Georg eher fremd gegenüber. Er war ein stilles, kränkliches Kind, das meist zuhaus saß, schrieb, musizierte, komponierte und las, mit Vorliebe in einer alten Folioausgabe der Bibel. Wesentliche Anregungen empfing sein reger Geist durch die Mutter, *„eine auch in höherer Beziehung sehr intelligente und sehr religiös gesinnte"* Frau[12]. Ihr gelang es, die große Familie durch die drückende Armut hindurchzutragen und später Georg auch das Studium zu ermöglichen.

Im Aegidiengymnasium, dem seit 1808 Hegel vorstand, prägten sich zwei Grundzüge von Daumers Wesen aus: seine Liebe zum klassischen Altertum und seine tiefe Religiosität. Die *„glatten und leeren Moralprediger"* waren ihm jedoch derart unerträglich, daß er während des sonntäglichen Gottesdienstes heimlich in irgendeiner Reisebeschreibung in Taschenformat zu lesen pflegte.

Nicht anders als seine Familie davon überzeugt, zum Geistlichen berufen zu sein, begann er 1817 in Erlangen Theologie zu studieren. Ein wiederaufgeflackerter, krankhafter Pietismus verheerte zu jener Zeit die Seelen der angehenden Theologen an der Universität. Daumer, dem bei aller Religiosität stets das eigenen Denken und die Vernunft höchstes Anliegen waren, fühlte sich von dem schwülen Fanatismus heftig abgestoßen. Als selbst sein liebster Freund, Anselm von Feuerbach, in der „pietistischen Mistpfütze" unterzugehen drohte, veranlaßte er dessen Vater, Anselm Ritter von Feuerbach, seinen Sohn sofort herauszuholen. So ergab es sich, daß die beiden später im Kampf für Kaspar Hauser vereinten Männer schon früh schicksalsmäßig miteinander verbunden wurden.

Auch Daumer sah in Erlangen keinen Ausweg mehr. *„Ueber meine zu sehr in's Gebiet der Mystik streifenden Predigten schüttelten die Rationalisten die Köpfe; an meiner Katechese rügte der praktisch fromme Geistliche* [...], *dass ich mich allzu lang mit der Entwicklung der Begriffe aufhalte. In einer schriftlich einzuliefernden Predigt spielte ich sogar schon auf die katholische Madonna an – ein Schrecken und Gräuel für die stockprotestantischen Perrücken* [...]"[13] Von dem seiner Seele fremden Rationalismus und dem fanatisch-häßlich sich gebärdenden Christentum seiner Zeit gleichermaßen angewidert, versuchte er, sich durch Hungern das Leben zu nehmen. Die neuntägige Fastenkur übte jedoch eine beruhigende Wirkung auf sein Nervensystem aus, die Lebenslust strömte in ihn zurück, und er hängte sein Theologiestudium an den Nagel.

Zunächst zog er nun nach Leipzig, wo ihm ein Freitisch geboten wurde. Er hielt sich aber den Kollegien fern. Den Plan, Komponist zu werden, verwarf er nun endgültig, wenn auch schweren Herzens. Er stürzte sich ganz in die Philologie und Poesie, *„schrieb ganze Bände lyrischer, epischer und didaktischer Gedichte, übersetzte homerische Gesänge metrisch in's Lateinische und horazische Oden eben so in's Griechische, eigentlich nur, um die in mir gährende und wogende Musik abzuleiten"*[14]. Vor allem mußte er, nach den traurigen Erfahrungen mit dem institutionalisierten Christentum, erst einmal sich selber finden. Einsam, in sich gekehrt, entwickelte Daumer eigene philosophische An-

Stadt- u. Universitätsbibl. Frankfurt/M.; Nachlass Daumer, Kapsel 38

Georg Friedrich Daumer, Anfang der 1830er Jahre

schauungen und kehrte, nachdem er in München das philologische Examen abgelegt hatte, 1823 als Lehrer ans Aegidianum in seiner Vaterstadt zurück.

Ein dritter Grundzug seines komplexen Wesens fand so Gelegenheit sich auszubilden: der pädagogische. Doch der Unstern, der Daumers ganzes Leben überschattete, schien sich auch hier auszuwirken. Zwischen dem fünfundzwanzigjährigen Professor und seinem Rektor Karl Ludwig Roth, einem *„Schultyrannen* [...] *voll finsterer Orthodoxie und pädagogischer Strenge und Härte"*[15] kam es aus weltanschaulichen und erzieherischen Gründen zum offenen Bruch.

Daumer suchte durch angestrengteste schriftstellerische Arbeit Befreiung aus dem unseligen Verhältnis. Da befiel ihn im August 1826 ein heftiges, unheilbares Augenleiden; hinzu trat eine schmerzhafte Überreiztheit anderer Organe, so daß seit 1828 an eine weitere Ausübung seines Berufes nicht mehr zu denken war. Mit der geringen Pension von jährlich 560 Gulden wurde er im November 1832 endgültig in den Ruhestand versetzt.

„Die Reise ist lang und der Kampf ist schwer"[16]

„Das rührende Bild der reinsten Güte, welches Hausers *Erscheinung in den ersten Zeiten gewährte, übertrifft alles, was von dieser Art die Phantasie sich erfinden könnte und lässt sich in der Fülle seiner Lebendigkeit durch keine Beschreibung ausdrücken."*[17]

Es hätte sich nicht besser fügen können, als daß Kaspar Hauser, den man offensichtlich in der Welt hatte verschwinden lassen wollen, in Daumers Obhut gelangte. Denn dieser verstand tatsächlich die KUNST, DIE VERLORNE ZEIT UND ÜBEL ZUGEBRACHTEN JAHRE ZU ERSETZEN, wie der Titel einer der erbaulichen Schriften höhnte, die der Knabe bei seinem Erscheinen auf sich trug.

Trotz seiner jungen Jahre besaß Daumer die seltene Fähigkeit, Pflege und Erziehungsmethode ganz aus der Wesensart und den besonderen Bedürfnissen seines Schützlings selbst herauszulesen. Darin gewinnt seine Pädagogik, obwohl oder gerade weil sie nicht theoretisch festgelegt ist, beispielhaften Charakter. Seine praktischen Kenntnisse der erst 18 Jahre zuvor durch Samuel Hahnemann begründeten Homöopathie gaben ihm überdies die Mittel zu einem diesem überempfindlichen Organismus angemessenen Heilverfahren in die Hände.

Indem von Kaspar Hauser in seiner Gefangenschaft alles wesentlich Menschliche ferngehalten und so sein Ich künstlich an seiner vollständigen Inkarnation gehindert worden war, befand er sich in einem Entwicklungsstadium, das die Menschheit insgesamt längst und jeder Mensch als kleines Kind durchlaufen hatte. Sein Denken hatte sich in Ermangelung äußerer Reize nicht entwickeln können, der zur Ich-Werdung notwendige Widerstand der Außenwelt war ihm versagt geblieben. Dafür waren seine ursprünglichen Vorstellungs- und Denkkräfte noch durch keine intellektuelle Erziehung verbraucht worden, unverbildet und dennoch reifer als ein Kind kam er, wie Parzival, in die Welt – eine Art Urbild des modernen Menschen, der in gewisser Hinsicht uralt ist und sich doch alles mühsam und selbständig erwerben muß.

Kaspar Hausers Organismus, den weder Sinneswahrnehmungen noch Bewußtseinsprozesse abgebaut und stumpf gemacht hatten, wies außergewöhnliche Fähigkeiten auf. Diese auf alte Bewußtseinszustände hindeutenden anomalen Erscheinungen, auf die gleich näher eingetreten werden soll, waren jedoch für Kaspar Hauser nichts als Qual, von der er befreit zu werden wünschte. Dank Daumers Maßnahmen verloren sie sich denn auch langsam in dem Maße, als der Knabe zu einem denkenden Menschen sich entwickelte. Drei Ereignissen kommt dabei entscheidende Bedeutung zu.

Noch auf dem Turm erhielt Kaspar Hauser von Daumer ein Buchstabenkästchen zum Lesenlernen, worauf die Spielpferde, sein bisher einziger Lebensinhalt, kaum noch Beachtung fanden. Eine zweite bedeutsame Wendung war für den Findling das Erfassen des pflanzlichen Keimens und Wachsens. Daumer vermittelte ihm eine lebendige Anschauung davon, indem er ihn verschiedene Samenkörner in Blumentöpfe stecken ließ und ihm schilderte, was geschehen werde. Erst die unmittelbare Wahrnehmung des Wachstums brachte Kaspar Hauser von seinem festen Glauben ab, die Pflanzen seien wie alles übrige von Menschen gemacht.

Eine dritte Etappe, neben der fortschreitenden intellektuellen Entwicklung, bildete die Gewöhnung an Fleischkost (November 1828). Sie wirkte sich mildernd und abstumpfend auf Kaspars überfeine Nerven- und Sinnesorganisation, seine *„absonderlichen geistigen und physischen Beschaffenheiten"* aus.

Es wird an diesem Menschen deutlich, wie sehr Verlust alter „übernatürlicher" Fähigkeiten und Individuation, Selbstwerdung einander bedingen. Ebenso läßt sich erkennen, daß sogenannte über-

sinnliche Wahrnehmungen auf einer vertieften und erweiterten Sinneswahrnehmung beruhen, ob sie sich nun als Folge einer einseitigen Entwicklung ungewollt einstellen oder als „anschauende Urteilskraft" in bewußter Übung neu herausgebildet werden. Daumers Vorgehen läßt darauf schließen, daß er um die Zusammenhänge wußte.

Was Kaspar Hauser auszeichnet, sind weder Genialität noch besondere Talente – abgesehen von seiner leidenschaftlich geliebten und meisterlich beherrschten Reitkunst. Vielmehr mußte er sich alles durch Fleiß und Willen selbst erringen. Dies allerdings tat er mit einem unbändigen Feuereifer, trotz der dabei eintretenden Schmerzen.

Außerordentlich jedoch war seine Gedächtniskraft. Scharf und klar blieb jedes noch so gering erscheinende Detail darin verzeichnet. Als ihm in einer Gesellschaft um die vierzig Personen vorgestellt wurden, überraschte er später durch seine getreue Wiedergabe aller Namen, samt den ausführlichen, für ihn völlig unverständlichen Titeln. Alles, was Daumer in den ersten drei Wochen mit ihm gesprochen, will er hernach noch auswendig gewußt haben. Mit zunehmender Denkfähigkeit erlosch diese Gabe.

In ganz ungewöhnlichem Maße fanden sich auch seine Sinnesorgane entwickelt. Sein Auge unterschied an einer Holundertraube auf hundert Schritt die einzelnen Beerchen und nahm in völliger Finsternis noch sämtliche Farben wahr. Ebenso scharf waren seine übrigen Sinne, wobei ihm der Geruchssinn am meisten Qual bereitete. Alles, auch für gewöhnliche Menschen Geruchloses, hauchte ihn, selbst aus einiger Entfernung, widerlich an, so daß ein harmloser Spaziergang durch die Felder Kopfschmerzen, Angstschweiß und Fieberanfälle auszulösen vermochte. Am entsetzlichsten wirkte der Geruch frischen Fleisches, aber auch der Duft einer Rose war ihm nervenreizender Gestank. Berührungen übten auf ihn die Wirkung eines Schlages aus, von Lebendigem fühlte er sich angeblasen, während er bei Mineralischem nur eine verschiedenstarke Anziehung empfand. Er konnte dadurch Metalle einwandfrei unterscheiden, ohne sie zu sehen oder zu berühren. Bewegte jemand hinter ihm in einigem Abstand die Hand gegen seinen Rücken, so empfand er dies unter Frostschauern als Berührung.

Hatte er seinen einstigen Zustand durchaus als angenehm empfunden, so verursachte ihm nun die plötzlich von allen Seiten mit verwirrenden Eindrücken in ihn einfallende Welt, der er schutzlos ausgeliefert war, unsägliche Schmerzen. *„Die convulsivischen Bewegungen waren von erschreckender Art"*, schreibt Daumer rückblickend Anfang September 1828. *„Jedes laute Wort, jeder Griff auf dem Claviere that seinem Ohre, ein paar Worte, die er las oder schrieb, alles Weisse und Helle, auf welches er hinblickte, seinem Auge weh; er zitterte mit der Hand, wenn sie einen Gegenstand hielt, wie ein Greis, alles Nachdenken vermehrte seine Krankhaftigkeit, von der er sich erst seit ungefähr acht Tagen zu erholen anfängt."*[18]

Welch ein Chaos die Welt für den Menschen ohne die ordnende Kraft seines Denkens darstellen müßte, wird an einer Begebenheit anschaulich, die Feuerbach aufgezeichnet hat. Anläßlich eines der ersten Besuche veranlaßte er Kaspar Hauser aus dem Fenster in die weite, prächtige Sommerlandschaft hinauszuschauen. Kaspar kam dem Wunsche nach, prallte aber sofort wieder mit heftiger Abscheu zurück. *„Garstig! garstig!"* rief er aus und deutete auf die weiße Zimmerwand: *„da nicht garstig!"* Infolge seines geringen Wortschatzes damals konnte er sich erst sehr viel später erklären. *„Ja, freilich war das sehr garstig, was ich damals sah. Wenn ich nach dem Fenster blickte, sah es mir immer so aus,* als wenn ein Laden ganz nahe vor meinen Augen aufgerichtet sei, und auf diesem Laden habe ein Tüncher seine verschiedenen Pinsel mit weiss, blau, grün, gelb, roth, alles bunt durcheinander, ausgespritzt. *Einzelne Dinge darauf, wie ich jetzt die Dinge sehe, konnte ich nicht erkennen und unterscheiden. Das war denn gar abscheulich anzusehen; dabei war es mir ängstlich zu Muth, weil ich glaubte, man habe mir das Fenster mit dem buntschäckigen Laden verschlossen, damit ich nicht in's Freie sehen könne."*[19]

Es ist dieses Erlebnis eines der ganz seltenen Beispiele von reiner, nicht räumlicher Wahrnehmung, wie sie offensichtlich in der Entwicklung von Menschheit und Mensch dem Denken vorangeht. Noch ist das Denken anfänglich bei Kaspar Hauser nicht zur Sinneswahrnehmung hinzugetreten, um aus sich selbst heraus zum Wahrgenommenen die Begriffe zu schaffen und mit ihm zu verbinden – wodurch für uns erst die volle Wirklichkeit ersteht. Kaspar Hauser mußte sich diese Wirklichkeit der Landschaft *erwandern,* wie er denn auch zwischen gemalten und räumlich vorhandenen Gegenständen erst durch *ertasten* unterscheiden lernte.

Daumer mußte später den Vorwurf über sich ergehen lassen, seinem Forschungsgebiet gemäß bloß am Wunderbaren der Erscheinung von Kaspar Hauser interessiert gewesen zu sein. Dabei ver-

Nürnberg, rechts Luginsland, erster Aufenthalt Kaspar Hausers; links fünfeckiger Turm, Zufluchtsort Daumers Sommer 1854

Foto Werner Neumeister

suchte er gerade im Gegenteil unermüdlich, den Knaben von allem Wunderhaften zu befreien, um ihm ein menschliches Leben zu ermöglichen.

Zusätzlich zur Atmosphäre der Geborgenheit, des Verständnisses und des Wohlwollens, die sein Haus auszeichnete, leistete Daumer vor allem durch dreierlei Maßnahmen Geburtshilfe. Durch einen geeigneten, schonenden und vielfältigen Anschauungsunterricht suchte er Kaspar Hausers intellektuelle Entwicklung und künstlerische und handwerkliche Fähigkeiten zu fördern. Gleichzeitig bemühte er sich, den nur Wasser und Brot vertragenden Organismus des Knaben nach und nach an vielseitigere Kost zu gewöhnen, damit dessen geistige Fortschritte sich auf eine solide leibliche Grundlage abstützen konnten. Es war dies ein ungeheuer schwieriger Prozess, da Hausers Verdauungsorgane überaus geschwächt waren. Die mit Mehl bereitete Wassersuppe, die den Übergang zu kräftigerer Nahrung darstellte, schmeckte ihm aber immer besser, und in der Meinung, sie werde täglich besser zubereitet, fragte er, weshalb man sie auch nicht gleich von Anfang an so gut gemacht habe.

Schließlich richtete Daumer seine Aufmerksamkeit auf die körperliche Ertüchtigung des Knaben, der sich anfangs nur äußerst wackelig auf seinen schmerzenden Beinen halten konnte. Damit verbunden waren therapeutische Maßnahmen, die Daumer unter Mithilfe und Beratung des Nürnberger Arztes Karl Preu behutsam durchführte.

Kaspar Hauser litt nämlich, abgesehen von seiner allgemeinen Reizbarkeit und Schwäche, an zahlreichen chronischen Beschwerden, wie Gliederschmerzen, Reißen in Kopf und Gliedern, häufigem Unwohlsein, Verdauungsschwierigkeiten, Mattigkeit, Schwere im Kopf, Augenbrennen, Brustdrücken, Nachtschwitzen, usw.

Die Art und Weise, wie Daumer diese Krankheiten nach und nach zur Heilung brachte, ist ganz außerordentlich und verdiente eine eigene Untersuchung. Wohl wissend, daß gewöhnliche Medizin zu heftig wirken würde, griff er zu homöopathischen Arzneien in sehr hoher Potenz, wobei er manchmal selbst weit über die dezillionenfache Verdünnung (D 30) hinausging, ja ein Medikament in mehr als hundertster Dezimalpotenz (D 100) anwandte. Die solcherart potenzierten Substanzen, die stofflich gar nicht mehr nachweisbar sind, wurden dem Patienten aber nicht etwa eingegeben. Daumer ließ ihn aus einiger Entfernung am geöffneten Fläschchen, darauf (der immer noch zu heftigen Wirkung wegen) am Stöpsel riechen, schließlich nur noch jeweils den Finger aus Distanz gegen das verschlossene Fläschchen ausstrecken. Dies genügte noch immer, um auf Kaspars Organismus eine derart erschütternde Wirkung auszuüben, daß sein Körper mit heftiger, mehrtägiger Krankheit reagierte – wonach er dann jedesmal gestärkter und um eine Beschwerde erleichterter sich erholte. Daumer, äußerst darauf bedacht, seinen Schützling nur den allernötigsten Einwirkungen auszusetzen, ließ zwischen diesen unglaublichen, aber gut bezeugten Heilversuchen jedesmal einige Wochen verstreichen. Er schreibt selbst: *„Hätte mir früher Jemand ein solches Verfahren beschrieben, so würde ich es wahrscheinlich für ein Thun der Verrücktheit gehalten haben."*[20] Daß Kaspar Hauser Daumers Methode als heilsam empfand, zeigt sich auch darin, daß er später noch, als er bei seinem Vormund lebte, Daumer bei starken Beschwerden rufen ließ oder sich hilfesuchend zu ihm begab.

„Mich selbst darauf hindenken"

Auch in der Methodik seines Unterrichtes schien Daumer den homöopathischen Grundsatz, *similia similibus,* Gleiches wird durch Gleiches geheilt, zu beherzigen. Die erste Geschichte, die Kaspar Hauser nämlich zu lesen bekam – und es war später sein heißester Wunsch, *alle* Bücher zu lesen –, war die biblische Erzählung von dem in einen Brunnen geworfenen und nach Ägypten verkauften Joseph und seinen Brüdern, die ihm das alles angetan hatten.[21] Unaussprechliche Freude habe Kaspar Hauser bei der Geschichte empfunden, berichtet Daumer, sich über Josephs anfängliche Härte in Ägypten seinen Brüdern gegenüber aber heftig beklagt. *„Er an Josephs Stelle würde die Brüder nicht geängstigt, denen, die ihm Böses gethan hatten, so viel als sie nöthig gehabt, gegeben und von sich gelassen, den Ruben aber, der ihm das Leben gerettet, bei sich behalten haben. Der kaum zum Leben erwachte Findling lässt hier den alttestamentlichen Mann Gottes an Zartgefühl und Edelmuth weit hinter sich."*[22] Dieses tiefe Miterleben fremden Leides, ob es sich nun um Menschen oder Tiere handelte, ist einer der eindrücklichsten Wesenszüge des Knaben, der es nicht einmal zulassen wollte, daß man die Flöhe tötete, die ihn im Turme peinigten, und der auch deshalb ungern an seine Gefangenschaft zurückdachte, *„weil er sich die Angst vorstellte, in der der Unbekannte, der ihn gefangen hielt, gelebt haben müsse."*[23]

Schüler und Lehrer erweisen sich – abgesehen von der ihnen beiden eigentümlichen heftigen Überreiztheit des Organismus – von Anfang an in einem entscheidenden Punkte wesensverwandt. Beide tragen sie in ihrem Freiheitsstreben, ihrer Suche nach Wahrheit das Zeichen des Individuums. Es sondert sie unverkennbar aus allen Gruppierungen aus, und es zeigt sich darin, daß Kaspar Hauser nichts anderes gelten ließ, als was er durch *eigene* Erfahrung, *eigenes* Denken, *eigene* Erkenntnis erfassen konnte. Keine Autorität vermochte ihn darin einzuschüchtern. Wie sehr er auch sonst einem Kind gleichen mochte, das eben erst zu gehen und zu sprechen begonnen hatte – darin unterschied er sich wesentlich von einem solchen. Und die Irrtümer, denen jeder Suchende notwendig immer wieder erliegen muß, um sie einzusehen und zu überwinden, waren stets seine eigenen Irrtümer und keine öffentliche Meinung.

Wenn auch Kaspar Hauser absolut folgsam gegenüber denjenigen Menschen war, die er als Autoritäten achtete, so bezog sich sein Gehorsam doch einzig auf das Tun, niemals auf sein Wissen, Glauben und Meinen. Was er vorderhand nicht einzusehen vermochte, ließ er vorläufig auf sich beruhen, bis er, wie er sagte, mehr gelernt habe.

Es war nur natürlich, daß er mit den Pfarrherren aneinandergeriet. Denn Wirklichkeit besaß für ihn

Kaspar Hauser

anfänglich nur, was sich in der Sinneswelt manifestierte. Dem Dogma von Gottes Allmacht stellte er die bittere Frage entgegen, ob Gott denn auch die Zeit rückgängig machen könne. Unerträglich war ihm der kirchliche Gottesdienst: *„erst, sagte er ärgerlich, schrien die Leute, und wenn diese aufhörten, fange der Pfarrer zu schreien an."*[24]

Daumer gelang es dagegen, dem Knaben undogmatische, lebendige Begriffe des Geistigen zu vermitteln, anders als die Geistlichen, über die der Findling sich beklagte, *„dass er keine Aufschlüsse erhalte und überall, wo er begreifen wolle, auf's Glauben verwiesen werde, ja dass man ihm sogar sage, das Forschen über dunkle Gegenstände des Glaubens sey unrecht."*[25]

Besonderes Kopfzerbrechen bereitete ihm die Lehre, wonach nur ein Gott und der überall sei. Der erste Teil des Satzes erschien ihm einleuchtend, da es ja auch nur einen Kaspar Hauser gab. Über den zweiten Teil verfiel er aber in sein charakteristisches Nachsinnen, wobei er lange Zeit erstarrt und mit krampfhaften Zuckungen dazustehen pflegte. Daumer führte ihn aus der Verwirrung heraus, und das Beispiel vermittelt einen Einblick in seine Methodik.

Zuerst machte er ihn fragend auf Wille, Gedanken und Vorstellung in ihm selbst aufmerksam, woran Kaspar Hauser erstaunt erkennen mußte, daß es sinnlich nicht wahrnehmbare Dinge gab. Daumer bezeichnete nun ein Wesen, das vorstellen, denken und wollen könne, als Geist und verglich Gott in seinem Verhältnis zur Welt mit dem Denken und Wollen in Kaspars Körper. *„Er sey der in allen Dingen, in der ganzen Welt innerlich wirkende Geist, das Leben in allen Dingen."*[26] Darauf ließ Daumer seinen Schüler einen Arm bewegen, indem er ihm zu verstehen gab, daß die Bewegung ohne sein Denken und Wollen im Arm unmöglich wäre. Ob er nun nicht beide Arme zugleich bewegen könne? Kaspar bejahte dies, indem er es ausführte. Daraus, bemerkte Daumer, könne er erkennen, daß sein Denken und sein Willen gleichzeitig in zwei verschiedenen Gliedern zu sein vermöchten; so ließe sich auch Gottes Allgegenwart verstehen. „Hauser *bezeigte grosse Freude, da ihm dies klar geworden war und äusserte, was ich ihm da sage, sey doch etwas* ‚Wirkliches', *dagegen ihm die andern Leute nie etwas Rechtes darüber gesagt hätten.* Denkbar *und* wirklich *war ihm also gleichbedeutend."*[27]

Zum vorläufigen Abschluß dieses Kapitels in Daumers Biografie möchte ich zwei von Kaspar Hausers eindrücklichsten Erlebnissen so zur Sprache bringen, wie Daumer sie festhielt. Das eine betrifft den Augenblick, da dem Findling im August 1828 von seinem Lehrer zum erstenmal der Sternenhimmel gezeigt wurde.

„Sein Erstaunen, sein Entzücken lässt sich nicht beschreiben. Er konnte sich nicht satt daran sehen, kehrte immer zum Anschauen diese Glanzes zurück und bemerkte die Sterngruppen und die ausgezeichnet hellen Sterne mit ihren verschiedenen Farben. Das sey das Schönste, sagte er, was er jemals gesehen und fragte, wer die vielen schönen Lichter da hinaufsetze, anzünde und wieder auslösche. Als man ihm sagte, dass sie wie Sonne und Mond immer fort leuchteten, aber nicht immer gesehen würden, fragte er, wer sie zuerst da hinaufgesetzt, so dass sie immer fortbrennten. Endlich versank er in tiefes Nachdenken, indem er, wie gewöhnlich in solchem Falle, unbeweglich und mit gesenktem Kopfe dastand, nichts mehr sehend und hörend. Als er wieder zu sich kam, hatte sich seine Freude in die tiefste Schwermuth verwandelt. Er liess sich zitternd auf einen Stuhl nieder, und fragte, warum ihn jener böse Mann immer eingesperrt gehalten, und nichts von all diesen Schönheiten gezeigt habe, da er doch nichts Böses gethan. Er brach in ein langes, schwer zu stillendes Weinen aus. Man solle den Mann, äusserte er unter Anderem, auch einmal zwei Tage lang einsperren, damit er wisse, wie hart das sey; – wobei zu bemerken, dass er früher von einer Bestrafung des Mannes durchaus nichts hatte wissen wollen. Nur der Schlummer vermochte ihn endlich zu beruhigen."[28] Seither begann er über sein eigenes Schicksal nachzudenken.

Vom gestirnten Himmel zur inneren Offenbarung: Kaspar Hauser hatte Augenblicke, in denen ihm eine Art Erleuchtung zuteil wurde. *„So war es einmal im Winter 1830 auf 1831, wo er einen grossen Drang nach Erkenntnis verspürte. Da sei ihm, erzählte er, auf einmal Alles klar geworden und zwar durch ein Bild, das sich ihm darstellte und dessen Bedeutung er zugleich vollkommen verstand. Es sei ihm gewesen,* ‚als sei Alles Eins, die Menschheit mit der Natur zusammen,' *doch aber so,* ‚dass eigentlich erst die Menschheit das Ganze ausmache.' *Das Bild, das er gesehen, sei eine Art von Baum gewesen, dessen Aeste sich bewegt und allerlei Figuren gebildet hätten, die ihm nicht mehr klar seien;* [...] *So viel wisse er noch:* entgegengesetzte Äste hätten sich ineinander bewegt, *und es sei ihm gewesen,* als entstehe dadurch erst das Ganze. *Der Baum sei auf einer Basis, auf etwas Festem gestanden, das er nicht mehr näher zu bezeichnen wisse, von unten auf sei wie eine Stange gegangen, auf deren Spitze sich ein Krönlein mit einer rothen Beere darin befunden; es habe ihm geschienen, als sei das die Hauptsache."*[29]

Daumer hält ausdrücklich fest, daß in seinem Unterricht nichts von solchen Ideen vorgekommen und Kaspar Hauser auch nicht mit den philosophischen Systemen bekannt gewesen sei.

Aus Robert Fludd: SUMMUM BONUM. Frankfurt 1626

Das Rosenkreuz und die „Rosenkreutzer"

Am 17. Oktober 1829 erfolgt von unbekannter Seite ein Attentat auf den Findling. Zwar erholte er sich rasch von der Stirnwunde, durch den Anschlag war jedoch seine Gesundheit wiederum heftig erschüttert worden, so daß eine zeitlang Rückfälle in seine vormaligen reizhaften und magnetistischen Zustände eintraten. Da auch Daumers ohnehin schlechter Gesundheitszustand sich stark verschlimmert hatte und man den Knaben bei ihm nicht mehr sicher wähnte, wurde Kaspar Hauser zu Anfang des Jahres 1830 in anderweitige Pflege übergeben. Damit beginnt eine neue Leidenszeit seines kurzen Lebens, in der er kein eigentliches Zuhause mehr fand und zusehends undurchsichtigen und feindlichen Absichten ausgeliefert war. Solang er noch in Nürnberg wohnte, unterrichtete Daumer ihn weiter. Die beiden blieben auch später in freundschaftlichem Kontakt. Kurz vor dem tödlichen Mordanschlag in Ansbach, dem er drei Tage später, am 17. Dezember 1833, erlag, äußerte Kaspar Hauser noch den Wunsch, zu Daumer zurückzukehren.

Ein lebendig laufend Feuer

„Es ist der hohe, eigenthümliche Muth der neuern Periode, keinen *Gegensatz,* kein *Extrem zu scheuen,* jede *Zerrissenheit zu ertragen, in* alle *Tiefen und Abgründe sich hinabzustürzen, damit der Weg zur Wahrheit gefunden werde. Wer heut zu Tage Gottes Werk verrichten will, der muss vor allen Dingen die Kraft der* Verzweiflung *haben, – nicht* an *ihm und* an *der Wahrheit, sondern* für *ihn und* für *die Wahrheit."*[30]

In diesen prometheischen Worten des sechsundzwanzigjährigen Georg Friedrich Daumers ist bereits das eigentliche Wesen seines Lebensganges in aller Klarheit erfaßt. Es soll nun versucht werden, diesen Entwicklungsweg wenigstens andeutungsweise zu skizzieren. Vieles, so auch alle seine Dichtungen, muß dabei unberücksichtigt bleiben.

Das umfangreiche Werk, das dieser stets von Blindheit bedrohte Mensch, der *„in erster Linie Nerv und nur Nerv"* war[31], seinem kranken Körper und den widrigsten Lebensumständen abrang, bildet vor allem ein einzigartiges *document humain.* Irrtümer und Erkenntnisse in verwirrender Fülle lagern sich am Rande dieses Weges ab, der Daumer in seinem Kampf für Wahrheit und gegen Ideologie allein in dem Maße interessierte, als er ihn ging. *„Alles Drückende und Drohende erweckte nur den Oppositionsgeist in mir, der wohl nie so mächtig in meiner Seele und meinen Werken gewaltet hätte, wenn ich gesunder und glücklicher gewesen wäre."*[32]

Vertieft man sich in diesen Lebensweg, von dem außer Daumers Schriften kaum Spuren aufzufinden sind, so kann man sich an den alten, den westlichen Einweihungsweg in mantrischer Dichte deutenden Rosenkreuzerspruch erinnert fühlen:

Ex Deo nascimur,
In Christo morimur,
Per Spiritum Sanctum reviviscimus.[33]

Ich will versuchen, Daumer diese drei Sätze in seinem Leben und Erkennen erarbeiten zu lassen, damit das Bild sichtbar wird, das sich mir von ihm ergeben hat. Ein paar Vorbemerkungen sind dazu noch nötig.

Daumers lebenslanges Bemühen richtete sich einerseits auf Erkenntnis, andererseits in nicht geringerem Maße auf praktisches, verwandelndes, selbstloses Tun. Offenbarung und Glauben galten ihm nichts, wenn sie menschliches Erkenntnisstreben ausschlossen. Wohl suchte er überall an Vorgearbeitetes anzuschließen, aber nur um weiterzudenken. Überall suchte er zu verstehen, selbst zu verstehen. Dabei wollte ihm keine der vorherrschenden Denkarten entsprechen. Die Wahrheit, die er lebenslang anstrebte, faßte er früh schon auf als *„ein Werdendes und Lebendiges, kein Stehendes, Fertiges, ein- für allemal Gegebenes und Beschlossenes",* etwas also, in dem *„die scheinbar widersprechenden Gedanken* [...] *sich in einem freieren Kreise der Beurtheilung in einander bewegen."*[34] Glauben und Erkennen sind die beiden Hauptmotive in Daumers Schriften, wobei für ihn keines ohne das andere wirklich möglich ist. Selbst Kaspar Hausers

Die Stufen zur himmlischen Stadt

Aus Raymundus Lullus: LIBER DE ASCENSU, Valencia 1512

Bedeutung erblickte er gegen Ende des Lebens darin, daß sich in diesem „Fall" „der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben *darstelle*". Den leicht mißzuverstehenden Begriff sucht er sogleich zu verdeutlichen.

„Ich verstehe hier [...] unter Glauben *die Anerkennung des Ausserordentlichen, auch wenn es der allgemeinen Begriffswelt widerspricht; die Hingabe* [...] *an den dadurch bezeugten tiefen, inneren Zusammenhang der Dinge; an das [...] nicht stofflich und mechanisch zu Fassende und Erklärende und dennoch Wahre und Wirkliche* [...]. *Auf diesem Glauben beruht nicht nur alle Religion, sondern auch alle* Cultur *im vollen, menschlichen Sinne des Wortes; er ist nicht bloss das Gebot einer äusserlichen Satzung und Autorität, sondern eine Forderung der* Vernunft, *der ächten, unbefangenen* Wahrheitsforschung *und* Wissenschaft; *und wenn er fällt, so geht der Weg der Menschheit – trotz all der äusseren Vortheile der Technik, Industrie und materialistisch-rationalistischen Richtung und Rührigkeit – zur Barbarei, zur Vernichtung der menschlichen Totalität, zum Verluste aller höheren Menschenwürde, zur Erstickung aller feineren und edleren Gefühle der Menschenbrust, sowie aller tieferen Einsichten des Menschengeistes, zur unerträglichen Verarmung des Gemüthes und Lebens, und so zur allgemeinen, wenn nicht äusseren, doch inneren Fäulniss und Auflösung fort."*[35]

Ein erster Lebensabschnitt, der ziemlich genau sein viertes und fünftes Jahrsiebt umfaßt und in den seine Begegnung mit Kaspar Hauser und seine Heirat mit Marie Friederike Rose (1834) fällt, ist der philosophischen Grundlegung seiner Ideen gewidmet. Alle diese frühen Versuche – ausgehend von Hegel und Schelling, aber auch von Böhme, Baader, Jacobi, Lessing und Fichte – konnten Daumers ständiger Krankheit wegen nur als Fragmente erscheinen. Der Plan, in all dem die Anfänge eines „wissenschaftlichen Theismus" zu schaffen, blieb Skizze; die Krankheit erlaubte ihm oft *„wegen schmerzhafter Überreiztheit der Organe nichts zu lesen, zu schreiben oder mir vorlesen zu lassen und nur selten ein gesammelteres Denken"*[36].

Daumers Denken ist ein stark intuitiv-imaginatives, und indem er sich gegen Hegel absetzt, findet er langsam seine Sprache und in dieser seinen eigenen Weg des „ganz unbeschränkten Fortgangs im Erkennen", auf dem er sich keine Rast mehr gönnt.

Die fragmentarische ANDEUTUNG EINES SYSTEMS SPECULATIVER PHILOSOPHIE, 1831 veröffentlicht, erscheint wie ein Entwurf seines ganzen späteren Erkenntnisganges. Gott wird darin als absoluter Geist gedacht, der sich in die Welt entäußerte: *„Der Künstler steckt hier im Werke selbst, ist sein beseelendes Inneres, nur darum ist es lebendig, und um dies lebendige Werk hervorzubringen, musste Gott seinen Geist daransetzen und sich in seinem Werke zu verlieren wagen.* [...] *Nur dieser* Tod *Gottes ist das* Leben *der Natur und der Welt."*[37] Bei diesem Pantheismus – *„dem Einheit suchenden Denken unentbehrlich"* – kann Daumer in seinem Bestreben, jeglichen Dualismus zu überwinden, nicht stehenbleiben, sondern *„Alles liegt an der rechten Vereinigung desselben mit dem Theismus."*[38]

Kupferstich von Appold nach Zeichnung von J. Maar

Georg Friedrich Daumer

Auf der Erde, dem *„Bethlehem des Weltalls, in welchem der Weltgeist geboren wird und zu sich kommt"*[39], wird dem Menschen *die* entscheidende Aufgabe zuteil. In ihm hat nämlich der Geist seine Einheit aufgehoben, um im Bruch mit der Natürlichkeit seiner selbst bewußt zu werden. Darin, in diesem *„Schöpfungskampf einer aus dem Geiste zu gebährenden Welt"*, besteht die Geschichte im engeren Sinn.[40]

Daumer knüpft nun an die Dreizeitenlehre an: Aus der ersten Einheit, der Urwelt, deren Religion ein *„Pantheismus der Natur"* war, geht die Zerrissenheit, die Zeit der Entzweiung und des Dualismus hervor. In diese Zeit fällt aber der Wendepunkt. Das Christentum hat die vorübergehende Aufgabe, das dritte Weltalter vorzubereiten, die neue Einheit, die nun nicht mehr eine aus der Natur entstandene sein wird, sondern eine aus dem im Menschen zu sich gekommenen Geist. Deshalb ist auch die kommende Religion diejenige des *„Geistes, als des in die Offenbarkeit des Bewusstseyns* ausgegangenen, *in ihr sich erfasst habenden* [...], *sie ist die absolute Geistesreligion, somit die absolute Religion überhaupt"*[41], die bis ins Soziale und Physisch-Natürliche hinein verwandelnd wirkt und von innen heraus das Universum neu gestaltet.

Seines philosophischen und religiösen Tiefsinns und spekulativen Mutes wegen kommt dabei dem deutschen Volk eine wesentliche Aufgabe zu. Es ist jedoch keineswegs nationalistisches Denken, das Daumer den Satz prägen läßt: *„Es war eine Zeit, da das Heil von den Juden kam, das neue Heil in diesem Sinne kann nur von den Deutschen kommen."*[42] Welch ein Abgrund zwischen diesem und dem anderen, gebrüllten „Heil", das später aus Deutschland kam!

Die Religion der Immanenz

Nach seinen abstoßenden Erlebnissen mit der Kirchenreligion währen seiner Studienzeit, entfernte sich Daumer immer weiter vom Christentum. Bald einmal begann er auch dagegen zu polemisieren. Den Anfang dieses Jahrzehnte währenden Krieges bildete ein „Sendschreiben" an einen Nürnberger Pfarrer, 1832 erschienen, in dem er die „christliche" Auffassung der damals grassierenden Cholera-Epidemie als eines göttlichen Strafgerichts anprangerte. In der Folge trieb ihn die Borniertheit der offiziellen Vertreter des Protestantismus, die Daumers Schriften zum Teil in Ermangelung besserer Argumente kurzerhand konfiszieren ließen, zu immer maßloseren Ausfällen. Er, der sich nicht bloß als Dichter und Philosoph fühlte, sondern in sich *„eine Art von alterthümlichem Prophetengeiste und messianischem Berufe"* spürte[43], entwickelte sich zum wohl besessensten Gegner des Christentums und seines Gründers, den die Kirche je erlebt hatte. Den Höhepunkt bildete sein absurdestes Buch DIE GEHEIMNISSE DES CHRISTLICHEN ALTERTHUMS (1847). Bereits 1831 – noch vor David Friedrich Strauss' aufsehenerregendem Werk DAS LEBEN JESU – hatte er auf den mythischen Charakter der Evangelien hingewiesen.[44] Nun aber wollte er aus ihnen und aus der Kirchengeschichte überall nachweisen, daß die christliche Religion in Wirklichkeit eine greuliche Religion der Menschenopferung war und ist, deren Kultus in Kannibalismus besteht. Christus bezeichnet er als einen *„molochistischen Dämon vom allerbösartigsten Charakter"*.[45]

Später gestand er seine fanatische Verblendung ein, bezeichnete sie aber als notwendig im Zuge seiner Entwicklung. Er habe sich bis in diesen extremsten Gegensatz zum Christentum fortbewegen müssen, um *„ihm dann allmählig durch selbstständige Geistesarbeit erst unbewusst und dann mit Bewusstsein und steigender Einsicht wieder nahe* [zu] *kommen. Es musste sich dasselbe, so weit dies möglich, ganz neu und unabhängig von seiner äusseren, historischen Realität auf rein subjectivem und ideellem Wege in mir selbst erzeugen und gestalten, und sich dann auch als objectiv gegeben und lebendig daseiend meiner Wahrnehmung und Erkenntniss bieten; ich musste es, so zu sagen, ausrechnen, wie* Leverrier *den Planeten Neptun, es hierauf auch wirklich entdecken und mich dieser funkelnagelneuen Entdeckung freuen. Denn dann erst konnte ich sagen: das ist mein; das gehört mir in der That, ist mir nicht fremd, ist dasselbe, was ich selbst gewollt und gedacht, nur, wie jede Realität im Unterschiede des bloss subjectiven Denkens und Vorstellens, noch viel reicher, lebendiger, genügender, als das."*[46]

Seinem stets und in allem auf das Positive ausgerichteten Wesen konnte Polemik allein nicht genügen. Zugleich mit den Angriffen auf das *„verneinende und verderbensschwangere"* Christentum erarbeitete er sich die Grundlagen zur neuen, den Dualismus überwindenden Religion. Er erkennt Gott immer mehr als die allgütige Natur, in die dieser sich in völliger Demut und Liebe ganz und wirklich hineingeopfert hat und in der er offenbar ist, und zwar auch im Allergeringsten.

Diese neue Religion, zu der Daumer auch durch die eingehende Beschäftigung mit dem kreaturfreundlichen Islam und dem Dichter Hafis sich langsam vorarbeitete, nennt er *„theistischer Naturalismus* und *naturalistischer Theismus"*[47]. Ihr Fundamentalsatz lautet: *Die Natur ist Gott und ausser ihr ist kein Gott."*[48] Von der Idee Gottes verlangt Daumer, daß sie mit Vernunft und Erfahrung übereinstimme, und er versucht den Nachweis für seine Erkenntnis zu bringen.

Je mehr er seit Mitte der Vierzigerjahre mit diesen Gedanken an die Öffentlichkeit trat, desto stärker zog er sich auch die Gegnerschaft seiner früheren Freunde zu. Leute wie Ludwig Feuerbach, Edgar und Bruno Bauer und Karl Marx, die zum Teil in Daumer einen Mitkämpfer für *ihre* Idee gesehen hatten, wandten sich von ihm ab. Mit seiner Gotteserkenntnis stand er allein zwischen der alten Theologie und der neueren Philosophie mit Max Stirner als ihrem extremsten Repräsentanten (obwohl er gerade letzterem in vielen Gedanken verwandt war). Indem diese den Menschen zum Gott erhoben, das hieß für Daumer *„unser eigenes schlechtes Ich* [...] *mit dem wir wahrlich nicht gebessert sind"*[49], erschienen sie ihm als reaktionär.

Natürlich ist seine Religion – die unter anderem 1840 zur Gründung des ersten deutschen Tierschutzvereins durch Daumer führte – unschwer völlig mißzuverstehen. Mir scheint jedoch, daß er darin zu einem Erlebnis Gottes als des Weltengrundes vorgestoßen ist, sozusagen zur wirklichen Erkenntnis des ersten Satzes: *Ex Deo nascimur.* Indem er scharf alle offenbarte Weisheit zugunsten der eigenen Erkenntnis ablehnt, kann einzig das selbst Erkannte für ihn Wirklichkeit haben. Christus existiert deshalb für ihn noch nicht, und der Geist muß ihm als das mephistophelische Prinzip, als bloßer Widersacher der Natur erscheinen.

Interessant ist die Tatsache, daß er zur Zeit seiner schärfsten Polemik unter dem Pseudonym Eusebius Emmeran ein Gedichtbändlein mit dem Titel DIE GLORIE DER HEILIGEN JUNGFRAU MARIA veröffentlicht hat. Die hohe Bedeutung der Maria oder Sophia in Daumers ganzem Leben kann hier leider nur am Rande erwähnt werden. Interessant wäre eine vergleichende Studie zu Wladimir Solowjew. Grundlage der angestrebten neuen Religion sollte nicht nur ein vertiefter Marienkultus bilden, der

Hans Holbein d. J.: CHRISTUS UNTER DEM KREUZ ZUSAMMENGEBROCHEN

Frau überhaupt war eine zentrale Stellung zugedacht.

Quid est veritas? – Est vir, qui adest!*

Daumer vereinsamte zusehends. Das Elend bedrängte ihn von allen Seiten. Die wirtschaftlichen und ehelichen Sorgen nahmen zu, die Freunde blieben aus, die Angriffe häuften sich. Mit den radikalen Vertretern des jungen Deutschlands, mit den Atheisten und sozialen Erneuerern hatte er es ebenso verdorben wie mit den „Christen". Er, der seiner schlechten Gesundheit wegen kaum mehr ausgegangen war, verlor seine Bewegungsfreiheit noch mehr, als er anläßlich eines Aufenthaltes in Frankfurt im Winter 1854-55 derart unglücklich in einen Graben stürzte, daß er fortan kaum mehr gehen konnte.

1856 siedelte er mit seiner Frau, mit der er sich längst auseinandergelebt hatte, und ihrer 1844 geborenen Tochter Ottilie – ihrem einzigen Kind – ganz nach Frankfurt über. Vier Jahre später zogen sie nach Würzburg um. Die Wohnverhältnisse waren meist die denkbar ungünstigsten für Daumers gereizte Natur, aber mit seiner geringen Pension hatte er keine große Wahl. Eine Weile lang zeigte sich auch kaum mehr ein Verleger bereit, seine unermüdlich entstehenden Werke herauszugeben. Den einzigen Lichtblick bildete der 1853 nach einer flüchtigen Begegnung begonnene Briefwechsel mit seiner damals siebzehnjährigen Nichte Helene Daumer[50], den er vor seiner Frau verborgen halten mußte. Begegnet sind sich die beiden Briefpartner außer jenem ersten Mal nie mehr. Daumer fühlte sich jedoch von dem Mädchen derart verstanden, daß er ihr seine tiefsten Empfindungen und Erkenntnisse mitteilte. Die Briefe gehören zu den erschütterndsten Zeugnissen von der Einsamkeit des Menschen. Zugleich dokumentieren sie Daumers weiteren Weg.

Niemals konnte sich sein rastloser Geist mit etwas Erreichtem zufrieden geben. Aber er mußte erleben, wie alle seine äußeren Pläne scheiterten – darunter auch derjenige einer Annäherung ans Judentum. Mehr und mehr verfiel er in Verzweiflung über sich und die Welt – ähnlich Schopenhauer, der zur gleichen Zeit in Frankfurt wohnte. Doch Daumer hält fest: *„ich war eine viel zu positive Natur und konnte meine gährende Gedanken- und Gefühlswelt nicht in einem Schopenhauerischen Nichts und buddhistischen Nirwana zur Ruhe betten."*[51] Tagelang irrt er in den Wäldern umher, wird schließlich erschöpft zusammengelesen, und in *„einer fürchterlichen, schlaflosen Nacht"* durchzuckt ihn plötzlich eine rettende Erinnerung, die einen entscheidenden Wendepunkt seines Weges vorbereitet.

Er erhob sich und las eine Abhandlung des Franzosen Charles Nodier wieder, die er vor Jahren kennengelernt hatte, und deren Kernsätze dahin lauten, daß der Mensch nicht das höchste Wesen der Erdenentwicklung, sondern *„ein blosses Phänomen des Überganges zu einer höheren Stufe"* darstelle.[52] Der Gedanke war für Daumer, der in der Spannung zwischen der Nichtigkeit des gegenwärtigen Menschen und der Gewißheit einer idealeren Welt lebte, die Rettung, wie er selbst sagt, vor Selbstmord oder Wahnsinn.

Nun konnte er ruhig auf den Untergang dieser von Schlechtigkeit durchdrungenen Menschheit warten. Durch Therese Hoffmann, einer der wenigen Menschen, die sich um Daumer kümmerten, wurde es ihm möglich, den Spätsommer 1857 in dem idyllischen Kronthal im Taunus zu verbringen, wo er seine glücklichsten Tage verlebte, damit beschäftigt, seine *„Eremitalphilosophie"* zu entwerfen. Daumer spricht darin vom *„Engel der Zukunft"* oder auch, in Vorwegnahme Nietzsches, von der *„übermenschlichen Menschheit"*, die durch Reinkarnation und Metamorphose aus der jetzigen Menschheit hervorgehen werde.[53] Getrost und gespannt wartete er auf die große Vernichtungskatastrophe, durch welche die Welt sich erneuern sollte, und hielt Ausschau nach diesbezüglichen Vorzeichen. Mehr und mehr begann ihn aber der Gedanke einer völligen Zerstörung als Voraussetzung für den Neubeginn zu belasten, insbesondere wenn er an die Kinder und die Jugend dachte.

Plötzlich mußte er nun die Weltfeindlichkeit, die er dem Christentum vorgeworfen hatte, in sich selbst entdecken. Und weshalb, so fragte er sich, ist denn die erneuernde Katastrophe nicht nach der Zeit der Griechen eingetreten, in der die Menschheit *„auf der Höhe der* [...] *relativen Vollkommenheit angelangt"* war? *„Warum und wozu nun diese ungeheure Verzögerung?"*[54] Und selbst wenn das neue Geschlecht sich durch Metamorphose aus dem alten heraus entwickelte, so war das doch nur durch einen schöpferischen Eingriff höherer Mächte möglich. Denn wie sollte jemals ein Niedriges ein Höheres aus sich heraus entwickeln? *„Und hier war nun der Punkt, wo mir endlich ein Licht zu dämmern und zu tagen begann, das mich zu einem bewussten, ja, was noch weit mehr ist,* begriffenen *Christenthume hinführte."*[55]

Durch ungeheures Leiden, durch Elend und äußerste Verlassenheit hindurch hatte sein Erkenntnisweg in den zweiten Satz hineingeführt: *„In Christo morimur"*. Denn was er in die Zukunft gesetzt hatte, *„wird vom Christenthum als bereits erschienen dargestellt: der zweite Adam, der neue, höhere Mensch, den ich erwartete, ist nach seiner Behauptung schon aufgetreten, in seiner ganzen Wahrheit und Vollkommenheit bereits zur Erscheinung gekommen, wiewohl nur erst in einem einzigen Individuum, – welch ein Gedanke, welch eine Entdeckung, welch ein Gewinn für mich!"*[56] Und Daumer, dem dieses Erlebnis einer paulinischen Offenbarung gleichkommt, fügt hinzu: *„Der Nazarener besiegte mich doch; und er that es durch ein grosses und herrliches Mittel, dasjenige, was seiner am würdigsten ist und was in diesem Falle allein fruchten konnte, durch* Geist *und* Licht."

Die Folgen dieses inneren Umsturzes waren nicht nur eine völlige Umwertung der von ihm jahrzehntelang geschmähten Evangelien, sondern auch

---

* „Was ist Wahrheit? – Dieser Mann, der gegenwärtig ist (vor dir steht)!" Die Frage des Pilatus an Christus (welcher darauf schweigt) erhält im Lateinischen durch bloße Buchstabenvertauschung eine tiefsinnige Antwort. Hinweis von Daumer in (43) S. 20 (Fußnote). Vgl. Johannes 18, 38.

Leonardo da Vinci: „Ihr elenden Menschen, wie vieler Dinge wegen mach Ihr Euch dem Geld zum Sklaven!"

die auf den ersten Blick befremdliche Konversion zum Katholizismus, 1858 in Mainz, bedeutsamerweise am Tag von Mariä Himmelfahrt vollzogen.

Daumer nennt verschiedenste Gründe für diesen Schritt, der großes Aufsehen erregte, ihm aber auch soziale und finanzielle Nachteile eintrug. Ihm schien in jener Zeit einzig in der katholischen Kirche noch etwas von der Spiritualität zu leben, durch die er nicht nur die Vereinigung von Kunst, Wissenschaft und Religion, sondern eine alles umfassende Verwandlung erhoffte. In den Briefen an seine Nichte macht er auch geltend, daß sich im Katholizismus *„das alte grosse, poetische* Heidenthum", zu dem er sich da bekannte, gerettet habe und bringt im weiteren Andeutungen über *„geheime Gesellschaften innersten Grades"*, vor denen er sich in die Kirche habe hineinflüchten müssen.

Entscheidend aber ist, daß seine Konversion keineswegs auf Kosten von Vernunft und Denken ging. Es war ihm keinen Augenblick um eine Erlösungs-Seligkeit zu tun, sondern einzig um Wahrheit und Objektivität. Mit Nachdruck führt er deshalb in seinem Rechenschaftsbericht darüber Bibelstellen an, in denen *„Denken, Forschen, Erkennen, Wissen, Einsicht und Weisheit"* vom Menschen selbst gefordert werden und weist auf diejenigen Kirchenväter hin, die danach strebten, Denken und Glauben zu vereinigen.

Dies, sowie seine eigene Christus-Erkenntnis zeigen, daß Daumer nie wirklich Katholik gewesen war, sondern sich und seinem Weg stets, wenn auch in unablässig wechselnden Formen, treu blieb. Obwohl er, des Streitens müde, nicht mehr aus der Kirche austrat, distanzierte er sich innerlich bald einmal von ihr. *„Ich werde der katholischen Religion zugezählt"*, antwortete er bei der Volkszählung von 1871 auf die Frage nach der Konfession.[57] Des am 19. Juli 1870 erlassenen Unfehlbarkeitsdogmas des Papstes hätte es längst nicht mehr bedurft. Bereits die päpstliche Enzyklika und der Syllabus Errorum vom 8. Dezember 1864, gegen Gewissens- und Glaubensfreiheit gerichtet, bewirkten eine Verschärfung der Zensur und somit eine strenge Überwachung Daumers, der sich vergeblich gegen die willkürlichen Verfälschungen seiner Schriften wehrte. Einzig die ersten Jahre seiner Konversion hatten ihm ungehinderte Publikationsmöglichkeiten gebracht. Seine letzten Werke erschienen wiederum bei protestantischen Verlegern.

Was den Planeten die Sonne, ist Christus den Menschen, erkennt Daumer. Er empfindet es als irreleitend, Christus als Lehrer oder Religionsstifter zu sehen, denn darin hätte er nicht viel neues gebracht. *„Er war das erste Individuum einer specifisch neuen und eigenen Gattung, die durch ihn und mit ihm zum Dasein gekommen, ‚der Erste unter vielen Brüdern', wie ihn* Paulus *bezeichnet, ‚der Anfang der Geschöpfe Gottes', wie die Apokalypse sagt. Nun aber, da dieser grosse Anfang gemacht worden war, handelt es sich um den Fortgang,* [...] *um eine Vielheit von Individuen höherer Art, die mit jenem Erstling der neuen Schöpfung, ihrem natürlichen Haupt und Herrn zusammen den Organismus des neuen Lebens ausmachen sollten."*[58]

Um Christus und dem wahren Christentum gerecht zu werden – denn vieles nennt sich so und ist es aller Religiosität zum Trotz nicht – sucht Daumer den *„rechten, der Sache in's Herz sehenden Begriff"*[59]. Wohl war schon im Heidentum ein *„Evangelium der Idee"* vorhanden, *„das Evangelium der Wahrheit und Wirklichkeit"* aber ist erst durch Christus gegeben. In ihm ist der Tod ein allererstes Mal überwunden worden, *„der Nimbus absoluter Siegesgewalt ist ihm damit für immer entzogen"*.[60] Diese Todesüberwindung ist für Daumer das absolute Wunder, und wir werden sehen, welche Bedeutung für ihn dem Wunder zukommt. *„Für das ganze Erdleben, für das ganze Weltall war es in diesem grössten aller weltgeschichtlichen Momente zu einem entscheidenden Wendepunkte gekommen; von da an datirt sich, wenn auch nur diesem ersten, begründenden Anfange nach die reale Existenz des Zukunftsmenschen und der Zukunftswelt, die bis dahin nur noch Idee, Weissagung, Sehnsucht, Hoffnung gewesen war."*[61]

Daumer erfaßt Christus also keineswegs bloß als einmaliges geschichtliches Ereignis, sondern als die geschichtstreibende Kraft selbst, die zum einen *„Haupt des socialen christlichen Organismus"* ist und werden soll[62], zum andern aber auch die ganze physische Natur in sich aufnehmen und zu einer erhöhten und verklärten Existenz führen wird. Entscheidend ist für Daumer die Tatsache, daß diese Verwandlung der absterbenden Welt keimhaft von einem gott-menschlichen Individuum ausgegangen ist, und daß sie immerzu vom Individuum auszugehen hat, das sich selbst zu verwandeln beginnt und aus sich heraus Gesellschaft und Natur. Das Christentum, in seiner Wirklichkeit erfaßt, ist individualistisch, *„jedes Individuum, welches sich diesem Rapport und Einfluss hingibt, wird als solches bejaht, dem Moloch der Allgemeinheit entrissen und zwar nicht in seiner alten, wohl aber in einer neuen, wiedergeborenen Gestalt, sogar als ein absolutes gesetzt."*[63] Damit werden auch die Gesetze aufgehoben, und in dieser Aufhebung der Gesetze erblickt Daumer *„das Hauptgesetz aller Entwickelung und Höherstellung im Gange der Natur und Geschichte"*.[64]

So gelangt er dazu, die fortschrittlichen revolutionären Parteien als *„die eigentlich conservativen und retrograden"* anzusehen, weil sie den „alten Adam", den unverwandelten Menschen, zur ausschließlichen Herrschaft bringen wollen.[65] Die Revolution aber, die mit Christus begonnen hat, fordert die radikalste Neugeburt. Und aus dem individuellen Innern hervorgehend – aber dabei nicht Halt machend, wie es oft mißverständlich der Fall war und ist – ergreift sie ausnahmslos *alles* und ist damit die umfassendste Revolution der Weltgeschichte. *„Alles Andere dagegen ist Kinderei und Narrethei."*[66]

Die Bemühung um eine Wissenschaft des Geisterreiches

Es hat wohl kaum jemand im letzten Jahrhundert, das im Zeichen der Verflachung von Theologie und Religion durch den Ansturm des naturwissenschaftlichen Denkens stand, derart tiefgehende Erkenntnisse über die Christus-Wesenheit ausgesprochen wie Daumer. Sein Kampf gilt dem Individuum, dem Menschen der Zukunft, der ihm ein unablässig Werdender, Fortschreitender, sich Entwickelnder ist. Immer wieder setzt Daumer neu an, um in eine Sprache zu finden, die seine Ideen auszudrücken vermag. In diesem Zusammenhang weist er auf Deutschland hin, *„dieses literarische und sociale Golgatha"*. Denn um das Christentum wirklich als neue Schöpfung und nicht bloß als Religionsgemeinschaft zu begreifen, dazu ist eine *„ächte, auch das christliche Wunder umfassende und begreifende Philosophie der Geschichte"* gefordert.[67] Das große kosmogonische Faktum der evangelischen Dinge muß Gegenstand des Erkennens werden, und *„so zu erkennen, ist namentlich die Sache der* deutschen *Philosophie"*[68]. beginnend im 18. Jahrhundert und dann vor allem um die Wende zum 19. Jahrhundert. Daumer gibt sich indessen keinerlei Illusionen hin, wie denn auch seine Feststellungen frei sind von nationalistischen Untertönen. Er erlebte ja, wie die in seiner Zeit zu untoleranter Vorherrschaft gelangende einseitige materialistische Weltauffassung die eigentliche deutsche Entwicklung zugunsten äußerer Machtentfaltung abgebrochen hat. *„Der Einheit gehen wir* [...] *allerdings entgegen, aber nicht der Freiheit, der sittlichen Grösse, der nationalen und menschheitlichen Herrlichkeit; wir werden die Sklaven des preussisch-dynastischen Militärdespotismus. Aus dem äusserlichen Gebahren kommt kein Heil und keine neue Menschheits- und Völkerblüthe"*, schrieb er seiner Nichte Ende 1866[69].

Je mehr sich Daumer innerlich von der katholischen Kirche distanzierte, desto stärker beschäftigte ihn die Begründung einer *„mit ihrem Gegenstande vollen Ernst machende*[n] Geisterkunde *oder* Wissenschaft des Geisterreiches"[70]. Wissenschaftlich suchte er zu beweisen, daß – wie eine Schrift betitelt ist – *„der Tod des Leibes kein Tod der Seele"* sei. Dabei war ihm alles Wunderbare von besonderem Interesse, da es für ihn mit dem absoluten Wunder, dem Einbruch des Göttlichen durch Christus in die Welt, zusammenhängt. Im Wunder erblickt er *„den Geist und seine göttliche Freiheit im Gegensatz zu Materie, Mechanismus und schmachvoller, des Menschen unwürdiger Befangenheit in diesen Letzteren"*[71], und er versucht unablässig, dieses Unfaßliche denkerisch verständlich zu machen.

Einem solchen Denken eröffnet sich auch Zweck und Ziel des Christus-Weges: *die Freiheit* – *„nicht in dem landläufigen, trivialen Sinne unserer demokratischen, antimonarchischen und antikirchlichen Parteien und Bestrebungen, sondern in einem ganz anderen, unendlich tiefer gehenden, grossartigeren und erhabeneren. Man kann ebenso gut sagen: das Princip des Christenthums ist der Geist."*[72] Und in diesem, die menschliche Vernunft erfüllenden und bestimmenden Geist, ist dem Menschen ein ganz unbeschränkter Fortgang im Erkennen in Aussicht gestellt.[73]

Diese Geist-Erkenntnis, im Sinne des dritten Satzes des Rosenkreuzer-Spruches, belebt Daumer nun mehr und mehr. Er weiß, im Geist der Wahrheit und der unbeschränkten Erkenntnis geht die Christus-Wesenheit entschieden über sich hinaus. Und im Pfingstereignis tritt denn auch der Geist *„wirklich brausend und flammend"* auf der Erde auf und beginnt, *„als von innen heraus bewegendes, verwandelndes und organisirendes Princip sein Alles umfassendes Amt zu verwalten"*[74].

Die Schriften der letzten zehn Jahre sind fast alle vom Bemühen getragen, in Sagen, Glauben, Vorstellung und in der Natur diesen Geist, den Daumer in sich selbst als immerfort strebender Mensch erkannt hat, wahrzunehmen. Kein Gegenstand ist ihm zu gering dazu. *„Dass ich einem dumpfen Aberglauben huldige* [...] *wird man mit Wahrheit und Redlichkeit nicht behaupten können. Ich habe die Principien und Interessen der Vernunft und der Humanität nie und nirgend verläugnet* [...]; *nur dass ich allerdings himmelweit von jener gemeinen Art von Rationalität entfernt bin, welche in Beziehungen auf höhere Dinge Nichts als zerstören kann und will, und mit der ich nicht nur als gemüthsvoll empfindender, ahnender und glaubender, sondern auch als* forschender *und* denkender *Mensch in unversöhnlichem Streite bin"*, heißt es in der Vorrede zu seinem letzten Buch.[75] Bis in seine späten Lebensjahre untersucht er eine Fülle von Dokumenten. Und obwohl damals von Amerika her Tischrücken und Klopfgeisterei in Mode gekommen waren, hielt er sich solcher spiritistischer „Phantasterei" skeptisch fern – das Sensationelle hat ihn nie sonderlich interessiert.

So gelangte er in einem Jahrhundert, das dafür überhaupt noch kein Verständnis aufzubringen vermochte, ansatzweise zu einem ahnenden Wahrnehmen des Ätherisch-Lebendigen einerseits und zur

Gewissheit des Geistes andererseits als des evolutionären, dem Menschen in seiner Erkenntnisfähigkeit innewohnenden und auf die Vereinigung des Gegensätzlichen tendierenden Prinzipes.

In einer Zeit zunehmender Finsternis – er war in den letzten Jahren auch völlig erblindet – erfuhr der stille und einsame Arbeiter im Reiche der Ideen, als den er sich gelegentlich bezeichnete, was er als Sechsundzwanzigjähriger theoretisch hingeschrieben hatte: *„denn das Licht kommt aus dem* Geiste“[76].

In quälender Armut, blind, gelähmt und völlig vereinsamt verbrachte er seine letzten Jahre. Für seine neue Religion des Geistes erblickte er nirgends einen Hoffnungsschimmer, ahnte aber das Heraufkommen einer *„Rotte entmenschter, einander selbst zerfleischender Tiger und Teufel“*[77]. Als er am 13. Dezember 1875 in Würzburg starb, ein Jahr nach seiner Frau, war er längst ein Vergessener.

Epilog

Die vorliegende Lebensskizze mag der einen oder dem andern als zu positiv gefärbt erscheinen. Bestimmt war Daumer alles andere als ein einfacher, harmonischer Mensch. Zahlreiche Züge und Details mußten, nicht zuletzt aus Platzgründen, weggelassen werden. Es ging mir jedoch nicht um die Verherrlichung eines Mannes. Ich möchte nicht einmal behaupten, so sei es gewesen. Wesentlich war und ist mir, das Exemplarische eines menschlichen Erkenntnisweges in seiner einsamen Größe methodisch zu erfassen und darzustellen. Dahin ging mein Bestreben – einerseits wohl, um diesem vergessenen Menschen wiederum einen Platz im Gedächtnis der Nachwelt zu verschaffen, andererseits aber im Hinblick auf unsere eigene, ebenso finstere Zeit, die des Mittlers, des einzelgängerischen Individuums, des Geistespartisanen bedarf, welcher aus seinem umfassenden Menschtum heraus im unbeschränkten Fortgang der Erkenntnis heilsam in allem Unheil tätig werden kann.

Zeichnung von Leonardo da Vinci

Anmerkungen

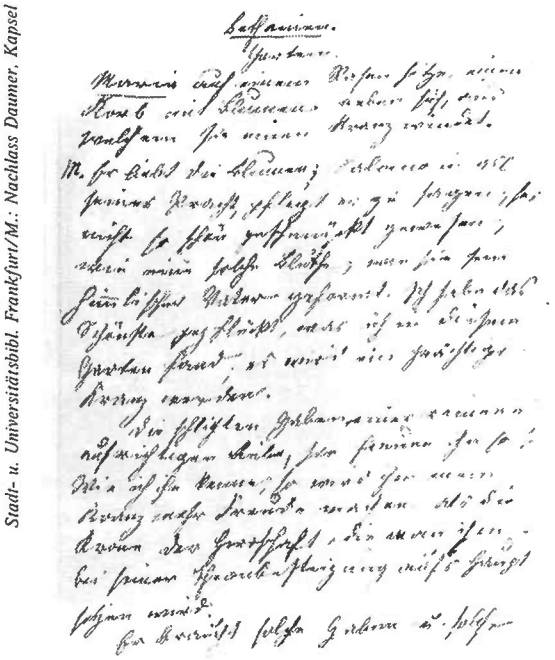
Eingeklammerte Ziffern beziehen sich auf Daumers Werke (s. Literaturverzeichnis)

1 Leipzig 1846; S. 6. Arnold Ruge (13. 9. 1802-31. 12. 1880), deutscher Publizist, gehörte mit Marx und L. Feuerbach eine zeitlang dem extrem linken Flügel der Hegelschen Schule an.
2 (37) S. 7f.
3 ebd. S. VI.
4 ebd. S. 96.
5 ebd. S. 26.
6 Daumer: Briefe an seine Nichte... 11. Jg. 2. Bd. S.142.
7 (53).
8 ebd. S. XXII.
9 ebd. S. XI.
10 Vgl. Kaspar Hausers Beschreibung in ICH MÖCHTE EIN SOLCHER WERDEN WIE..., hg. von Jochen Hörisch, Frankfurt/M 1979 (stw 283).
11 Vgl. Beitrag in dieser Nummer.
12 (37) S. 24.
13 ebd. S. 26.
14 (38) 3. Heft, S. 6f.
15 (37) S. 28.
16 Hermann Pies: KASPAR HAUSER. EINE DOKUMENTATION, Ansbach 1966; S. 152 (Ausspruch Kaspar Hausers auf dem Sterbebett).
17 (6) II, S. 7f.
18 ebd. I, S. 2.
19 Anselm Ritter von Feuerbach: KASPAR HAUSER. BEISPIEL EINES VERBRECHENS AM SEELENLEBEN DES MENSCHEN, Ansbach 1832; S. 79 (auch in stw 283, S. 158).
20 (6) I, S. 78.
21 Vgl. Genesis 37-45.
22 (6) II, S. 10.
23 ebd.
24 ebd. S. 16.
25 ebd. S.25.
26 ebd. S. 20.
27 ebd.
28 ebd. I, S. 37f.
29 (34) S. 94f.
30 (2) S. 30f.
31 Alfred Muth: DICHTERBILDER UND DICHTERSTUDIEN, Frankfurt/M und Luzern 1887; S. 131.
32 (37) S. 67.
33 „Aus Gott sind wir geboren, / In Christus sterben wir, / Durch den Heiligen Geist werden wir wiedergeboren.“ In dieser Form durch Rudolf Steiner. Im Schlußteil der FAMA FRATERNITATIS von Joh. Valentin Andreae, 1614 erschienen, lautet er: „Ex deo nascimur, In Jesu morimur, Per spiritum reviviscimus.“ (Nach G. Wehr: CHRISTIAN ROSENKREUZ, Freiburg/Br. 1980; S. 59).
34 (2) S. 4f.
35 (53) S. 1 u. 2f.
36 (5) S. IX.
37 ebd. S. 9.
38 ebd. S. 10.
39 ebd. S. 11.
40 ebd. S. 15.
41 ebd. S. 18 Fußnote.
42 ebd. S. 20.
43 (37) S. 7.
44 In (5).
45 (25) S. 124.
46 (37) S. 29f.
47 (22) S. 69.
48 ebd. S. 68.
49 ebd. S. 82.
50 s. Auszüge am Schluß
51 (37) S. 15.
52 ebd. S. 12.
53 Vgl. z. B. (37) S. 38.
54 ebd. S. 20.
55 ebd. S. 22.
56 ebd. S. 34.
57 n. Agnes Kühne, S. 117.
58 (37) S. 35f.
59 (43) S. 1.
60 ebd. S. 40.
61 ebd. S. 36.
62 ebd. S. 26.
63 ebd. S. 48.
64 ebd. S. 60.
65 ebd. S. 112.
66 ebd. S. 115.
67 ebd. S. 25.
68 ebd. S. 26.
69 Briefe an seine Nichte, 11. Jg. 2. Bd.; S. 141.
70 (46) S. VII.
71 (55) Vorrede 1. Seite.
72 ebd. S. 145f.
73 Vgl. (37) S. 96.
74 (43) S. 23.
75 (55) Vorrede 2. Seite.
76 (2) S. 4.
77 (55) S. 43.

Verzeichnis der zu seinen Lebzeiten im Druck erschienenen Schriften von Georg Friedrich Daumer

(Quellen: G. F. Daumer: AUS DER MANSARDE, 3. Heft; ALLGEMEINE DEUTSCHE BIOGRAPHIE, Bd. 4; Agnes Kühne: DER RELIGIONSPHILOSOPH GEORG FRIEDRICH DAUMER, Dissertation 1936; Leopold Hirschberg: DER TASCHENGOEDEKE, Bd. 1 [dtv 4030]. – Die Titel sind fortlaufend numeriert und, wo immer möglich, in der Originalschreibweise wiedergegeben. Ausnahmen sind durch * gekennzeichnet.)

(1) Auswahl des Besten, was die vorzüglichsten Schriftsteller alter und neuer Zeit unter den gebildetsten Nationen über die höchsten Gegenstände und Verhältnisse des Lebens gedacht haben. Nürnberg 1818.
(2) Über den Gang und die Fortschritte unserer geistigen Entwicklung seit der Reformation und über ihren Standpunkt in der gegenwärtigen Zeit. Nürnberg 1826.
(3) Grundriß der griechischen Formenlehre in tabellarischen Übersichten zum Schulgebrauche. Nürnberg 1827.
(4) Urgeschichte des Menschengeistes. Fragment eines Systems speculativer Theologie mit besonderer Beziehung auf die Schelling'sche Lehre von dem Grunde in Gott. Berlin 1827.
(5) Andeutung eines Systems speculativer Philosophie. Nürnberg 1831.
(6) Mittheilungen über Kaspar Hauser. 1. und 2. Heft. Nürnberg 1832.
(7) Ist die Cholera Morbus ein Strafgericht Gottes? Sendschreiben an Herrn Pfarrer Kindler zu Nürnberg. Leipzig 1832.
(8) Philosophie, Religion und Alterthum. 1. und 2. Heft. Nürnberg 1833.
(9) Über die Entwendung ägyptischen Eigenthums beim Auszug der Israeliten aus Ägypten. Nürnberg 1833 (konfisziert).
(10) Polemische Blätter betreffend Christenthum, Bibelglauben und Theologie. 1. und 2. Heft. Nürnberg 1834 (konfisziert).
(11) Züge zu einer neuen Philosophie der Religion und Religionsgeschichte. Nürnberg 1835.
(12) Darlegung des religiösen und religionsgeschichtlichen Charakters und Verhältnisses der Herren Gutzkow und Menzel. Nebst Bemerkungen über den Ausgang und das Ziel der Weltgeschichte in Beziehung auf Menzels Ansicht darüber. Nürnberg 1836.*
(13) Semiramis. Anonym, Frankfurt am Main 1836 (nur im „Taschengoedeke" aufgeführt). (?)
(14) Entdeckung eines Complotts wider Religion und Christenthum, gemacht durch Eschenmayer's Schrift: „Conflict zwischen Himmel und Hölle an dem Dämon eines besessenen Mädchens". Unter dem Pseudonym von *Amadeus Ottokar*. Nürnberg 1837.
(15) Bettina. Gedichte aus Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Nürnberg 1837.
(16) Anti-Satan. Sendschreiben an Prof. Eschenmayer von Dr. Amadeus Ottokar. Pseudonym. Nürnberg 1838.
(17) Verschiedene Aufsätze im Nürnberger „Athenaeum für Wissenschaft, Kunst und Leben" (Monatsschrift), in den Heften: Juli, August, September, Oktober, November 1838, sowie Februar und März 1839, z. T. auch unter dem Pseudonym von Am. Ottokar.
(18) Sabbath, Moloch und Tabu. Eine historisch-theologische Andeutung mit Rücksicht auf die neuesten Auffassungen der christlichen Sonntagsfeier. Nürnberg 1839.
(19) Über Thierquälerei und Thiermißhandlung. Ein Gespräch, herausgegeben und vertheilt durch den Nürnberger Verein zur Verhütung der Thierquälerei. Ohne Angabe des Autors. Nürnberg 1840.
(20) Die Glorie der heiligen Jungfrau Maria. Legenden und Gedichte nach span., ital., latein., und deutschen Relationen und Original-Poesien durch Eusebius Emmeran. Pseudonym. Nürnberg 1841.*
(21) Der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer als urväterlicher, legaler, orthodoxer Cultus der Nation, historisch-kritisch nachgewiesen. Braunschweig 1842.
(22) Der Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart in der Reife seiner Selbstoffenbarung nebst Ideen zur Begründung einer neuen Entwicklung in Religion und Theologie. Nürnberg 1844.
(23) Die Stimme der Wahrheit in den religiösen und confessionellen Kämpfen der Gegenwart. Nürnberg 1845.
(24) Hafis: Eine Sammlung persischer Gedichte. Nebst poetischen Zugaben aus verschiedenen Völkern und Ländern. Hamburg 1846.
(25) Die Geheimnisse des christlichen Alterthums. 1. und 2. Band. Hamburg 1847.
(26) Mahomed und sein Werk. Eine Sammlung orientalischer Gedichte. Hamburg 1848.
(27) Die Religion des neuen Weltalters. Versuch einer combinatorisch-aphoristischen Grundlegung. 3 Bände. Hamburg 1850.
(28) Prolog zur Festvorstellung am 30. September 1851 im Stadttheater zu Erlangen. Nürnberg 1851.*
(29) Hafis. Neue Sammlung. Nürnberg 1852.
(30) Frauenbilder und Huldigungen. 3 Bände. Leipzig 1853.*
(31) Herr Julian Schmidt, der Kritiker und Literaturhistoriker. Ein Charakterbild. Nebst einigen historischen, religiösen, ethischen und ästhetischen Erörterungen. In: Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst, hg. Otto Wigand, 1. Band, 1. Heft. Leipzig 1854.*
(32) Polydora, ein weltpoetisches Liederbuch. 2 Bände. Frankfurt am Main 1855.
(33) Mythoterpe. Ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch. Gemeinschaftlich mit Alex. Kaufmann u. Amara George. Leipzig 1856.*
(33a) Hafis (Nr. 24). 2. Auflage. Hamburg 1856.
(34) Enthüllungen über Kaspar Hauser. Mit Hinzufügung neuer Belege und Documente und Mittheilung noch ganz unbekannter Thatsachen... Frankfurt a. M. 1859.
(35) Die dreifache Krone Rom's. Versuch einer neuen Beleuchtung und Charakterisirung des römisch-katholischen Priester- und Kirchenthums... Münster 1859.
(36) Marianische Legenden und Gedichte. Münster 1859.*
(37) Meine Conversion. Ein Stück Seelen- und Zeitgeschichte. Mainz 1859.
(38) Aus der Mansarde. Streitschriften, Kritiken, Studien und Gedichte. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. 1. bis 6. Heft. Mainz 1860-1862.
(39) Schiller und sein Verhältnis zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart. Mainz 1862.
(40) Schöne Seelen. Ein Legenden- und Novellensträußlein. Mainz 1862.*
(41) Blumen und Früchte aus dem Garten christlicher Weltanschauung und Lebensentwicklung. Mainz 1863.



Stadt- u. Universitätsbibl. Frankfurt/M.: Nachlass Daumer, Kapsel 1

Anfang des (unveröffentlichten) Dramas JUDAS ISCHARIOTH. Handschrift Daumers

(42) Christina mirabilis, das Wundergeschöpf des 12. Jahrhunderts und der Hl. Joseph v. Copertino, der Wundermann des 17. Jahrhunderts, als vorläufige Repräsentanten einer neuen, künftigen Menschengattung. Paderborn 1864

(43) Das Christenthum und sein Urheber. Mit Beziehung auf Renan, Schenkel, Strauss, Bauer, Feuerbach, Ruge, Stirner und die gesammte moderne Negation. Mainz 1864.

(44) Musikalischer Katechismus. Anonym in „Deutsche Vierteljahres-Schrift", Heft 3, Nr. 107. Stuttgart 1864.*

(45) Der Tod des Leibes, – kein Tod der Seele. Zeugnisse und Tatsachen der Jahrhunderte vor und nach Christus für den Glauben an Unsterblichkeit. Dresden 1865.*

(46) Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit. 1. und 2. Band. 1. Abteilung des geplanten Werkes „Der Mystagog. Eine Sammlung von Abhandlungen, Mittheilungen und factischen Belegen verschiedener Art zum Behufe der Einführung in die Geheimnisse der Natur, der Geschichte, des menschlichen Wesens und der jenseitigen Existenzen und Zustände." Dresden 1867.

(47) Die Mythen und Volkssagen von wundersamen Meergeschöpfen und Meerbewohnern. Ill. Dtsch. Monatshefte. 25, 145, 2. Folge, Bd. 9, 49. Dresden 1868.*

(48) Über Leben und Geist der Pflanzenwelt. Westermanns Jahrbuch der Ill. Dtsch. Monatshefte, Band 24. Braunschweig 1868.*

(49) Paläorama. Oceanisch-amerikanische Untersuchungen und Aufklärungen mit wesentlicher Berücksichtigung der biblischen Urgeschichten. Aus dem Nachlasse eines amerikanischen Alterthumsforschers. New York / London / Erlangen 1868. Anonym.

(50) Anti-Lauth. 1870 (nach ADB)* (?).

(51) Charakteristiken und Kritiken betreffend die wissenschaftlichen, religiösen und socialen Denkarten, Systeme, Projekte und Zustände der neuesten Zeit. Nebst positiven Erörterungen und Nachweisen. Hannover 1870.

(52) Das Reich des Wundersamen und Geheimnisvollen. Thatsache und Theorie. Regensburg 1872.

(53) Kaspar Hauser. Sein Wesen, seine Unschuld, seine Erduldungen und sein Ursprung in neuer, gründlicher Erörterung und Nachweisung. Regensburg 1873.

(54) Der Zukunftsidealismus der Vorwelt, namentlich was die auf die christlichen Dinge bezüglichen Ahnungen, Seherblicke, Erwartungen, Myterienbilder und anticipirenden Religionsculte des druidischen, römischen, griechischen, phönizischen, ägyptischen und amerikanischen Alterthums betrifft. Regensburg 1874.

(55) Das Wunder. Seine Bedeutung, Wahrheit und Nothwendigkeit, den Herren Strauss, Frohschammer, Lang, Renan, Reinkens &c. gegenüber ins Licht gesetzt. Regensburg 1874.

Außer einem sehr teuren Nachdruck von (25) und (27) ist von Daumer längst nichts mehr erhältlich. Leopold Hirschberg hat 1924 in Berlin eine vierbändige Ausgabe „Gesammelte Poetische Werke" herausgegeben, und auch der „Hafis" wurde einigemale noch in diesem Jahrhundert aufgelegt, wohl zuletzt 1945 bei Birkhäuser, Basel.

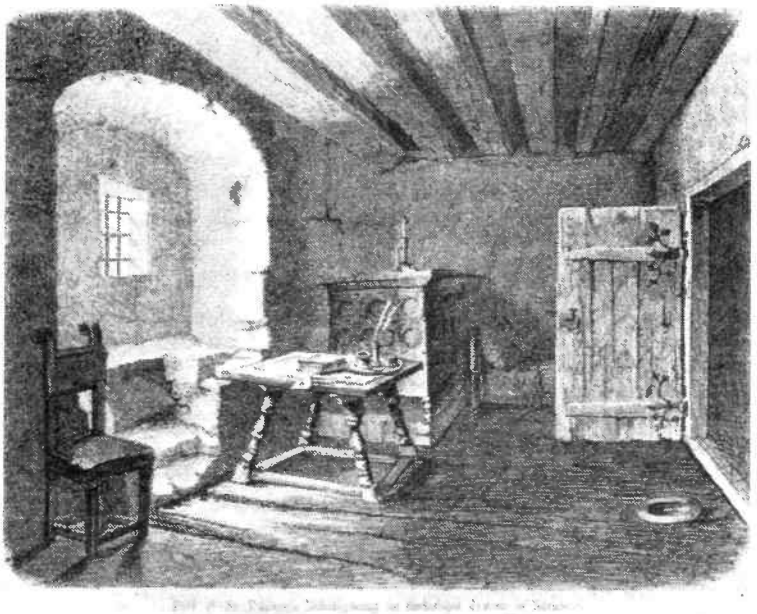
Briefe von Georg Friedrich Daumer

- an seine Nichte Helene Daumer, 1853-1874. Z. T. veröffentlicht in „Süddeutsche Monatshefte", München. 11. Jg. 1. Bd., Oktober 1913-März 1914; S. 49-61, 180-198, 342-358, 478-494, 622-628, 769-773; und 11. Jg. 2. Bd., April 1914-Sept. 1914; S. 138-147
- an Christoph Bernhard Schlüter, 1861-1873 (?), abgedruckt in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, 9. Bd., Freiburg/Br.; S. 107-141 (s. auch S. 142-156).

Schriften über Daumer

- Franz Alfred Muth: Georg Friedrich Daumer. In: Muth: Dichterbilder und Dichterstudien aus der neueren und neuesten Literatur. Frankfurt a/M, Luzern 1887; S. 126-140, s. auch S. 321-335 (über Amara George). Muth hat Daumer persönlich gekannt.
- Michael Birkenbihl: Georg Friedrich Daumer. Beiträge zur Geschichte seines Lebens und seiner westöstlichen Dichtungen. Dissertation vom 7. 11. 1902. Nur z. T. im Druck vorliegend (Aschaffenburg 1905)
- Hans Effelberger: Georg Friedrich Daumer und die westöstliche Dichtung. Dissertation, Marburg 13. 7. 1923.
- Wilhelm Kunze: Georg Friedrich Daumer und die Fortführung der Reformation. Nürnberg-A. 1933.
- Agnes Kühne: Der Religionsphilosoph Georg Friedrich Daumer, Wege und Wirkungen seiner Entwicklung. Dissertation vom 10. 12. 1936. Berlin 1936.
- Hans Kern: Georg Friedrich Daumer. Der Kämpfer für eine deutsche Lebensreligion. Berlin-Lichterfelde 1936. (Stark von nationalsozialistischen Anschauungen geprägt.)

Der gesamte Nachlaß Daumers befindet sich in der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main.



Daumers Arbeitszimmer im Fünfeckigen Turm (Sommer 1854)

Aus Briefen Georg Friedrich Daumers an seine Nichte Helene

Was meine Unsterblichkeitslehre betrifft, so ist dieses die Lehre von der Aufbewahrung der unsterblichen Seele (des geistigen Kerns der menschlichen Persönlichkeit bei der Auflösung des Leibes) im Innern der Welt, in der göttlichen Seele des Universums, und der Wiedergeburt derselben in's irdische Leben hervor, um hier wieder ein volles menschliches Dasein zu beginnen.

Sage nur, was du mehr oder näher ausgeführt haben willst. Im Ganzen wirst du finden, daß ich mit meinen Ansichten und Bestrebungen stets nach zwei Seiten hin Krieg machen muß. Es sind zweierlei Barbareien, die in der Gegenwart herrschen, eine reactionäre und conservative, die nur unbedingt halten will, was gilt und besteht und eine kritisch Revolutionäre, die alles Geistige und Religiöse und uns auf ihre Weise ebenfalls mit dem Ende aller Cultur und Humanität bedroht. Diese meine Stellung zwischen zwei herrschenden Parteien ist eine sehr schwierige und ich werde den Sieg meiner Sache nicht erleben.

(Ende 1853)

Auf jeden Fall verbindet alle wahrhaft liebenden Seelen ein tiefes, inneres, ewiges Band. Eine ganze Ewigkeit ist unser, und diese Ewigkeit lang werden wir uns immer wieder neu finden, uns lieben und umfassen, ob wir es auch nicht mehr wissen. Auch haben wir uns gewiß schon oft gefunden, oft geliebt und umfaßt, ob wir es auch nicht mehr wissen.

(25. November 1854)

Ich war vor einigen Tagen, da mein Ofen nicht mehr ausreicht, in Gefahr zu erfrieren im buchstäblichsten Sinne des Wortes. Mein ganzer Leib war nichts als Schmerz und ist es so ziemlich noch – ein neues Leiden zu den vielen anderen. Ich sann schon öfters über verzweifelte Thaten, da ich alle diese Qualen zusammen kaum aushalten kann.

Ich habe über das Thema der Liebestreue viel nachgedacht. Es gibt eine sehr verächtliche Art von Untreue, ein Don Juan ist deshalb ein gemeiner Mensch, weil er es mit Keiner gut meint und in Jeder nur sich selbst liebt. Es gibt aber auch eine bedenkliche, keineswegs liebenswürdige Art von Treue.

So pocht meine Frau auf ihre Treue, ihre Tugend; ich wollte lieber, sie wäre mir so untreu gewesen, als das liederlichste Weib der Erde; sie hätte mir weniger Böses gethan und erschiene mir tausend Mal liebenswürdiger. Wer mehr als ein Wesen in gleicher Art, mit gleicher Tiefe und Innigkeit des Gefühls zu lieben vermöchte, der wäre berechtigt es zu thun.

(Februar 1855)

Es ist alles schwankend geworden; es ist mit all unserer Weisheit zu Ende; wir wissen nichts und müssen warten, ob nicht etwas kommt was uns Licht gibt und zeigt, wohin das Weltschiff steuert, das jetzt ein so grauenhaftes Dunkel umhüllt.

(Februar 1858)

Mein jetziges System bildete sich hauptsächlich in Kronthal aus, wo ich den letzten Sommer ein völliges Einsiedlerleben in einem ganz isolirt stehenden, im Gebüsche versteckten Häuschen führte. Daher nenne ich es die „Eremitalphilosophie", die auch selbst Eremiten genug ist. Wir wollen sehen, wie du dich darein findest. Du bist ja kein zerstreutes Weltkind, du hast mitten in Welt und „grassirender" Civilisation dich dennoch so sehr vereinsamt, und so habe ich Hoffnung, aus dir eine ganz gute Eremitalphilosophin zu machen.

Dieses System ist die Frucht der Verzweiflung und das Produkt einer fürchterlichen Nacht, da ich nach den unglaublichsten Anstrengungen alle meine Hoffnungen, selbst die bescheidensten, scheitern sah. Dennoch ist sie sehr tröstlich und jedenfalls besser, als der Strick, an dem man sich außerdem nothwendig aufhängen müßte. Es wird eigentlich nichts aufgegeben; das Ziel, für welches man begeistert ist, wird nur einen Schritt oder Sprung weiter hinaus in eine jenseits des Menschlichen liegende Zukunft gesetzt; man überschreitet eine Kluft und befindet sich mit Zurücklassung all der menschlichen Rohheiten, Dummheiten, Zerreißungen und Qualen in einer völlig neuen Welt, wo statt des Menschen ein Engel herrscht. Es ist dies nicht ein blaues Jenseits, im allgemeinen Gegensatze des Irdischen und Weltlichen, wie das christliche; es ist ganz irdisch und weltlich, aber in umgestalteter, veredelter und erhöhter Weise; es ist die letzte und höchste Blüthe des Erdlebens und der Weltentwicklung, die naturgemäße Spitze und Vollendung, das Ziel und Resultat aller schöpferischen Prozesse in Welt und Menschheit, das aber nicht mehr in die letztere, sondern weiter hinaus in eine künftige Periode fällt, in der ein neues Geschöpf auftreten wird, das ich den „Engel der Zukunft" nenne. Du wirst vielleicht sagen: Ist denn das tröstlich, wenn *wir* untergehen, und ein ganz anderes Geschlecht lebt und herrscht? – für den Denker, der nur im Allgemeinen lebt und seine individuellen Interessen dabei nicht achtet, ist es in jedem Falle tröstlich, nur glauben zu können, daß die Welt vorwärts kommt und ein befriedigendes Resultat zu erwarten ist, was auch dabei für vorläufige Erscheinungen haltlos zu Grunde gehen. Es giebt jedoch einen positiveren Trost, bei welchem das Individuum sich nicht aufzugeben braucht. Denn der unverwüstliche Kern unseres innern Wesens – ich glaube an einen solchen – wird in jene Welt hinübergerettet werden, und wir

werden da wieder aufleben in einer höheren, vollendeteren Form. Du z. B., schon jetzt ein Engel der Seele und den lieblichen Zügen nach, wirst dann ein völliger und förmlicher Engel sein, das heißt, du wirst auch physische Eigenschaften haben, die du bei deiner jetzigen menschlichen Organisation noch nicht haben kannst. Ich wollte noch Einiges schreiben, da kam der gräuliche Vorfall, den ich deinem Vater in dem beiliegenden Brief melde. Bitte, schreibe mir bald wieder, es ist mir eine Erquickung, und immer mehr „umhüllt mich das Dunkel der Nacht". Adieu, liebe Seele, denke meiner! Schreibe *bald,* es rettet mich vielleicht vor Wahnsinn und Selbstmord.

(1858)

Ich nehme jetzt einen Stufengang der Entwicklung an, der sich folgender Maßen bezeichnen läßt:
1. Unorganische Natur
2. Pflanzenwelt
3. Thierwelt
4. Mensch
5. Engel

Unter „Engel" verstehe ich das künftige Wesen, wobei man sich aber keinen abstrakten, christlichen Engel zu denken hat. Ich meine das, was höher und besser, als der Mensch und das Geschöpf der neuen, künftigen Periode der Weltentwicklung und des Erdlebens sein wird.

Der Mensch ist ein Wesen voll Widerspruch und Zerwürfniß, das nur geeignet ist, sich und alles um sich her elend zu machen und das nur einen Sinn und eine Bedeutung hat, wenn wir annehmen, daß es die Uebergangsstufe zu etwas Anderem und Besserem ist.

Das künftige Wesen ist schon im Menschen enthalten, theils als Keim, der aber niedergehalten ist und nicht zur Entwicklung kommt, theils in seltenen Fällen als thatsächlich hervortretende Erscheinung, wo das entsteht, was ich als *Exception* bezeichne, etwas den gemeinen Gattungs- und Geschlechtscharakter der Menschheit Ueberragendes, deßhalb aber auch meist sehr Isolirtes, Einsames, Unverstandenes, ja Leidendes und Untergehendes.

(1858)

Es ist eine elende Zeit. Die moderne Bildung hat sich ausgelebt und ist vollkommen auf den Sand gerathen. Will man mit ideellen und spirituellen Dingen nicht ganz verhöhnt und verachtet werden, so kann man nicht mehr thun, als – zu den Katholiken gehen. Wunderlich kehren sich die Dinge um.

(25. September 1858)

Jetzt steht nur mehr die Kirche aufrecht da, nur sie noch hat den Charakter des Positiven, und es ist kein Wunder, wie sie nun das Erbe des unselig verstorbenen protestantischen Culturprozesses antritt und alles wieder in ihre Netze zieht.

(1858)

Daß ich von meinen früheren Principien im Wesentlichen auch nicht das Geringste aufgegeben, daß ich nur einen andern Weg zur Verwirklichung meiner Ideen eingeschlagen, weil ich auf dem früheren ins Bodenlose gerieth und schlechterdings nicht mehr fortkonnte, das wirst du wohl einsehen.

Meine verunglückte Annäherung an das Judenthum, und mein bis jetzt *nur* mit gutem Erfolg gekrönter Uebertritt zur kath. Kirche – sie waren Beide nur praktische Experimente, die mein Inneres ganz unangetastet ließen, so daß ich sagen kann: Ich bin, der ich war, so für dich, wie für das Allgemeine, dem ich auf eigene Faust nur nicht beikommen konnte, und dem ich jetzt mit Hülfe einer großen geistigen, sittlichen und politischen Macht beizukommen suche.

Doch du sagst, ich hätte mich selbst im Voraus gerichtet; du beziehst dich auf das Gedicht gegen *Heine* „Nebukadnezar II". Diese Vergleichung paßt hier nicht. Heine war übermüthig und frivol; das war ich nie. Er brach elend in sich selbst zusammen; das geschah nicht bei mir. Seine Bekehrung hat einen subjektiven, meine Conversion einen objektiven Charakter. Ich habe Denken, Vernunft, eigene Forschung nie aufgegeben; ich bin nicht als ein zermürbter, zerbrochener, zerknirschter Jammermensch, der für sein eigenes, trübes, geängstetes Selbst eine äußere Stütze sucht, zur Kirche gekommen, sondern mit der vollen Kraft meines Geistes und Charakters; ich habe den Katholiken das erklärt, und sie haben mich so, wie ich war und wie ich mich gab, auch angenommen.

Ich will dir einiges bemerklich machen, was ich nicht drucken lassen darf.

Im Katholicismus hat sich das alte große, poetische *Heidenthum* bei seinem welthistorischen Untergange gerettet. Ich bin ein Heide, und da es heutzutage kein Heidenthum mehr gibt, als das in christlicher Form ausgeprägte des Katholicismus, so mußte ich Katholik werden. Ich war es in diesem Sinne schon, als ich die Marienlieder schrieb.

(4. Januar 1860)

Die protestantische Männerwelt hat mich von jeher grimmig angefeindet; nie hatte ich einen einzigen, aufrichtigen Freund; jetzt vollends hat man einen erwünschten Grund, mich zu hassen und zu verdammen, und so habe ich in männlicher Beziehung Nichts als meine „Pfaffen", die zum Theil wahre Engel gegen mich sind, wiewohl ich auch ihnen gegenüber ein paradoxes, fremdartiges, unverdauliches Wesen bin, was sie wohl wissen und was sie oft in arge Verlegenheit setzt. Ich muß meine Bücher, damit sie von katholischen Buchhändlern genommen und honorirt werden, der Mainzer Censur unterwerfen. Sie sind unglaublich nachsichtig gegen mein tolles Zeug und was sie streichen ist in der That nur schädlich, weil es die Welt *überhaupt* nicht verträgt.

Mehr kann man nicht verlangen. Ich fluche und bin doch am Ende sehr zufrieden. Ich bringe unter der geistlichen Aegide durch, was ich nie durchgebracht; ich fälsche in den schlechten und falschen Katholicismus den wahren ein; sie entsetzen sich, und fügen sich doch; sogar in Freiburg, wo meine

Vertheidigung *Goethes* und *Schillers* Schrecken erregte, hat man nachgegeben und hat in den dortigen Publikationen über diesen Punkt eine andere Wendung eintreten lassen. Früher habe ich ganz umsonst gearbeitet.

Mache dich recht mit Göthe vertraut, der seine besten Gedanken – klüger als ich – nicht der Welt Preis gab, sondern in Allegorien versteckte, die der Menge gänzlich unfaßbar sind.

(1860)

In socialer Beziehung bin ich sehr einsam und isolirt. Denn du mußt nicht etwa denken, daß ich bei einer Partei des Tages beliebt oder von ihr getragen bin. Ich tauge zu keiner, weil sich meine Eigenthümlichkeit nicht hinlänglich verbergen und verläugnen läßt; und ich habe leider stets das Talent gehabt und gezeigt, es mit ihnen allen zu verderben und so immer wieder in die eremitale Lage zu kommen. Es fehlt nicht an Solchen, die mir zustimmen und wohlwollen, aber es sind nicht die Mächtigen und Herrschenden, denn was oben schwimmt, repräsentirt, den Ton angibt und die allgemeine Färbung bestimmt, ist überall unsäglich schlecht und verächtlich; und man muß sich schämen, dazu gerechnet zu werden, da die Welt nur *das* kennt und die *verborgenen* Tiefen einer Seele ihr ganz unbekannt sind. Doch habe ich eine große Schule durchgemacht und viel hinzu gelernt, so daß ich es in der Beziehung nicht bedauern kann, diesen Weg gegangen zu sein. Mein schwerstes Verhängnis ist meine große Kränklichkeit. Schon seit Jahren droht mir, bei immer steigendem Kopf- und Augenleiden, wozu so mancher bittere Kampf und Gram das Seine beigetragen, die Erblindung; und seitdem ich in Frankfurt einen so harten Fall gethan, indem ich dort in einen Graben stürzte und aufs Knie auffiel, kann ich nur noch wenige Schritte ausgehen und bin fast ganz aufs Zimmer und Haus beschränkt. Ich sollte Kopf und Augen ruhen lassen, aber es ist mir unerträglich, so müßig zu sein; auch leiden es meine Verhältnisse nicht, daß ich mich völlig zur Ruhe begebe.

(10. Oktober 1866)

Wer mich nicht ganz kennt, nicht Alles weiß, dem wird es leicht scheinen, als habe ich mir dies Schicksal ganz und gar nur handelnd und fehlend selbst bereitet. Aber es ist in meinem Leben stets weit mehr Leiden, als Thun gewesen, und meine Handlungen waren nicht so frei, als man sich wohl denkt.

Um meinen jetzigen Standpunkt richtig zu beurtheilen, muß man sich denken, daß derselbe aus zwei früheren, sehr verschiedenen, die ich aber nun abgestreift habe, hervorgewachsen ist. Dieser dritte entfernt sich grundsatzmäßig von allen harten und schroffen Einseitigkeiten und vereinigt in sich Manches, was sonst nur in Form eines unversöhnlichen Gegensatzes zur Erscheinung kommt. Diese Einheit des Entgegengesetzten ist übrigens ein Grundzug meines Wesens, hat sich auch früher stets verrathen und war die Ursache, daß ich mich mit keiner der Tagesparteien auf die Länge vertrug und daß ich mich der Welt, die nur die Zerreißung kennt und versteht, niemals recht verständlich machen konnte.

(Februar 1868)

Das rechte Wort des Räthsels für unsere Zeit ist noch nicht gesprochen. Ich bin zuweilen geneigt, mich als den verunglückten Vorläufer eines anderen zu halten, dem ein besserer Stern leuchten wird.

(Januar 1870)

Mit der katholischen Partei bin ich längst gänzlich zerfallen; ihre Kritik hat sich gegen mich gewendet; seit 1865 lasse ich bloß noch bei protestantischen Verlegern drucken. Ich vermeide jedoch einen neuen Skandal und neue Vorwürfe; sonst würde ich durch Polemisiren Etwas verdienen können. Ich bin eines solchen Krieges auch herzlich satt.

(Februar 1871)

Unser eigenes Leben hier, ist ein sehr einsames, doch friedliches, das ich wohl auch nicht zu schelten hätte, wenn nicht meine stets wachsenden Krankheitsleiden und Altersgebrechen wären. An Ausgehen ist gar nicht mehr zu denken, und die Schmerzen, an denen ich leide, verlassen mich keinen Augenblick. Eine Menge schwerer Übel drückt mich nieder und hemmt meine Tätigkeit; so wandle ich langsam und qualvoll meinem Ende zu. Gleichwohl bin ich geistig noch immer thätig; ich bereite stets noch einige Werke zur Herausgabe vor, weiß aber nicht, ob und wann ich damit zu Stande komme. Das allgemeine Leben in Wissenschaft und Religion bietet nichts Aufrichtendes, wohl aber entsetzlich viel Widerwärtiges dar. Die Zeit huldigt dem allerrohesten Materialismus und dem allerflachsten Rationalismus, welchen Denkarten ich stets, selbst zu der Zeit, wo ich am Negativsten dachte und schrieb, im äußersten Grade abgeneigt war. Ich habe aufgehört, in meiner früheren Art zu polemisiren, denn ich habe gefunden und erlebt, daß Alles, was man, wenn auch nur im besten Sinn des Wortes, für Licht und Aufklärung thut, bloß der Roheit zu Gute kommt. Jetzt gehe ich mehr darauf aus, dem barbarischen Stoffglauben, dem die gesunkene Welt fröhnt, gegenüber, den Glauben an *geistige* Dinge zu stärken.

(Januar 1874)

„Ich hab' mich immer als der einzelne empfunden"

Gespräch mit dem Kaspar Hauser-Forscher Hermann Pies

Wohl alles, was gut verrichtet worden ist, erweckt den Anschein des Selbstverständlichen und erinnert nicht an die Mühsal des Entstehens. Darüber hinaus gibt es jedoch Arbeiten, die derart unspektakulär ausgeführt werden, daß sie praktisch nicht in Bewußtsein und Gedächtnis dringen. Wer denkt denn etwa in einem ruhig dahingleitenden Intercity-Zug an die harte Plackerei der Geleisearbeiter, die notwendig war, um Bahndamm und Schienen bereitzustellen?

Ähnlich bestellt ist es mit der Tätigkeit, die der ehemalige Studienrat Prof. Dr. Hermann Pies seit über sechzig Jahren unermüdlich und wenig beachtet betreibt. Dabei will nicht er als wissenschaftlicher Forscher Beachtung finden, sondern er erhofft sie für seine grundlegenden Kaspar Hauser-Arbeiten, mit denen er der Flut von Spekulationsliteratur über diesen „Fall" entgegengetreten ist.

Weil wir aber etwas über ihn und die Motive seiner Lebensarbeit erfahren wollten, haben wir den Fünfundneunzigjährigen am 13. Juni 1983 in Saarbrücken besucht, wo er mit seiner ebenfalls über neunzig Jahre alten Frau, Kaethe Pies, nun in einem Alterswohnheim wohnt. Noch immer läßt ihn seine Arbeit nicht los. Er ist seit Jahren damit beschäftigt, das Manuskript für eine umfassende dreibändige Dokumentation fertigzustellen, die nach Aussagen des Leiters vom Urachhaus-Verlag, Johannes Mayer, wohl 1984 dort erscheinen wird. Hermann Pies drängt ungeduldig auf die Herausgabe, *„sonst besteht ja die Gefahr, daß ich vorher noch absterbe. Ich will doch die drei Bände noch sehen!"*

Mit seinem Lebensthema ist Hermann Pies bereits als Primaner, und zwar durch Jakob Wassermanns Roman CASPAR HAUSER ODER DIE TRÄGHEIT DES HERZENS, bekannt geworden, den er 1907 als Vorabdruck in der Familienzeitschrift „Über Land und Meer" gelesen hat. In einem seiner letzten Bücher besrichtet er: „Ungläubig so vieler ‚Trägheit des Herzens' gegenüber, besorgte ich mir in der Universitätsbibliothek die ‚Quellen'. Zunächst fiel mir, soviel ich mich erinnere, v. d. Linde[1] in die Hand, ‚das grundlegende Werk', wie es damals hieß. Dadurch geriet ich an Julius Meyer[2], verwunderte mich über dessen Aktenbehandlung, griff zu Feuerbach, Daumer, Kolb, Mittelstädt[3] und wurde so zum ‚Hauserianer'."[4]

Er erzählt uns:

„Wie ich anfing zu studieren, sagte ich mir, damit mußt du dich mal beschäftigen. Wie ist denn sowas überhaupt möglich? Es interessierte mich immer mehr."

Warum es ihn interessiert habe, wollten wir wissen. Schließlich haben Tausende Wassermanns Roman gelesen –

„Ja, haben Sie den Roman auch gelesen? Na also – da muß Sie das doch interessiert haben! Als Mensch zunächst mal. Und ich habe mir immer gesagt: was ist denn da wahr davon? Das will ich jetzt wissen. So fing das an. Es gab da zwei Parteien; die einen sagten, ja, das ist ein Betrüger, die andern, das ist der Königssohn. Ich wollte wissen, was da dran war. Und nachdem ich alle erreichbaren Bücher darüber gelesen hatte, wurde ich gefangen von der Sache. Eine wissenschaftliche Arbeit über den Kaspar Hauser-Fall gab es ja damals noch gar nicht."

Das Vordringlichste erschien ihm deshalb, all den Gerüchten und Halbwahrheiten zuerst einmal ein Quellenwerk entgegenzustellen, den Meinungen und Fantasien die Äußerungen derjenigen Menschen entgegenzuhalten, die Kaspar Hauser persönlich gekannt hatten. Hermann Pies tat dies mit einer zweibändigen Ausgabe: KASPAR HAUSER. AUGENZEUGENBERICHTE UND SELBSTZEUGNISSE[5], in der alle wichtigen authentischen Darstellungen sowie Texte von Kaspar Hauser selbst, mit genauen Anmerkungen versehen, zum erstenmal wieder veröffentlicht wurden. Er wollte damit, wie er im Vorwort schreibt, weder den überzeugten „Hauserianern" ihren Glauben, noch den ebenso überzeugten „Antihauserianern" ihren Unglauben nehmen: „Aber gibt es außer dem Glauben nicht auch ein Wissen? Hat nicht Hauser 5 1/2 Jahre unter Menschen gelebt und muß nicht dieses Leben im grellen Licht des Tages historisch feststellbar sein?"[6]

Hermann Pies begnügte sich nicht mit den Augenzeugenberichten allein, die einst in Buchform erschienen waren, sondern er begab sich auf die Suche nach weiteren Dokumenten und vor allem den Akten, von denen er dann auch im bayerischen Hauptstaatsarchiv in München 49 Bände fand (Justizministerialakten No. 1461, 1462 und 2098-2144). In wochenlanger Arbeit studierte er sie durch und machte sie durch seine weiteren Publikationen als erster nach und nach der Öffentlichkeit zugänglich. Er leistete damit der Kaspar Hauser-Forschung einen unschätzbaren Dienst, denn wie so viele Dokumente in dieser Angelegenheit existieren auch diese heute nicht mehr: nach Angaben vom Hauptstaatsarchiv sind sie sämtlich im 2. Weltkrieg verbrannt.

Der nächste Schritt bestand für Hermann Pies darin, die bis anhin als „offizielle" geltende Kaspar Hauser-Literatur einer kritischen Untersuchung zu

Hermann Pies

unterziehen, wobei sich dann herausstellte, daß die entschiedenen Gegner Kaspar Hausers (Meyer, v. d. Linde, Stanhope u. a.) Quellenmaterial und Aktenzitate gezielt tendenziös und oftmals grob verfälschend eingesetzt hatten. Das warf plötzlich ein ganz neues Licht auf den Fall, nachdem die gängige Meinung in Kaspar Hauser bloß noch einen Betrüger und Selbstmörder gesehen hatte.

„Daß da zum Teil gefälscht worden war, das konnte ja kein Mensch wissen, weil bis dahin die Akten nicht zugänglich gemacht worden waren. Ich habe im Münchener Hauptstaatsarchiv so lange gearbeitet, bis ich mir die Akten wirklich einverleibt hatte. Ja, wie kann denn einer, der die Akten liest, noch behaupten, das war ein Betrüger? Ist doch Unsinn. Auch wenn Sie als Geschichtsforscher den Julius Meyer in die Hand kriegen, dann müssen Sie sich fragen, was ist das für ein Mensch? Da will er beweisen, daß Kaspar Hauser ein Betrüger war, und dabei beweist er bloß, daß er alles andere war, nur kein Betrüger. Aus der Gegnerschrift des Julius Meyer kann ich schon beweisen, daß Kaspar Hauser kein Betrüger war. Aber die Leute haben eben den Julius Meyer gar nicht gelesen, die haben nur gewußt, daß er die Betrügertheorie entwickelt hat. Und zudem war er doch ein Gelehrter, den brauchen wir doch nicht zu kontrollieren –. Es gibt nur wenig Leute, die sich für die Wahrheit interessieren."

So entstand nach und nach die Reihe der dokumentarischen Werke, die Hermann Pies sachlich kommentiert im Laufe seines langen Lebens veröffentlicht hat. 1926 erschien als zweite größere Arbeit FÄLSCHUNGEN UND TENDENZBERICHTE EINER „OFFIZIELLEN" HAUSERLITERATUR. AKTENMÄSSIGE FESTSTELLUNGEN[7]. Weiter: DIE AMTLICHEN AKTENSTÜCKE ÜBER KASPAR HAUSERS VERWUNDUNG UND TOD[8]; IN MEMORIAM ADOLF BARTNING. ALTES UND NEUES ZUR KASPAR HAUSER FRAGE[9]; DIE WAHRHEIT ÜBER KASPAR HAUSERS AUFTAUCHEN UND ERSTE NÜRNBERGER ZEIT[10]; KASPAR HAUSER. EINE DOKUMENTATION[11] (die umfangreichste und einzige noch erhältliche Dokumenten-Sammlung von Pies), sowie KASPAR HAUSER. FÄLSCHUNGEN, FALSCHMELDUNGEN UND TENDENZBERICHTE, herausgegeben durch den Ansbacher Stadtrat, der Hermann Pies zum Ehrenbürger der Stadt Ansbach ernannt hat[12]. Wer sich heute ernsthaft mit dem Leben und Sterben Kaspar Hausers beschäftigen will, kann auf diese Bücher nicht verzichten.

Die auf eigene Faust betriebene Forschungsarbeit hatte natürlich nebenberuflich zu geschehen. Sie war ihm aber äußerst wichtig, und zwar nicht in erster Linie aus historischen Gründen, sondern: „Hier handelt es sich um den immer wieder zu führenden Kampf gegen Ignoranz und Arroganz, gegen Dummheit und Frechheit, ein Kampf, in dem es keinen Waffenstillstand geben sollte!"[13] Und wie war es mit der Zeit bestellt?

„Ja, die mußte ich mir natürlich nehmen. Ich war stets damit beschäftigt, ein Buch über Kaspar Hauser zu schreiben. Die Sache war die: ich wollte was wissen. Und wenn man was wissen will, muß man zuerst einmal Geschichte studieren. Das war das eine. Dann wollte ich doch Lehrer werden. Und da hab ich mir gesagt, na ja, studierst die Naturwissenschaften. Da kann einem keiner was vormachen, nicht? Die sind greifbar. Da habe ich denn Mathematik, Physik und Biologie studiert, zur Hauptsache. Aber ich habe mich auch für Religionsgeschichte und Philosophie interessiert. Ich bin immer ein Gelehrter gewesen, ich wollte immer genau wissen. Sehen Sie, wenn einer mal studiert hat, dann ist er für die Welt verratzt. Dann muß er immer studieren – wie ich. Ich bin immer am Studieren, mein ganzes Leben lang. In meinen ersten Semestern habe ich stets Philosophie als Studienrichtung angegeben, Geschichtsphilosophie. Hat ja letzten Endes mit Mathematik viel zu tun. Ich war immer der Ansicht, ein Philosoph müsse vor allem mathematisch gebildet sein.

Ja, und dann habe ich in Philosophie promoviert, an der Universität Bonn. Meine Arbeit hieß ‚Tierpsychologisches bei frühchristlichen Schriftstellern'. Also, Konkurrenz habe ich da keine. – Die Doktorarbeit habe ich übrigens in Rußland gemacht, während des 1. Weltkrieges, an der Düna in einem verlassenen Stall. Ich war da eine militärische Stelle von zwei Mann; ein Unteroffizier und meine Wenigkeit, der Hauptwetterbeobachter an der Ostfront. Stellen Sie sich das einmal vor. Ich habe ja, meiner Augen wegen, nie militärisch gedient, war nicht ausgebildet. Aber ich war gelernter Physiker, und so wurde ich eingezogen. Ich hab dann die erste Wetterwarte in Rußland gebaut. Na ja, seit der Zeit bin ich der Meinung, nie wieder Krieg.

Nach dem Studium bin ich in den Gymnasialdienst gegangen, zuerst als Referendar in meiner Geburtsstadt, Boppard am Rhein, später in Köln. Und dann wurde ich nach Saarbrücken versetzt, Hals über Kopf. Das war 1919. Und eines Morgens um vier Uhr kam ich mit dem ersten Zug in Saarbrücken an. Seit der Zeit bin ich hier."

Das ist eine lange Zeit.

„Ja –, ich bin ja auch schon seit 1950 pensioniert. Ich bin ja jetzt schon im Sechsundneunzigsten. 1888 bin ich geboren, am achten im ersten."

Trotz der bedrückenden Enge in der kleinen Wohnung des Altersheims, wo ihn nur selten noch

jemand besucht und wo nur noch ein Bruchteil seiner ehemals großen Bibliothek Platz gefunden hat, fühlt er sich als zufriedener Mensch. Ein schönes Verhältnis verbindet ihn mit seiner Lebensgefährtin, ohne die, wie er sagt, seine Arbeit gar nicht möglich gewesen wäre. Vor zwei Jahren konnte das Ehepaar bereits seine diamantene Hochzeit feiern. Hermann Pies fühlt sich sein Leben lang vom Kosmos – *„ich sage nicht der liebe Gott"* – geschützt und gefördert. Überdies ist er Rheinländer. *„Die Rheinländer sind ja ein lebhafter Menschenschlag. Und ich bin eben auch ein lebhafter Mensch."*

Unser Gespräch führt nochmals auf Kaspar Hauser zurück, auf das, was Hermann Pies bei seiner Beschäftigung mit ihm erlebte.

„Ich hab mich immer als der einzelne empfunden. Und Kaspar Hauser war für mich ein Lehrstück insofern: wie behandelt man als Pädagogen einen jungen Menschen. Das ist doch eine Figur, die eigentlich jedem Pädagogen ungeheuer viel bietet. Ich meine, jeder Lehrer muß den Kaspar Hauser kennen. Sicher hat das mit mir persönlich zu tun. Ich empfinde mich als der geborene Lehrer, das Lehrertum ist eine mir angepaßte oder angewachsene Sache. Und ich bin in Pension gegangen, weil ich selbst noch viel mehr lernen wollte. Selbstverständlich! Mein ganzes Leben lang lerne ich. In viereinhalb Jahren werde ich hundert, so Gott will. Wir hoffen das Beste. Hundert Jahre möchte ich denn doch werden und das Drum und Dran erleben. Nur schon wegen meiner Bücher."

Gab es irgendetwas, das Sie besonders interessierte am Kaspar Hauser Fall?

„Ich habe von Anfang an beweisen wollen, daß er der verschleppte badische Kronprinz ist. Seit ich Feuerbach gelesen habe, war das mein Antrieb. Ich denke, Sie haben doch den Feuerbach gelesen?"

Nur das Buch über Kaspar Hauser.

„Ja –, dann müssen Sie schleunigst den Rest nachholen. Ja, sicher! Wenn ich doch über den Feuerbach was wissen will, muß ich alle seine Werke studieren. – Als ich in den zwanziger Jahren in München dem Oberarchivrat gesagt habe, ja, das war doch der verschleppte badische Kronprinz, da sagte er, oh, sagen Sie nur das nicht, Sie machen sich damit unmöglich in der Wissenschaft. Daß das besser geworden ist, dazu habe ich, meine ich, doch etwas beigetragen. Heute wagt keiner mehr zu schreiben, Kaspar Hauser war ein Betrüger, so lange ich lebe! Jeder, der meine Bücher gelesen hat, sagt mir, meines Erachtens haben Sie bewiesen, daß er der badische Kronprinz war. Ja, sag ich, leider steht das aber noch immer nicht in der Wissenschaft fest. Warum? Weil ich totgeschwiegen bin."

Obwohl Hermann Pies von Anfang an von Kaspar Hausers Prinzentum überzeugt gewesen ist, hat er doch Jahrzehnte lang darüber schweigen können und seine Überzeugung erst 1966 im Dokumentenband geäußert, als er genügend Unterlagen und Beweise zusammen hatte. Es ging ihm eben niemals um Effekthascherei, sondern stets um die Wahrheit. Und in Kaspar Hausers Geschichte ist die Frage seiner Herkunft nur eines der rätselhaften Details, die der Aufklärung harren. Deshalb erschien es Pies wesentlicher, vorerst einmal das „öffentliche" Leben des Findlings in vollem Umfang zu dokumentieren, um den Vorwurf des Betrügers ein für allemal zu entkräften.

Auf unsere Bemerkung, wir hätten noch eine letzte Frage erwiderte er schlagfertig: *„Ja, sehen Sie, das war eine sehr vernünftige Äußerung."* Wir sprachen ihn auf die Tatsache an, daß Georg Friedrich Daumer, Kaspar Hausers erster Lehrer und Freund, so rasch vergessen worden ist.

„Ja, der war ja viel zu gelehrt. Daß man den verstanden hat überhaupt! Ah, was ist das ein Wirrkopf! Wie kann der Mann denn, der hat sich ja vollständig zerrieben in seinem Leben. Der wollte zu viel wissen! Geht nicht, geht nicht – Man kann nur wenig wissen. Weil der Mensch nicht geeignet ist, ungeheure Mengen von Wissen aufzunehmen. Sie müssen nicht meinen, daß ich mich für einen Wissenschaftler halte. Das gibt's gar nicht. Ich wehre mich immer, wenn ich höre, ja, Sie sind doch ein Geschichtswissenschaftler! Nein, nein, sage ich. Was wir heute an Wissenschaft beherrschen, das ist ein bescheidener Anfang. Ich weiß ein bißchen, das ist alles. – Aber jetzt schauen Sie mal dieses Bild an. Mein Lieblingsbild – seit Jahrzehnten –"

Er wies auf eine große und sehr schön ausgeführte Reproduktion von Chagalls Gemälde „Le marriage nocturne", die über dem Tischchen neben der Tür hing und murmelte, plötzlich tief in Gedanken versunken, den Namen Chagall. Es klang wie ein Seufzer, uralt und aus unermeßlichen Fernen.

„Ja –, Chagall – Jetzt gucken Sie sich das mal an, eine Stunde lang – Herrgott nochmal! Daß das alles in einem Bild gemacht werden kann! Das ist ja eigentlich unmöglich – unmöglich. Das ist ein unmögliches Bild! Und war mein Lieblingsbild, so lang ich denken kann. – Also, den Chagall, den muß ich noch studieren!"

Taja Gut

Anmerkungen

1 Antonius von der Linde: KASPAR HAUSER. EINE NEUGESCHICHTLICHE LEGENDE (2 Bde.), Wiesbaden 1887. ZUM KASPAR-HAUSER-SCHWINDEL. Wiesbaden 1888.

2 Julius Meyer: AUTHENTISCHE MITTHEILUNGEN ÜBER CASPAR HAUSER. Ansbach 1872.

3 Anselm Ritter von Feuerbach: BEISPIEL EINES VERBRECHENS AM SEELENLEBEN DES MENSCHEN, Ansbach 1832. Zu Daumer s. Aufsatz von T. Gut in diesem Heft. G. Friedrich Kolb: KASPAR HAUSER. ÄLTERE UND NEUE BEITRÄGE ZUR AUFHELLUNG DER GESCHICHTE DES UNGLÜCKLICHEN, Regensburg 1883. Otto Mittelstädt: KASPAR HAUSER UND SEIN BADISCHES PRINZENTHUM, Heidelberg 1876.

4 zit. n. Pies: DIE WAHRHEIT ÜBER KASPAR HAUSERS AUFTAUCHEN... S. 337.

5 Stuttgart 1925.

6 a.a.O., S. 10f.

7 Nürnberg, bei J. L. Schrag.

8 Kulturhistorischer Verlag, Bonn 1928.

9 C. Brügel & Sohn, Ansbach 1930.

10 Minerva Verlag, Saarbrücken 1956.

11 C. Brügel & Sohn, Ansbach 1966. Zu beziehen durch Ansbacher Verlagsgesellschaft, Nürnbergerstr. 41-43, D-88 Ansbach.

12 Ansbacher Museumsverlag, Ansbach 1973.

13 DIE WAHRHEIT ÜBER KASPAR HAUSERS AUFTAUCHEN... S. 354.

Durch Zufall erfahren wir bei Drucklegung dieses Heftes, dass Hermann Pies am 11. Juli 1983 in Saarbrücken gestorben ist.

WEGWEISER

Bis vor kurzem war es in unserer Gegend schwierig, sich zu orientieren. Bei mehreren Wegen konnte man nicht anders als aufs geratewohl wählen. Weil es immer irgendwie geriet, beklagte sich niemand darüber. Immer wieder kamen auch Ortsunkundige ans Ziel, indem sie ohne Bedenken das Risiko des unbekannten Weges auf sich nahmen, sich seinen Windungen anvertrauten und sich dabei wie Pioniere vorkamen. Die Verwaltung, im Bestreben, sich bei der Bevölkerung beliebt zu machen, ließ kürzlich bei allen Straßengabelungen und Kreuzungen Tafeln anbringen, um den nach ihrer Auffassung unzumutbaren, ja unhaltbaren Zustand der Ungewißheit endlich zu beenden. Für jeden, der seither in die Lage geriet, die neuen Wegweiser zu lesen, ist inzwischen klar geworden, daß alle Straßen in die Hauptstadt führen. Das war natürlich — oder vielleicht — immer so, aber wir haben es nicht so deutlich gewußt. Es ist jetzt, als sähen wir die Anatomie des zum Skelett vereinfachten Staates. Niemand mag sich mehr so recht auf den Weg machen. Seit das Ziel überall angeschrieben ist, haben die Wege an Reiz verloren, denn es kommt jetzt nicht mehr darauf an, welchen man wählt. Manche fragen sich, was die Verwaltung veranlaßt haben mag, den Aufbau des Straßennetzes auf eine so entlarvende Art durchsichtig zu machen. Die Motive sind unklar geblieben, obwohl einige besonders Aufgebrachte mit Transparenten auf die Straße gingen, auf denen: Mehr Transparenz! gefordert wurde. Zwar erklärte die Verwaltung, gerade diesen Wunsch vor Augen gehabt zu haben, gestand aber auch zu, nicht durchschaut zu haben, wohin ihre Informationswilligkeit führen würde. Gegenwärtig wird noch darüber beraten, ob die Wegweiser wieder entfernt werden sollen. Doch darauf kommt es kaum mehr an, denn wir wissen ja jetzt so oder so, wohin alle Wege führen. Am besten wird es sein, man läßt sie stehen, bis ein Beamter aufs geratewohl beschließt, sie wegnehmen zu lassen.

VABEL

Die Verinnerung und die Erwunderung trafen sich, musterten sich eine Weile und kamen sich bekannt vor. Schließlich bat die Erwunderung die Verinnerung, ihr das gestohlene V zurückzugeben.

— „Woher weißt du, daß ich es von dir habe", fragte die Verinnerung. „Ebensogut könnten die Erklärung oder der Erlaß es beanspruchen."

— „Das schon", meinte die Erwunderung, „aber die beiden sind nicht unbedingt auf das V angewiesen. Höchstens sind sie etwas weniger sympathisch, wenn es ihnen fehlt. Ich aber kann ohne das V nicht auskommen."

— „Versuchs doch mal. Vielleicht bist du ohne V mehr als mit."

Da die Erwunderung sich über dieses Ersuchen nicht verwundern konnte, versuchte sie sich zu erwundern. Als ihr dies gelang, war sie so glücklich wie noch nie, denn sie erkannte das bisher verkannte Wunder in sich. Da wandte sie sich wieder zur Verinnerung und sagte:

— „Du kannst das V behalten, wenn du mir nur sagst, wozu du es brauchst."

Die Verinnerung konnte sich, seit sie das V übernommen hatte, nicht mehr daran erinnern, daß sie es getan hatte, um sich zu vergessen, und antwortete nur:

— „Ich habe es vergessen."

ÄLTERER HERR

Ich vergaß, du vergaßest, er vergaß... Vergasen sollte man diese Jugendlichen, sagt ein älterer Herr. Er darf es. Er tut ja nichts Unerlaubtes. Er redet nur. Aber ich erinnere mich jetzt wieder, du erinnerst dich, er... Vergasen sollte man diese Ju... den Herrn darauf zu behaften ist doch übertrieben. Er hätte es vielleicht nicht sagen sollen, aber es ist verständlich, daß in der Aufregung seine Nerven versagt haben. Es ist ein kurzer Weg vom Versagen zum Vergasen. Es genügt, zwei Buchstaben auszutauschen, sich sozusagen zu versprechen. Das Versagen ist das Versprechen des Vergasens. Ich vergaß, du versagtest, er vergast, wir vergasen... Mit so ernsten Dingen Scherz zu treiben ist im höchsten Grade anstößig. Es sollte strafbar sein, Massenmord mit Kalauern zu verulken. Ver... — Verzeihung, ich vergaß, daß es so sehr drauf ankommt, was man sagt, aber ich habe eigentlich nichts dagegen. Ein Mann, ein Wort. Das gilt auch für uns ältere Herren, die jetzt weggehen. Wir dürfen es. Wir haben ja nichts getan. Nur geredet.

UNTERBRECHUNG

\+ Da reden wir nun wieder. Als hätten wir uns nicht längst alles gesagt. Es scheint, wir kommen nicht von einander los.

\- Wir kennen uns nicht.

\+ Aber wir brauchen uns.

\- Keiner von uns ist ganz.

\+ ... ohne den andern. Wir ergänzen uns.

\- Reden wir nicht an einander vorbei?

\+ Schießt du da nicht übers Ziel hinaus?

\- Eben.

\+ Ich hoffe immer noch, daß wir uns eines Tages verstehen.

\- Vielleicht gelingt uns das irgendwann. Aber wenn wir uns verstehen, verstehen wir *uns* nicht. Ich dich nicht und du mich nicht. Was wir verstehen, haben wir gemeinsam, aber was wir verständlich machen möchten — was du bist und was ich bin — ist gerade das, was uns nicht gemeinsam sein kann.

\+ Wenn wir nur das Gemeinsame sagen können, so hilft uns kein noch so langes Gespräch, uns kennen zu lernen. Und doch reden wir nur, weil wir getrennt sind und darüber hinwegkommen möchten.

\- Das haben wir gemeinsam...

\+ ...und können uns darüber verständigen. Ja. Aber das Gemeinsame könnte einer von uns für uns beide sagen. Dazu brauchen wir keinen Dialog. Daß ich zu dir rede und du zu mir, das ist noch etwas anderes als ein Schwelgen im Gemeinsamen, auch wenn dieses nur die Einsicht ins unüberwindliche Getrenntsein wäre. Es ist nicht dasselbe, ob zwei reden oder nur einer. Der Unterschied...

\- ... besteht darin, daß einer von zweien immer nur dann reden kann, wenn der andere ihn reden läßt.

\+ Warum läßt du mich dann nicht ausreden?

\- Weil wir im Gespräch sind und das Gespräch vielleicht dies ist: daß man nicht ausredet. Oder sich nicht einredet, ausreden zu können, so wie die Prediger und die Lehrer es tun, deren Würde und Glaubwürdigkeit davon abzuhängen scheint, daß sie über das Unfertige — den Schüler — hinaus sind. Im Gespräch redet man so, daß auch der andere etwas zu sagen hat. Heißt das nicht, daß man irgendwann zu reden aufhört, um ihn zu Wort kommen zu lassen, oder daß er das Wort nimmt, wenn er etwas zu sagen hat? Das Gespräch ist Unterbrechung.

\+ Man begegnet Leuten — und es stimmt, daß viele Lehrer darunter sind — die unablässig reden. Man sagt dann, sie dozieren. Aber der nie abreißende Redestrom zeigt nicht an, daß einer mehr zu sagen hat als ein anderer. In der kontinuierlichen Rede spricht die Angst vor dem Aufhören mit, das Grauen vor der Stille, die auf meine Worte folgt und das Andere aufkommen läßt, mit dem man rechnen muß, ohne daß man damit rechnen kann. Der Redeschwall des Geschwätzigen ist die Abwehr des Gesprächs durch die danaidenhafte Bemühung, alle Löcher zu stopfen, aus denen heraus der andere zu Wort kommen könnte.

\- Dann wäre nur der für das Gespräch geeignet, der darauf verzichtet, es zu führen. Das Gespräch ist immer abrupt, auch wenn wir noch so bemüht sind, mit dem, was wir sagen, an das anzuschließen, was der andere gesagt hat. Gesprächsweise arbeiten wir ständig daran, den Bruch zu überspielen, der uns erlaubt, mit einander zu reden. Wir suchen Einigkeit, als käme es nicht gerade auf das an, was in ihr keinen Platz hat, weil es dich oder mich ausmacht. Daß du redest und was du sagst verbindet dich mir zwar in gewisser Hinsicht, aber es zersetzt auch die Illusion meiner Integrität, die ich als einsamer mit mir herumtrage. Deine Rede ist nur schon dadurch, daß sie erfolgt, Einsprache gegen den Monolog, sie ist Widerrede, ohne daß du mir zu widersprechen brauchst, in ihr spricht, was mir nicht gehört und dem ich nicht zugehöre, das befremdliche nicht anzueignende... du... es... was mich unterbricht... in das hinein ich abbreche...

\+ Während du beim Reden durchs Fenster in den Regen hinausschautest, habe ich dein Profil betrachtet. Es ist zackig wie eine Scherbe. Was immer sich Schönes und Tröstliches über das menschliche Gesicht sagen läßt: es hat auch das Zufällige der Bruchstelle. Ich meine weniger eine zerbrochene Tasse, die man ja wieder zusammenkleben könnte, als eine gebirgige Horizontlinie. Niemand würde daran denken, die Berge wie eine antike Vase zu ergänzen, obwohl man auch nicht behaupten kann, sie seien so, wie sie sind, ganz. Der Bergsteiger, der glaubt, er sei zuoberst, ist doch nur dort, wo es aufhört — nicht am Ende

der Welt, sondern wo sie abbricht. Unsere Nasen sind Berge, und unsere Gesichter sind sich gegenüber wie Gebirgslandschaften, ohne daß sie je ineinandergreifen wie die Zähne eines Gebisses. Keiner kann über seinen Horizont hinaus, und es sind nur die unüberbrückbaren Lücken zwischen uns, die von dem reden, was wir uns nicht sagen können.

- Manchmal glaubt man immerhin über die eigene Nasenspitze hinaus zu kommen. Vielleicht gelingt es am ehesten, wenn man unterbrochen wird. Man kann dann nicht mehr der Versuchung erliegen, sich für ganz zu halten. Jede Unterbrechung reißt einen Sprung in die Schale, die man mit Sätzen um sich herum baut, und man wird in die eigene Unfertigkeit geboren. Als Unfertiger bin ich endlich offen für das, was mich nie erreicht.

+ Hinter der bruchlosen Schale wartet Narziß auf sich. Aber das Ei, das ihn schützt, läßt ihn nicht werden, und wenn er geboren wird, verliert er sich, es sei denn, Dornröschen erlöse ihn.

Jonathan Stauffer

Rhapsodische Stücke über das Thema Johann Friedrich Oberlin

nebst einer Apologie der permanenten Evolution

Pfingstsonntag. Es ist ruhig im Dorf und am Himmel ziehen Wolken vorbei wie schwerbeladene Frachtschiffe. Vor der Kirche in Fouday stehen einige unentschlossene Kirchgänger und scheinen auf ein Zeichen zu warten, um in die Kirche einzutreten. Die Männer sind im schwarzen Anzug, die Frauen und Kinder im Sonntagskleid. Eine einzelne Glocke beginnt zu läuten, unregelmäßig zuerst, dann in rhythmischem Schlag, und die Wartenden steigen die steile Treppe zum Kircheneingang hinauf und verschwinden durch die Türe. Nur zwei Männer bleiben wartend stehen, das Gesangbuch unter dem Arm. Ein Auto braust die schmale Dorfstraße entlang und hält brüsk kurz vor der Kirche. Der Pfarrer steigt aus und eilt mit wehendem Gewand den zwei wartenden Männern entgegen, begrüßt sie knapp und eilt mit ihnen zum Gottesdienst.

Jetzt steigen auch wir die Treppe hoch und gehen hinter die Kirche auf den kleinen Friedhof zum Grab von Johann Friedrich Oberlin. Irgendjemand hat einen Strauß Lichtnelken auf den verwitterten Grabstein gelegt an diesem Morgen, sie sind noch frisch. In den Stein sind auf Französisch die Worte eingemeißelt: „Hier ruht die sterbliche Hülle von Johann Friedrich Oberlin, Pfarrer der Gemeinde Waldersbach – geboren am 31. August 1740, gestorben am 1. Juni 1826." Und in das Kreuz ist mit eisernen Lettern eingeschrieben: PAPA OBERLIN, so wurde er von seiner Gemeinde gerufen. Aus der Kirche tönt Gesang, sonst ist es still. Wenn man sich etwas verliert, findet man sich leicht im 18. Jahrhundert wieder.

I

1

Oberlin ist im Grunde unfaßbar, es kann sich kaum Widerspruch bilden, an dem man sich entzündet. Es gibt nur wenige Biographien, die so gradlinig verlaufen wie diejenige Oberlins. Es scheint weder äußere noch innere Hindernisse zu geben, die ihn auf seinem Lebensweg aufhalten können. Es gibt keine Umwege, keine Verirrungen und Ablenkungen, die ihn an seinem Lebenswerk hindern. Es ist, wie wenn seinem Wesen ein Zug von Unfehlbarkeit eignet, die ihn vor Mißerfolgen bewahrt. Mir erscheint dieses Leben wie der Flug eines Pfeiles, der sich von der gespannten Sehne löst und unfehlbar die vorgegebene Bahn fliegt.

2

Als 20jähriger Student der Theologie schreibt er am 1. Januar 1760 eine „Feierliche Akte seiner Gottesweihe" nieder. Darin ist zu lesen:

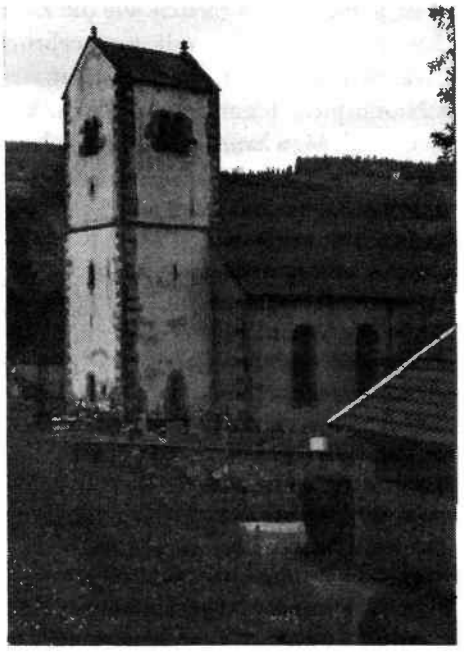


Foto Jonathan Stauffer

Kirche und Friedhof von Fouday

„Ewiger, unendlich heiliger Gott! mich verlanget sehnlich, im Gefühle der tiefsten Demut und mit zerknirschtem Herzen vor Dir erscheinen zu dürfen. Ich weiß es wohl, ein Erdenwurm, wie ich bin, ist unwürdig, vor Deine göttliche Majestät, vor den König aller Könige, vor den Herrn aller Herren zu treten, vorzüglich bei einem Anlasse, wie dieser, um einen Bund mit Dir zu schließen. Allein Du selbst, o barmherziger Gott! hast ja diesen Bund veranstaltet, hast mir ihn in Deiner unendlichen Gnade durch Deinen Sohn anbieten lassen, Du selbst hast mein Herz dazu vorbereitet. (...) Heute übergebe ich mich Dir auf das Feierlichste. Höret, ihr Himmel! Erde, nimm es zu Ohren! Heute bekenne ich, daß der Herr mein Gott ist: Heute erkläre ich, daß ich Sein *Kind bin, daß ich zu seinem Volke gehöre. (...) Im Namen des Herrn und der Heerscharen entsage ich heute allen anderen Herren, die früherhin mich beherrscht haben, den Freuden der Welt, denen ich mich überlassen hatte, den Begierden des Fleisches, die in mir lagen. (...)"*[1]

Diesen Bund erneuert Oberlin noch einmal im Steintal am 1. Januar 1770. Er hat dieses Gelübde aus völlig freiem Handeln abgefaßt, ohne äußeren Anstoß, und sein ganzes langes Leben daran unverbrüchlich festgehalten. Daß er den Text immer wieder gelesen hat, zeigt eine Notiz, die er 1822 dazusetzte: „Herr, hab' Erbarmen mit mir."

3

Oberlins Ruhm beruht einzig aus seinen Taten und auf seinem gesprochenen Wort. Er hat nie etwas Schriftliches publiziert. Erst nach seinem Tod wurden allmählich Briefe und Auszüge aus seinem bis heute noch unveröffentlichten Tagebuch bekannt. Das ist natürlich der beste Nährboden für Legendenbildung, und es ist heute schwierig, zwischen hagiographischen Legenden und echten Zeugnissen zu unterscheiden. Trotzdem man sich nicht auf Einzelheiten und Details verlassen kann, ist es möglich, sich ein Bild Oberlins zu machen.

Johann Friedrich Oberlin wird am 31. August 1740 in Straßburg geboren. Es scheint mir kein Zufall zu sein, daß Oberlin Elsässer ist. Das Elsass ist eines der geheimnisvollsten Gebiete Mitteleuropas. Es ist seit Jahrhunderten immer wieder eine Quellkammer für Menschen, die, von starken Impulsen getragen, durch ihr Leben Bewegung in die mitteleuropäische Geistesgeschichte gebracht haben. Diese Bewegungen wirkten häufig äußerlich kaum wahrnehmbar über den inneren Menschen, wie zum Beispiel die „Gottesfreunde" des ausgehenden Mittelalters.

Der Vater Johann Friedrichs ist Professor am protestantischen Gymnasium in Straßburg. Die Mutter lebt ganz im Stile der Aufklärung. Sie liest ihren Kindern abends häufig aus der damals neuesten Deutschen Literatur vor, vor allem aus Gellert und Klopstock.

Es werden einige Anekdoten überliefert, die aus dem jungen Johann Friedrich einen wahren Musterknaben machen, und es ist fraglich, ob nicht ein allzu idealisiertes Bild tradiert wird:

„Nahe an Oberlins Hause mißhandelte einst ein Armenvogt einen verstümmelten Bettler. Der kleine Fritz kommt hinzu, nimmt sich des Mißhandelten an, stellt sich zwischen ihn und den Vogt und verweist diesem mit gerechtem Unwillen seine Rohheit. Der Vogt, der sich in seiner Würde comprimittirt sieht, wollte den dreisten Jungen anpacken, allein die Nachbarn sprangen sogleich herbei und bedrohten den Sbirren, der sich dann genöthigt sah, den Bettler und seinen Beschützer gehen zu lassen. Einige Tage darauf begegnet er dem rohen Mann in einem engen Gäßchen. Fritz sieht ihn von ferne kommen: Sollst du fliehen? denkt er. „Nein, nein!" heißt es in seinem Innern, „Du hast einem Unglücklichen geholfen, Gott wird Dich schützen!" und geht so unverzagt an dem Polizeidiener vorüber, der nicht umhin konnte, den kühnen Jungen anzulächeln."[2]

Die Ferien im Sommer verbringt die Familie auf dem großen Bauerngut des Großvaters mütterlicherseits in Schiltigheim. Dort lernt der Knabe die landwirtschaftlichen Arbeiten gründlich kennen, so daß er später den Bauern im Steintal seine landwirtschaftlichen Reformen nicht nur predigen, sondern auch praktisch vormachen kann.

4

Nach dem Abschluß des Gymnasiums schreibt sich Oberlin an der Universität ein. Man kann sich vom Studium seiner Zeit ein Bild machen, wenn man liest, was er als alter Mann in einem Brief an einen Studenten schreibt:

„Hier, mein Herr, folgt die Liste meiner Studien, mit dem Vorbehalt etwaiger Auslassung wegen Schwäche meines achtzigjährigen Gedächtnisses.

Vorbereitungsstudien

Latein, Griechisch, Hebräisch, Logik, Metaphysik, Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie und Astronomie, alte und neue Geographie, Physik, Naturgeschichte, Geschichte der Philosophie oder Studium der wichtigsten Systeme der alten und neuen

Philosophen, Naturrecht, egyptische, griechische, römische und hebräische Altertümer.

Theologische Studien

Dogmatik, Exegese, Kirchengeschichte, immer in Begleitung mit der darauf Bezug habenden Geographie, Studium der Lehre der verschiedenen Kirchen oder Communionen (Dogmengeschichte), verbunden mit der Lehre der heiligen Schrift, Pastoralstudium, tägliches Studium der Bibel vom Anfang bis zum Ende."[3]

Oberlin legt sich als Student sehr strenge Lebensregeln auf, die zu eigentlichen Übungen werden. In seinem Tagebuch notiert er einmal:

„Ich will mich anstrengen, immer das Gegenteil von dem zu thun, was die Neigung meiner Sinnlichkeit begehren möchte. Ich will nur wenig essen und trinken und nie weiter, als ich zur Erhaltung meiner Gesundheit bedarf. Was die Speisen betrifft, zu denen ich mehr Lust habe, so werde ich weniger davon genießen, als von andern.

Ich will suchen, die Heftigkeit zu bezähmen, die sich oft meiner bemächtigt.

Ich will alle für die Studien freien Stunden heilig halten, um mich so viel als möglich für den Beruf eines Geistlichen auszubilden. Ich will mit so wenigen Kleidungsstücken und Möbeln als möglich mich begnügen, damit ich nicht nöthig habe, viele Lektionen zu geben: ich werde alsdann um so besser die besorgen können, die ich habe, und meine Studien werden weniger unterbrochen sein."[4]

Wie es damals üblich war, finanziert er sich sein Studium mit Privatstunden. Er erwirbt sich dabei Erfahrungen als Lehrer. Für sein Leben wird es besonders wichtig, daß er eine Stelle als Hauslehrer, oder, wie das damals hieß, als Hofmeister, bei Daniel Gottlieb Ziegenhagen annimmt, einem der besten Chirurgen Straßburgs. So wie er auf dem Gut seines Großvaters die Landwirtschaft erlernt, erwirbt er sich während seiner Tätigkeit als Erzieher im Hause Ziegenhagens nebenbei so viele medizinische Kenntnisse, daß er später im Steintal als Arzt wirken kann.

Als Student wohnt er in einer kleinen Mansarde, zurückgezogen, ohne jeden Luxus. Aus dieser Zeit ist eine Anekdote überliefert, die bereits sein Einfühlungsvermögen in Hilfe suchende Menschen zeigt, auch wenn es für Oberlin schwierig war, die Not zu verstehen. Ein Handwerker klagt ihm, daß er in seinem Hause immer wieder von einem Geiste heimgesucht werde, der ihn heftig bedränge und ihm einen Schatz im Keller zeigen wolle. Nachdem der Handwerker Oberlin immer wieder bittet und drängt ihm beizustehen, geht er in das Haus des Handwerkers:

„Die Gesellschaft (die Oberlin dort antraf, Sta), bestand aus dem Handwerker, seiner Frau und einigen ihrer Freundinnen, alle waren neugierig, den Geist zu sehen. Man saß im Kreis herum: mit einemal erblassen die Gesichter: ‚sehen Sie ihn', rief der Hausherr, ‚sehen Sie den Ritter?' – ‚Ich sehe gar nichts.' – ‚Aber, mein Herr Candidat, er nähert sich Ihnen.' – ‚Ich sehe ihn nicht.' – ‚Jetzt ist er vor ihrem Sitz.' – ‚Ich sehe ihn

Johann Friedrich Oberlin mit 23 Jahren

doch nicht, allein da er mir so nahe ist, so will ich ihn anreden'. Er stand auf und sprach folgende Worte an den Geist: ‚Herr Ritter, man sagt mir, daß ihr vor mir steht, obgleich ich Euch nicht sehe. Dies soll mich jedoch nicht hindern, Euch zu sagen, daß es eine niederträchtige Handlung von Euch ist, durch Versprechungen eines Schatzes den Ruin eines rechtlichen Mannes, der bisher mit Eifer und Treue seinem Beruf gelebt hatte, herbeizuführen und aus ihm einen schlechten Familienvater zu machen, Ihr seid es, der ihn, seine Frau und sein Kind ins Unglück stürzt, Ihr seid es, der auf ihn eine furchtbare Verantwortung ladet, entfernt Euch aus diesen Räumen und quält nicht mehr diesen Mann mit chimärischen Hoffnungen!"[5]

Diese Rede war so wirkungsvoll, das der geplagte Handwerker den Geist nie mehr zu Gesicht bekam.

6

1767 bewirbt sich Oberlin um die Stelle eines Feldgeistlichen, eine der umbequemsten Stellen, die sich ein angehender Pfarrer damals wählen konnte. Oberlin bereitet sich intensiv auf diese Aufgabe vor. Es liest Voltaire, Rousseau, La Mettrie und Diderot. Diese Autoren wurden von den Offizieren gelesen und diskutiert.[6] Obwohl er die Gedanken dieser Schriftsteller meistens nicht in seinem Sinne findet, vertieft er sich in sie, damit er später mit den „verdorbenen" Offizieren disputieren kann, denn er ist überzeugt, gegen die Gottlosigkeit in der Armee kämpfen zu müssen. Eigenartigerweise trifft die Bestätigung für die Stelle als Feldgeistlicher nicht ein, die sonst so regelmäßig funktionierende Militärbürokratie ist irgendwo stehen geblieben. Es ist das erstemal, daß Oberlin die Möglichkeit gehabt hätte, einen anderen Weg zu gehen als den ins Steintal. Durch die merkwürdige Verzögerung der Bestätigung wird das verhindert.

In diesen Tagen des Wartens ist Pfarrer Johann Georg Stuber aus Waldersbach im Steintal unterwegs, um einen Nachfolger für sich zu suchen, da er aus gesundheitlichen Gründen die Pfarrei im abge-

Strassburg, Stich von Merian 1663

legenen Steintal aufgeben muß. Stuber hört von Oberlin und besucht ihn in seiner Kammer:

„Bei Öffnung der Thüre erblickte er in der Ecke des Zimmers ein Bett hinter papiernen Vorhängen verborgen. Das paßt in's Steintal, sagte Stuber ganz leise. Oberlin lag an heftigen Zahnschmerzen nieder. Stuber scherzte mit ihm über die Vorhänge. ‚Und was ist denn das für ein eisernes Pfännchen, das über Ihrem Tische hängt?' fragte er. ‚Es ist meine Küche,' antwortete Oberlin, ‚ich speise Mittags mit meinen Eltern, die erlauben mir dann, daß ich jedes Mal ein Stück Brod mit in die Tasche nehme. Abends um acht Uhr lege ich das Brod in das Pfännchen, gieße Wasser mit etwas Salz darüber, stelle meine Lampe darunter und studiere dann fort, bis mich um 10 oder 11 Uhr der Hunger mahnt, dann mache ich mich über meine selbstgekochte Suppe her, und die schmeckt mir wohl besser als der beste Leckerbissen."[7]

Stuber ist sofort überzeugt, in Oberlin seinen Nachfolger gefunden zu haben und bietet ihm die Stelle im Steintal an. Oberlin ist dem Angebot nicht abgeneigt, bindet aber seine Zusage an zwei Bedingungen: Erstens muß er von seiner Bewerbung als Feldgeistlicher wieder freigestellt werden, und es muß sich ein Ersatz für ihn finden. Zweitens muß die Stelle in Waldersbach allen Theologiestudenten angeboten werden, die vor ihm Anspruch darauf hätten. Beide Bedingungen können erfüllt werden. Es ist bezeichnend für Oberlin, daß er seine Zusage von diesen zwei Bedingungen gleichsam prüfen läßt.

Am 1. April 1767, siebenundzwanzigjährig, wird Oberlin offiziell als Nachfolger Stubers bestätigt.

II

1

Der Lebensduktus des Menschen wird auch heute noch von der Geographie, in der er lebt, mitgeprägt. Obwohl wir uns von der Umwelt stark emanzipiert haben und deshalb das Erleben der Natur bewußt erarbeiten müssen, ist es unmittelbar zu empfinden, ob ein Mensch aus der Ebene oder aus den Bergen kommt. Das Steintal liegt mitten in den Vogesen in einer Landschaft, die von der Spannung zwischen Berg und Tal lebt, eine Landschaftsfigur, die wir immer wieder finden können.

„Der Blick vom Bergesgipfel führt hinaus, weitet den Horizont, das Tal hingegen hemmt den Blick, begrenzt das Stück Himmel über uns und betont eine bestimmte Richtung des Raumes. Am eindeutigsten ist das Erlebnis in engen Gebirgstälern, in denen der Talgrund noch nichts von dem anders gearteten Erlebnis der Ebene an sich hat, das bei breiteren Talungen hinzukommt. Die Empfindung der Begrenzung tritt auf, die als Geborgensein erlebt werden, aber auch bis zu Bedrückung gehen kann, wenn sie im Engtal, in der Schlucht den freien Himmel allzusehr ausschließt."[8]

2

Das Steintal ist nicht nur die Bezeichnung für ein einzelnes Tal, sondern auch für einen Bezirk, aus französisch *„Ban de la Roche"*, der Bezirk der Herren vom Stein. Er umfaßt mehrere Dörfer und liegt am Rande des Elsass, zwischen dem Breuschtal und dem Champ du Feu, dem Feuerfeld, einem sagenumwobenen Platz voller Geister und Gespenster. Das Steintal umfaßte zwei Pfarrbezirke, die nach ihren Pfarrorten benannt wurden: Rothau (mit Wildersbach und Neuviller) und Waldersbach, die Pfarrei Oberlins, mit den Dörfern Bellefosse, Belmont, Fouday und Solbach sowie mehreren kleinen Weilern. Im Winter waren diese Dörfer häufig durch meterhohen Schnee eingeschlossen, und auch im Sommer waren die Wege schlecht und gefährlich.

Das Tal hat eine wüste Geschichte. Im Mittelalter wurden seine Bewohner von Raubrittern und Wegelagerern bedrängt. Später wurde das Steintal zu einem Lehen, kam in den Besitz der französischen Krone und wurde vom König verschenkt an Adlige, die sich kaum darum kümmerten. 1771 kaufte der Straßburger Patrizier Baron de Dietrich das Lehen für 330 000 Francs. Bis zur Französischen Revolution und der Aufhebung der Adelsrechte war er der Herr des Steintales und damit Oberln sein Untertan.

Trotzdem das Steintal auch heute noch abgelegen liegt und erst zu Oberlins Zeiten an ein Wegnetz angeschlossen wurde, litten seine Bewohner stark unter den Kriegen der großen Weltpolitik. Nach dem Dreißigjährigen Krieg war die Bevölkerung beinahe ausgestorben. Es wurde aber noch schlimmer:

„Als ob Krieg, Pest und Hungersnot nicht hingereicht hätten, um diesen unglücklichen Erdstrich zu entvölkern, forderte auch die Torheit ihre Opfer: auf der Perheu, der Hochebene oberhalb von Waldersbach, wurden angebliche Hexen in so großer Zahl enthauptet oder zu Tode gefoltert, daß der regierende Fürst ‚kaum glauben wollte, unter seinen armen Steintälern so viel Zauberer gehabt zu haben'. Die Kirchenregister weisen in den fünf Dörfern der Waldersbacher Gemeinde während der achtzehn Jahre zwischen 1640 und 1658 nur sechs Heiraten auf. Die niedrigste Bevölkerungszahl scheint auf das Jahr 1650 zu fallen, mit insgesamt nur etwa fünfzig Seelen; in Fouday waren es sogar nur zwei, eine Witwe und ihr siebenjähriges Kind."[9]

Das Steintal wurde zu einer französischen Sprachinsel inmitten alemannisch sprechender Nachbarn. Es entwickelte sich ein Patois, daß Fremden völlig unverständlich war. Oberlin hatte auch noch nach Jahren Mühe, den Dialekt zu verstehen.

Die Steintäler litten unter ungeheurer Armut. Sie mußten sich immer wieder mit Gräsern und wilden Früchten ernähren, da sie auf ihren mageren Feldern nicht genügend ernten konnten, bewohnten einfachste Hütten, konnten meistens weder lesen noch schreiben. Es bestand zwar eine Art Schule, in der im Winter der unbeschäftigte Schweinehirt für billigen Lohn die Kinder beaufsichtigte. Die meisten Pfarrer vor Oberlin waren dieser Situation nicht gewachsen. Sie hielten tapfer am Sonntag die Predigt, versanken aber nach und nach mit ihrer Gemeinde in innere Dumpfheit.[10]

3

1750 übernahm Johann Georg Stuber die Pfarrei in Waldersbach und legt in seiner Amtszeit das Fundament für alle Reformen, die Oberlin später durchführen wird. Stuber handelt energisch. Zuerst reformiert er die Schule. Er findet aber keine Lehrer, da kein Bewohner des Steintales diesen Beruf ausüben will, da er als überflüssig und unnötig betrachtet wird. Stuber reagiert aber geschickt:

„Wohlan denn, (...). wir wollen keine Schulmeister haben, das würde sich für euere Verhältnisse nicht schicken, aber erlaubt mir, die tüchtigsten eurer jungen Leute herauszulesen und Herren Vorsteher (Messieurs les régents) daraus zu machen."[11]

Dieser Vorschlag wird akzeptiert. Stuber legt auch den Grundstock für eine Gemeindebibliothek, die allmählich benützt wird. Die Erwachsenen nehmen an ihren geschulten Kindern plötzlich ihre eigene Unwissenheit wahr und bitten Stuber, mit ihnen am Abend die Schulbildung nachzuholen.

Nach vier Jahren, 1754, verläßt Stuber aus gesundheitlichen Gründen das Steintal, kehrt aber bald wieder zurück, da sich sein Nachfolger als unfähig erweist. 1767 schließlich, nachdem seine Frau an den unwirtlichen Lebensbedingungen zu Tode erkrankt ist, verläßt er das Steintal endgültig, sucht aber selber seinen Nachfolger, den er in Oberlin findet.

Rückblickend schreibt Stuber über seine Waldersbacher Zeit:

„Die Einzigartigkeit der Gegend macht es durchaus möglich, daß ein guter, tüchtiger Mann auf lange Zeit dort bleiben und zum Guten wirken könnte, denn es gibt so vieles dort, das nicht seinesgleichen hat, wie die Lebensweise, die Sprache und Gedankenwelt und anderes mehr, dessen ein Pfarrer sich bewußt sein soll. Und keine andere Gemeinde irgendwo im Elsass oder in ganz Frankreich läßt sich mit dieser hier vergleichen."[12]

4

Aus den Erfordernissen seiner Gemeinde wird Oberlin in aller Stille zum Begründer des Kindergartens, nimmt die Idee der Raiffeisenkasse voraus und erzieht seine Mitmenschen zu einem Naturverständnis, das man heute als ökologisch bezeichnen würde. Der Deformation durch Fabrik- und Kinderarbeit setzt er ein neues Konzept entgegen und entwickelt aus dem täglichen Umgang mit schwierigen Menschen eine Pastoralpsychiatrie, die durch Jakob Michael Reinhold Lenz weltberühmt geworden ist.

Johann Georg Stuber
(1722–1797)

Oberlin war ein radikaler Christ, er nannte sich selber „ein Soldat Christi". Er lebte inmitten einer Zeit, die randvoll war mit Heilserwartungen und Weltuntergangsängsten und in der Prophetien und Unruhen an den verkommenen Machtstrukturen nagten. Es war eine Zeit des Aufbruchs, vor allem aber eine Zeit pädagogischer Ideen, kühner Entwürfe und Versuche. Auch wenn Oberlin äußerlich von dieser Welt abgetrennt schien, nie eine große Reise unternehmen konnte, nahm er innerlich mit ganzem Interesse an den Entwicklungen teil, durch Lektüre, Briefwechsel und die zahllosen Besucher, die ihn über die neuesten Geschehnisse unterrichteten.

Es schien sich ein Wettlauf abzuspielen zwischen zwei Strömungen, die auf sehr verschiedenen Wegen dem gleichen Ziele zueilten. Die eine drängte mit immer höher schlagenden Wellen der Sturzflut der Französischen Revolution entgegen. Die andere Strömung, an der Oberlin teil hatte, rang um einen Weg, diese Reformen aus einer organischen Entwicklungslinie, aus einer permanenten Evolution heraus, zu erreichen. Die Revolution und der anschließende Feuersturm Napoleons verhinderten diesen Weg.

Oberlin kannte nur einen Maßstab für sein Handeln: Die Worte der Bibel, wobei er sowohl das Alte wie das Neue Testament berücksichtigte. Er ging aber immer vom Leben aus und nie von einer Dogmatik. Er trennte auch nie zwischen Katholiken und Protestanten, sondern betrachtete den einzelnen Menschen.

5

Oberlin nimmt keinerlei Rücksicht auf alte Gewohnheiten seiner Gemeinde, wenn sie ihm unberechtigt scheinen. Mit heiligem Eifer macht er seiner Gemeinde in den ersten Predigten für aller-

hand Untugenden die Hölle heiß, er schildert die Qualen so realistisch, daß einige junge Bauern entschlossen sind, den Pfarrer nach der Predigt in einem Brunnen wieder abzukühlen. Sie wollen ihm auf seinem Heimweg auflauern. Oberlin erfährt aber von dem Plan und begibt sich in das Haus, wo die Männer sich versammelt haben und den Plan besprechen. Er tritt ein und sagt zu ihnen:

„Ich weiß, daß ihr die Absicht habt, gegen mich auf eine Weise zu handeln, die ihr für vollkommen gerecht haltet. Ich selbst kann nicht entscheiden, ob euer Vorhaben gerecht ist. Vielleicht bin ich straffällig geworden, ohne es zu wissen. Der Mensch gerät leicht in Irrthum über sich selbst, allein ich berufe mich auf die Verhaltungsregeln, die ich euch vorgeschrieben habe, seitdem ich zu euch berufen wurde: habe ich sie nicht auf das Genaueste befolgt? – Wenn ihr es nicht glaubt, so strafet mich. Ich überliefere mich euch. Ich habe euch die Niederträchtigkeit eines geheimen Auflauerns sparen wollen."[13]

Diese Worte sind so überzeugend, daß die Bauern von ihrem Vorhaben absehen.

Wenn Oberlin von einer Sache überzeugt ist, so nimmt er auch keine Rücksicht auf Rang und Name. Bald nachdem der Baron de Dietrich Eigentümer des Steintales geworden ist, hat Oberlin einen heftigen Briefwechsel mit ihm, in dem er unbeirrt zusätzliche Spenden für den Bau neuer Schulhäuser anfordert. Der Baron ist ungehalten und macht Oberlin mit einer ansehnlichen Liste seiner Spenden, die er bereits dem Steintal zukommen ließ, darauf aufmerksam, daß seine Forderung ungerechtfertigt sei. Oberlin läßt sich nicht beeindrucken, denn für ihn kann es keinen Grund geben, den Bau neuer Schulhäuser zu verzögern. Höflich und unbeirrt bittet er um weitere Spenden, die er schließlich erhält.

Es sind auch einige Beispiele überliefert von Oberlins feiner und eleganten Art, Menschen auf ihre Fehler aufmerksam zu machen. Zur Zeit des Kaiserreiches besucht ihn der Präfekt des Département Bas Rhin, Lezay-Marnésia. Er wird, wie alle Besuche, von Oberlin freundlich empfangen. Beim Mittagessen spielt sich dann folgende Szene ab:

„Herr v. Lezay hatte die Gewohnheit, beim Sprechen über Tisch das Brod zwischen den Fingern zu kneten, und die Kügelchen dann herumzustreuen. Es fielen mehrere davon auf den Boden: als der liebe Papa (Oberlin) dies bemerkte, so schob er sachte seinen Sessel zurück, bat Herrn von Lezay in seinem Gespräch fortzufahren, und hob die Kügelchen auf, worauf der Präfekt ausrief: ‚Verzeihen Sie, Herr Pfarrer! es sind nur Brodkügelchen.' – ‚Verzeihen Sie', entgegnete der liebe Papa, indem er sie aufgehoben, ‚sie sollen nicht zu Grunde gehen.' – ‚Aber', sagte jener, ‚sie gehen nicht zu Grunde, Ihre Hühner werden sie aufzehren.' – ‚Halten sie mich', antwortete Oberlin, ‚für so unhöflich, Herr Präfekt! daß ich Sie mit der Bemühung belästige, meine Hühner zu füttern, o nein! ich habe eine Tochter, die für dieselben sorgt."[14]

6

1768, ein Jahr nach seiner Ankunft im Steintal, verheiratet sich Oberlin mit Maria Magdalena Salome Witter, einer entfernten Verwandten, die

Salome Oberlin
(1748–1783)

zur Erholung von einer schweren Krankheit in Waldersbach weilt. Sie ist elegant nach der städtischen Mode gekleidet und beschäftigt sich mit Poesie und Musik. Oberlin fürchtet, daß sie auf die Landbevölkerung einen schlechten Einfluß ausübt und predigt eifrig gegen verkommene Sitten und städtische Mode. Kurz bevor Salome Witter zurückreisen will, hört Oberlin eine innere Stimme, die ihn drängt, Salome zu seiner Frau zu nehmen. Er ist darüber entsetzt und wehrt sich heftig dagegen, unternimmt lange, anstrengende Wanderungen, er arbeitet im Garten bis zur Erschöpfung, um die Stimme in sich zu ersticken. Es gelingt ihm aber nicht, schließlich ergibt er sich und frägt Salome, ob sie seine Frau werden will. Sie willigt sofort ein.

Oberlins Lebenswerk ist ohne Hilfe verschiedener Menschen nicht zu denken. Der Name Oberlin steht auch stellvertretend für eine ganze Gruppe von Personen, die Oberlin unterstützten, seine Anregungen und Ideen verwirklicht haben. Vor allem seine Frau hat eine Lebensarbeit geleistet, die fälschlicherweise häufig vom Ruhm ihres Mannes überschattet wird. Es ist ein Frauenschicksal von ungeheurer Intensität. Die Beziehung zwischen ihr und Oberlin muß nach den überlieferten Schilderungen außerordentlich innig gewesen sein. Salome kümmert sich um die neun eigenen Kinder, von denen zwei allerdings sehr früh sterben, um den großen Haushalt mit Gästen und Pensionären und unterstützt die Unternehmen ihres Mannes wo sie kann.

Mit 35 Jahren, 1783, stirbt sie mitten aus diesem tätigen Leben. Sie hat, ihren Tod ahnend, am Abend vor ihrem Sterben das Haus noch einmal geordnet, sich von ihren Kindern und ihrem Mann verabschiedet. Äußerlich schien sie völlig gesund. Als man am Morgen Oberlin weckt, um ihn an das Sterbebett seiner Frau zu rufen, will er es nicht glauben, bis es fast zu spät ist. Für Oberlin ist der Tod Salomes ein Schlag, der ihn an den Rand der Verzweiflung bringt.

Eine andere, ebenso bemerkenswerte Frau übernimmt nach dem Tode Salome Oberlins den Haushalt, Louise Scheppler. Sie widmet ihr ganzes Leben

dem Steintal, noch über Oberlins Tod hinaus, ohne auch nur einmal Lohn anzunehmen.

Wie aus Oberlins Tagebuch zu entnehmen ist, wird er nach dem Tode seiner Frau neun Jahre lang von ihr besucht. Sie unterrichtet ihn über die Verhältnisse jenseits des Todes, von einem Land, das für Oberlin unbedingte Realität hat und mit dem er sich sein Leben lang beschäftigt. Es sind noch Karten erhalten, die er von den „Bleibstätten der Verstorbenen" anfertigte. Er hat eine tiefe Sehnsucht nach diesen Bezirken und hofft, daß ihm seine Frau nur ein Stück voraus gegangen sei, und daß er ihr bald folgen dürfe.

7

Oberlin war sowohl im Diesseits als auch im Jenseits zu Hause. Obwohl er das irdische Leben nur als eine Vorstufe eines glücklicheren himmlischen Daseins betrachtete, verlor er sich nie in Spekulationen, und die irdischen Verhältnisse waren für ihn eine Realität, an der es zu arbeiten galt. Ein angenehmes Leben nach dem Tod war für ihn kein Grund, die irdischen Mißstände bestehen zu lassen und auf ein späteres, glücklicheres Leben zu vertrösten.

Die Beschäftigung mit dem nachtodlichen Leben war in seiner Zeit weit verbreitet, und Oberlin nahm auch an den Forschungen anderer teil. Es studierte intensiv Swedenborgs Schriften, die er mit kritischen Anmerkungen versehen in der Gemeinde zirkulieren ließ. Auch zu Jung-Stilling und den Herrnhutern stand er in brieflichem Kontakt.

Im Steintal waren Besuche von Verstorbenen bei Hinterbliebenen nichts Außergewöhnliches, und Oberlin hatte mit seinen eigenen Erfahrungen verständnisvolle Zuhörer in seiner Gemeinde. Um zu beurteilen, was Oberlin genau wußte und erfuhr, müßte das ganze unveröffentlichte Tagebuch studiert werden, da diese Phänomene in der Oberlin-Literatur sehr kontrovers und opak behandelt werden, je nach Standpunkt des Autors.

8

Die Methodik Oberlins wird an seinen landwirtschaftlichen Reformen deutlich. Er fand bei seinem Stellenantritt eine völlig degenerierte Landwirtschaft vor. Da Oberlin aus der fernen Stadt Straßburg kam und dazu noch Geistlicher war, nehmen die Bauern seine Ratschläge sehr mißtrauisch zur Kenntnis und wollen sie sich zunächst noch einmal gründlich überlegen. Das dauert dem ungeduldigen Pfarrer zu lange, und er beschließt, ihnen die Reformen mit eigenen Händen vorzumachen. Er pflanzt Obstbäume auf einem Stück Land, das an einem rege begangenen Weg liegt und zum Pfarrhaus gehört. Die Bauern sind überzeugt, daß kein einziger Baum im Steintal gedeihen kann. Oberlin pflegt geduldig seine Baumschule und wartet, bis die Bauern, die täglich an den gut gedeihenden Bäumen vorbeigehen müssen, ihn um Stecklinge bitten. So macht er die Obstbäume im Steintal heimisch. Das Pflanzen von Bäumen wird für Oberlin zu einer Pflicht, ja zu einer christlichen Tat, die er seiner Gemeinde mit den Worten anempfiehlt:

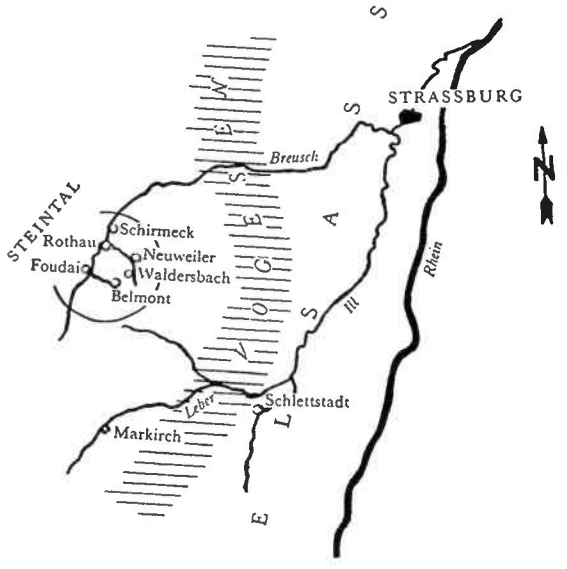
„Liebe Freunde!

Satan, der Feind aller Wesen freut sich, wenn wir ausrotten und zerstören. Unser Herr Jesus Christus dagegen freut sich, wenn wir für das allgemeine Beste arbeiten.

Ihr wünschet alle, durch Ihn selig und Teilhaber seines Ruhmes zu werden. Suchet Ihm daher auf jede mögliche Weise, während der Zeit, die Ihr noch in dieser Welt zu leben habt, zu gefallen. Es gefällt Ihm, wenn Ihr aus Liebe Bäume für das allgemeine Beste pflanzt. Jetzt ist die Jahreszeit dazu. Sei't also bereit, zu pflanzen. Pflanzet auch auf die bestmögliche Weise. Erinnert Euch, daß Ihr Ihm dadurch gefallet.

Haltet all Eure Wege in gutem Zustande, zieret sie, verwendet einige eurer Bäume zu diesem Zwecke, und sorget für ihr Wachstum."[15]

Er führt Kartoffeln ein aus der Schweiz und Deutschland und züchtet eine neue Sorte, die weit über das Steintal hinaus berühmt wird. Er macht Versuche, um eine Grasmischung zu finden, die auf dem steinigen und dünnen Boden gedeihen kann. Er führt über diese Versuche genauestens Buch. Nach einiger Zeit wird ein landwirtschaftlicher Verein gegründet, der sich am Sonntag versammelt. Es wird dann aus landwirtschaftlichen Lehrbüchern vorgelesen, und einzelne Bauern berichten über ihre Erfahrungen mit neuem Saatgut oder neuen Werkzeugen.



9

Diejenige Reform, die Oberlin bis heute berühmt und bekannt gemacht hat, ist seine Schulreform. Seit den Reformen Stubers gingen die Kinder vom siebten Lebensjahr an ziemlich regelmäßig zur Schule. Man muß sich dazu vor Augen halten, daß es damals noch keine gesetzliche Schulpflicht gab! Oberlin richtet nun noch eine Schule ein für Kinder von drei bis sieben Jahren. Es ging Oberlin nicht darum, die Kinder so früh wie möglich intellektuell zu schulen, oder sie dem mütterlichen Haushalt zu entziehen, sondern er wollte sie bewahren vor den groben Sitten und den äußerst armen Verhältnissen, unter denen die kleinen Kinder am meisten zu leiden hatten. Oberlin hat dazu folgendes notiert:

Johann Friedrich Oberlin

„Den letzten Mai war ich im Pendbois von Belmont. Die kleinen dasigen Kinder kamen um mich herum zu stürmen. Ich konnte mich der Tränen nicht enthalten, da ich einerseits ihre zarte Jugend und andererseits die üble Auferziehung, die sie hatten, betrachtete, an einem Ort, wo fluchen, schelten, schwören, schlagen, raufen häufiger als Brot ist."[16]

Als ihn die Idee dieser Kleinkinderschule immer stärker beschäftigte, fand er im Dorfe Bellefosse Sarah Banzet, die aus eigener Initiative Kinder bei sich aufgenommen hatte und diese Stricken lehrte, eine Kunst, die im Steintal kaum bekannt war. Oberlin mietet für sie in Belmont einen Raum. Sarah Banzet wird so die erste *„Conductrice de la tendre Jeunesse"*, wie Oberlin sie benannte. Den Kindern wird vor allem Stricken gelehrt, deshalb nannte man den Ort Strickschule. Aber auch Französisch, Naturkunde, gute Manieren und Höflichkeit wurden geübt, meist in spielerischer Form. Im Oberlin-Museum in Waldersbach sind noch heute einige Spielzeuge zu sehen, die damals mit viel Sorgfalt und Hingabe für die Kinder angefertigt worden sind. Oberlin gilt mit dieser Einrichtung als der Erfinder des Kindergartens. Der Widerstand gegen die Strickschule nimmt allerdings heftige Formen an. In einem Brief nach Herrnhut schreibt er:

„Da der Satan die Gefahr sah, erregte er unter allerlei Falschem Vorwand heftige Verfolgung. Man drohte den Conductrices mit Erschießen und Hirneinschlagen, man sagte, sie wären meine Spione, ja sogar meine Mätressen, man verleumdete uns bei den Oberen in Straßburg, sogar mein vortrefflicher Antecessor Stuber wurde gegen mich und die Sache eingenommen und drang in mich, der ganzen Anstalt ein schnelles Ende zu machen. Daraus aber wurde nun nichts – meine sieben Conductrices, mein vortreffliches Weib und ich, wir hielten zusammen fest und fuhren getrost fort, weil wir wußten und fühlten, daß die Sache von Gott und Gott mit uns war; und nach und nach legte sich der Sturm, und viele der vorigen Widersacher preiseten Gott dafür, daß wir nicht nachgegeben."[17]

10

Oberlin lebte in einem alten, baufälligen Pfarrhaus, das längst erneuert werden sollte:

„Daher zittert mir mein Herz, wenn ich denke, daß mein Haus gebauet werden muß... Ich möchte gern, wann es Gott wollte und die Sache möglich wäre, mit meinem alten morschen Rattennest einnen accord *machen, daß es bis auf – weiß nicht wann zu hoffende – bessere Zeiten schön fest stehen bleiben soll. Ich wenigstens schlief während des achttägigen Sturmwindes, der mir meine trockene Grasgartenmauer auf beiden Seiten einriß, samt den Meinigen so ruhig und wohl als ein Kind auf der Mutter Schoß. Einmal des Nachts mußte ich schmollen und ausrufen ‚oho, dies ist ein wenig zu grob! Nicht viel dergleichen Stöße, sonst sparen wir die Unkosten des Begräbnisses!' – es ging aber vortrefflich wohl ab, außer im Grasgarten und hie und da bei einigen Bürgern."*[18]

Es war für ihn aber viel wichtiger, daß neue Schulhäuser gebaut wurden, bevor er an ein neues Pfarrhaus dachte:

„Ich wohne weiter in diesem alten Haus, wo ich mich mit der ständigen Rattenplage und mit dem Durchsickern des Regens durch das löchrige Dach abfinden muß, ich will jedoch so lange keine neue Wohnung haben, bis alle Schulen anständig untergebracht sind."[19]

Damit ist es ihm ernst, und er unternimmt alles ihm Mögliche, um den Vorsatz zu verwirklichen. Die Bevölkerung ist mißtrauisch, da sie fürchtet, für die Kosten aufkommen zu müssen. Erst nachdem Stuber, der Oberlin von Straßburg aus unterstützt und berät, und Oberlin eine Erklärung abfassen, in der sie versprechen, keinen der Talbewohner für Kosten zu belangen, geht der Widerstand zurück. So entstehen nach und nach in den Dörfern die Schulhäuser.

Oberlin wählte die Lehrer sorgfältig aus und achtete streng darauf, daß die Kinder nur von Lehrern unterrichtet wurden, die ihren Beruf aus innerer Berufung ausübten.

Für Schulabgänger richtete Oberlin eine Art Berufsberatung ein. Er versuchte mit verschiedenen, von ihm entwickelten „Tests" die Talente des einzelnen Menschen zu erkennen und aufgrund der vorhandenen Fähigkeiten zu einem Beruf zu raten:

„Eltern tun unrecht, wenn sie eine Tochter verheiraten, wie es ihnen selbst gefällt, oder wenn sie einen Sohn etwa zum Arzt bestimmen, wenn doch sein Temperament, seine Gaben und seine eigenen Wünsche ihn eher zum Kaufmann befähigen. Fragt eure Kinder nach ihrem Wunsche und nach ihre Gaben, und laßt sie selbst ihren Beruf wählen, jedoch stets dessen gewiß sein, daß ihr mit eurem Rat zu ihnen steht. (...) Man kann seine Aufgabe im Leben nur dann recht erfüllen, wenn man dort steht, wo die Gaben Gottes einen haben wollen."[20]

11

Heute, mitten in einer immer noch anhaltenden maßlosen Straßenbaueuphorie ist es nicht einfach sich vorzustellen, was es bedeutet, wenn ein ganzer Bezirk wie das Steintal, nicht an ein Wegnetz angeschlossen ist.

Als Oberlin in einer Kutsche mit seiner Habe von Straßburg nach Waldersbach zieht, endete die Fahrt an der Breusch, da es keine richtige Brücke über den Fluß gab. Es wurde alles auf Pferde verladen, um den Weg nach Waldersbach zurückzulegen. Im Winter waren die einzelnen Dörfer nicht erreichbar, und es war das ganze Jahr über gefährlich, nachts oder bei schlechtem Wetter über die Vogesen zu gehen. Über die Breusch führte nur ein Balken als behelfsmäßige Brücke. Immer wieder ertranken Kinder in dem reißenden Fluß, der zur Zeit der Schneeschmelze regelmäßig über die Ufer trat.

Oberlin fängt angesichts dieser Notlage an Wege zu bauen. Dieser Satz ist durchaus wörtlich zu verstehen: Er sagt den Steintälern nicht, wie und wo sie Wege bauen *sollen,* sondern fängt selber an mit Pickel und Schaufel. Der ganze Wegbau muß mit einfachsten Mitteln bewältigt werden, dabei müssen aber die Wege solide und großzügig sein. Ein Sumpf wird ausgetrocknet, indem jeder Bewohner, der an ihm vorbeigeht, einen Stein hineinwirft.

Die Schwierigkeiten scheinen aber im wahrsten Sinne des Wortes unüberbrückbar. Nur mit viel Verhandlungsgeschick gelingt es, Wegrechte zu erkaufen, Mittel aus Straßburg zu erhalten. Am schwierigsten aber wird es, eine Brücke über die Breusch zu schlagen, was erst nach großen Anstrengungen gelingt. Oberlin nennt diese Brücke den „Pont de la charité", die Brücke der Barmherzigkeit. Nach diesem Brückenschlag wird es den Bauern möglich, mit ihren Produkten nach Barr oder sogar nach Straßburg zu fahren.

Noch heute kann man von Waldersbach nach Belmont auf einem Weg gehen, der zu Oberlins Zeiten angelegt wurde.

Waldersbach 1983

Foto Jonathan Stauffer

12

Die Verschuldung der Bauern hatte im Steintal einen zerstörenden Grad erreicht. Immer wieder mußte ein Bauer auch noch seine letzte Kuh verkaufen, da er die Zinsen nicht mehr aufbringen konnte. Es verbreitete sich Armut, Hunger und Mißgunst. Oberlin greift in diesen kranken wirtschaftlichen Organismus ein und begründet eine Spar- und Leihkasse mit deren Hilfe innert weniger Jahre eine Regelung der Verschuldung möglich wird. Er setzt dazu folgende Regeln auf:

„1. Für Anleihen sollen weder Zinsen noch Kosten noch Bürgschaften gefordert werden. (Die Schuld soll nirgends sonst verzeichnet werden außer in dem Gedächtnis Gottes.)

2. *Der Schuldschein soll von dem Schuldner unterzeichnet, dem Gläubiger zurückgegeben werden und jegliche Zahlung darauf verzeichnet werden.*
3. *Die Summe soll innerhalb von sechs Jahren zurückbezahlt werden, und zwar in solchen Raten, wie es die Verhältnisse dem Schuldner erlauben. Sollte aber am Ende der sechs Jahre noch ein unbezahlter Rest bestehen, soll die Schuld dennoch getilgt sein, denn so hat es Gott für sein Volk in 5. Mose 15,1 bestimmt: ‚Alle sieben Jahre sollst du Erlaß gewähren.'"*[21]

Als zusätzliche Verdienstmöglichkeit, vor allem während des Winters, holt Oberlin Heimarbeit ins Steintal; der Zeit entsprechend wurde gewoben und gesponnen. Nach der Jahrhundertwende aber dringt die Spinn- und Webemaschine auch ins Elsass ein und droht die Heimarbeiter konkurrenzunfähig zu machen. Die Hilfe kommt indirekt aus Zürich. 1813 besucht Oberlins Sohn Henri-Gottfried auf Empfehlung Lavaters den Basler Textilfabrikanten Jean-Luc Legrand. Legrand war während der Helvetik im Direktorium und hatte es Pestalozzi mitermöglicht, sein Waisenhaus in Stans zu beginnen. Legrand hört von der Not im Steintal und beschließt sofort, seine Fabrik neu oberhalb von Fouday einzurichten, da auch er an seinem alten Standort bedrängt ist.

Jean-Luc Legrand war ein Unternehmer, der die Folgen des Manchester-Liberalismus bereits um die Jahrhundertwende bekämpfte und in seiner Fabrik fortschrittliche Regeln einführte. Er übergab die Fabrik in Fouday bald seinen Söhnen und lebte als Lehrer im Steintal. Jean-Daniel Legrand, einer seiner Söhne, kämpfte später auf Grund seiner Erfahrungen im Steintal für ein Arbeitsschutzgesetz mit internationaler Verbindlichkeit. Er forderte bereits 1841 das absolute Verbot der Kinderarbeit unter 12 Jahren und das Verbot der Nachtarbeit für Erwachsene.

13

Oberlins Wesen schimmert aus zahlreichen überlieferten Anekdoten, die aber häufig nicht auf ihre Wahrheit zu überprüfen sind. Er hatte ein sehr heftiges Temperament, das manchmal sein sonst eher ruhiges Wesen mit Macht ergriff. So berichtet er, daß er sehr cholerisch werden konnte, wenn er an

Johannes Lukas Legrand
(30. 5. 1755 — 4. 10. 1836)

einer Unfallstelle nur Jammern und Ratlosigkeit fand: *„Ich komme an die Stelle, in Eile und auch fast in Wut; ich stampfe mit dem Fuß und schreie wie ein Matrose; ich zanke mit dem schreienden Weibervolk und drohe ihm Prügel an, wenn man mir nicht sofort alles bringt, was ich nötig habe."*[22]

Man kann aber auch auf überraschend aktuelle Mitteilungen stoßen: Er übte bereits eine Art Boykott des Kaffees aus politischen Gründen aus, da er von den Arbeitsbedingungen der Sklaven auf den amerikanischen Kaffeeplantagen hörte. Von da an verzichtete er konsequent auf das Getränk.

Er scheint sein Leben lang mit seiner Tabakdose gekämpft zu haben, seine Leidenschaft für Schnupftabak muß sehr groß gewesen sein. Wenn ihm die Kontrolle über seinen Konsum zu entgehen schien, soll er die Dose mit den Worten eingeschlossen haben: *„Ah, meine Dose, Du willst mir befehlen? ich will Dir zeigen, wer von uns beiden gehorchen muß: fort, in Prison!"*

Oberlin wurde mit derZeit durch die vielen Besucher, die vom Steintal erzählten, weit herum bekannt. Er übersteht die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege mit Glück und dank den vielen Fürsprechern, die er durch alle Fronten erhalten hat.

1819 wird er durch königliche Ordonnanz zum Ritter der französischen Ehrenlegion ernannt. Oberlin bindet die Urkunden zusammen und schreibt die Worte drauf: „Ritter von achtzig Jahren."

Sieben Jahre später, am 1. Juni 1826, stirbt Oberlin. Fünf Tage danach wird sein Sarg von Waldersbach nach Fouday geführt. Die Trauernden sind nicht zu zählen. Als die Spitze des Trauerzuges das 2,5 km entfernte Fouday erreicht, stehen in Waldersbach immer noch Menschen, die sich dem ununterbrochenen Zug anschließen wollen. Auch aus den katholischen Nachbarorten kommen die Einwohner um Oberlin das Geleit zu geben. Auf dem Friedhof hält neben vielen anderen auch Pfarrer Jaegle aus Barr eine Gedenkrede.

Einige Jahre später finden wir Pfarrer Jaegle verwittwet in Straßburg wieder, wo er mit seiner Tochter lebt. 1831 bezieht der 18jährige Georg Büchner aus Goddelau bei ihm Quartier, in der „Rue St. Guillaumme Nr. 66, links eine Treppe hoch, in einem etwas überzwergen Zimmer, mit grüner Tapete."[23], wie er später, sich erinnernd, in Zürich an seine Braut, die Tochter Jaegles, schreibt. Von Jaegle erfährt Büchner von Oberlin und von dem Besuch des Dichters Lenz in Waldersbach.

1835, als politisch Verfolgter wieder in Straßburg, schreibt er jene Novelle, die den Namen Oberlins am weitesten verbreitet hat, den „Lenz":

„Den 20. Jänner ging Lenz durchs Gebirge. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Täler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen.

Es war naßkalt; das Wasser rieselte die Felsen hinunter und sprang über den Weg. Die Äste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber alles so dicht – und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so träg, so plump.

Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf- bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehen konnte."[24]

Und so vollendet geht es weiter, Satz nach Satz. Büchner hat in seiner Novelle ganze Passagen aus Oberlins Tagebuch abgeschrieben, der über den Aufenthalt Lenzens gewissenhaft und genau Protokoll geführt hat.

Wenn man Oberlins Biographie noch einmal an derjenigen von Lenz mißt, so wird wieder sichtbar, wie unglaublich gradlinig das Leben von Oberlin gewesen ist. Er kommt ohne jeden Umweg ins Steintal und bleibt sein ganzes Leben, in dem er unbeirrt und unbeirrbar sein Werk vollbringt. Nur zweimal hätte sein Leben einen anderen Verlauf nehmen können: Als er sich als Feldgeistlicher bewarb und später, nach sieben Jahren im Steintal, als er einem Ruf nach Amerika folgen wollte, was dann durch den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg verhindert wurde.

Man stelle das Leben von Lenz daneben: es ist voller Irrfahrten und Mißerfolge, voller Qual und Zweifel, ein Genie, nach dem niemand frägt. Erstaunlicherweise vermag Oberlin Lenz nicht zu helfen, genügen seine sonst unerschöpflichen Kräfte nicht, und er muß ihn schweren Herzens wieder wegschicken.[25]

III

Coda, oder kurze Apologie der permanenten Evolution

Wir verlassen Kirche und Friedhof von Fouday und gehen nach Waldersbach. Am Himmel ziehen sich die Wolken zu einer dunklen Decke zusammen, aus der sich ein kräftiger Regen löst. In Waldersbach ist es still. Vor einem Bauernhaus hängen Arbeitskleider zum Trocknen, in die jetzt der Regen langsam eindringt. Das Dorf ist eng und leer. Nur

einige wenige Besucher des kleinen Oberlin-Museums spazieren durch die Stille.

Wir fahren zurück durch die dunklen Vogesenwälder, die naß im Regen stehen. Wenn man von der Straße einige Schritte in den Wald eintritt, hört man nur das Tropfen des Wassers, manchmal ein Buchfinkenschlag. Die eng aneinander stehenden Bäume errichten einen hohen Bezirk der Stille.

Einige Kilometer vom Steintal entfernt, werden wir wie durch einen rücksichtslosen Filmschnitt aus der Vergangenheit zurückgeholt. Wir erreichen das Konzentrationslager, das die Besatzungsmacht im Zweiten Weltkrieg hier errichtet hat, den Struthof. Das Bild, das wir von Oberlin aus Waldersbach in uns mitgenommen haben, erhält einen ersten großen Schnitt, mittendurch. Nachdem wir die Rheinebene erreicht haben, folgen sich diese Schnitte kreuz und quer, prasseln die Eindrücke wie Hagelkörner auf uns ein, und wir suchen vergeblich nach einem Unterstand. Im Schatten sehen wir den Hartmannsweilerkopf, wo im Ersten Weltkrieg ein furchtbarer Grabenkrieg stattgefunden hat und heute auf einem großen Feld Gräber in Reih und Glied aufgereiht sind. Bald darauf erreichen wir die Kaliwerke am Rhein. M. ist Chemiker und kann mir genau erklären, was für Abwässer von diesen Werken trotz jahrelangem Protest der Rheinanlieger immer noch ungereinigt in den Fluß abgelassen werden. Wir schweigen.

2

1833 schreibt Büchner aus Gießen in einem Brief an seine Braut:

„Ich studierte die Geschichte der Revolution. Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, allen und keinem verliehen. Der einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. Es fällt mir nicht mehr ein, vor den Paradegäulen und Eckstehern der Geschichte mich zu bücken. Ich gewöhnte mein Auge ans Blut. Aber ich bin kein Guillotinenmesser. Das Muß *ist eins von den Verdammungsworten, womit der Mensch getauft worden. Der Ausspruch: es muß ja Ärgernis kommen, aber wehe dem, durch den es kommt – ist schauderhaft. Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt? Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehen. Könnte ich aber dies kalte und gemarterte Herz an Deine Brust legen!“*[26]

Das Bild Oberlins ist zerfetzt. Aber können wir es nicht neu und kräftiger sogar wieder in uns entstehen lassen?

Es liegt doch nur an uns als individuelle Menschen, ob wir uns von dem *„gräßlichen Fatalismus der Geschichte“* zernichten lassen. Wir beobachten gegenwärtig, wie die verhärtenden und verharrenden Kräfte in der Gestalt des Konservativismus weltweit überhand nehmen, man denke nur an die alten Herren im Kreml und im Weißen Haus. Stellvertretend für dieses Denken stehen die Worte eines Schweizer Politikers:

„Ich habe das Wort geprägt, Politik müsse holzschnittartig sein. Ich weiß, wie Holzschnitte entstehen: Am Anfang steht eine klare Vorstellung. Ein Kopf im Holzschnitt ist einfach, aber das Wesentliche kommt darin zum Ausdruck. Allzu differenzierte Politik löst sich in Nebel und Nichts auf.“[27]

Das heißt, wenn zwischen dem eigenen Weltbild, der „klaren Vorstellung“ und der Wirklichkeit eine Differenz entsteht, so wird die Wirklichkeit der Vorstellung angeglichen. Dazu bietet sich der anonyme Staatsapparat an, der sich immer wieder mit der Hure Repression ins Bett gelegt hat. Diese Tendenz finden wir genauso im Wunsch nach einer Revolution, die dem Konservatismus polar gegenübersteht. Diese Lebenshaltung äußert sich in der Sehnsucht nach *„konkretem Handeln“*, aber auch oft in der Überzeugung, daß man selber einer Avantgarde angehöre und zum Besten für den Mitmenschen handle. Wenn wir zwischen diesen Polaritäten den Weg finden, können wir zu einer permanenten Evolution beitragen. Das kann ich aber nur als von allen Dogmen und Vorurteilen befreites Individuum. In dieser Tradition steht Oberlin mit seinem Lebenswerk, und dieses Bild kann auch von allen *„Paradegäulen und Eckstehern der Geschichte“* nicht zerstört werden.

Anmerkungen

1 Burckhardt, W.: Johan Friedrich Oberlin's, Pfarrer im Steinthal, vollständige Lebensgeschichte und gesammelte Schriften. Herausgegeben von Dr. Hilpert, Stöber und Anderen. Mit Berücksichtigung aller Hülfsmittel zusammengestellt und übertragen von W. Burckhardt, Pfarrer. Stuttgart, 1843, Scheible, Rieger & Sattler. Bd. I, Seite 85 ff.
2 A.a.O., Band I, Seite 73.
3 A.a.O., Band I, Seite 78 f.
4 A.a.O., Band I, Seite 106 f.
5 A.a.O., Band I, Seite 94.
6 Man erlaube mir die Bemerkung, daß ein belesener Offizier heute Museumswert hat.
7 Burckhardt, a.a.O., Band I, Seite 113.
8 Ammerschläger, Adolf: Landschafts-Sprache. In: Wolfgang Schuchhardt und Herbert Rieche (Hrsg.): Mitteleuropa, Landschaften – Völker – Kulturen. Stuttgart, 1978, Urachhaus. Seite 103.
9 Kurtz, John W.: Johann Friedrich Oberlin, Sein Leben und sein Werk, 1740–1826. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Ursula Stechow. Metzingen, 1982, Ernst Franz. Seite 37.
10 Einem Vorgänger Oberlins kam sozusagen die Zeit abhanden. Da er keinen Kalender hatte, wußte er während Monaten nicht, wann es Sonntag war, und ließ die Kirche nach seinem Empfinden zur Predigt läuten. Als er dann wieder einmal erfuhr, daß es Sonntag sei, stellte er von dem Tag an täglich einen Besen an die Stubenwand. Immer wenn er beim siebten Besen angelangt war, wußte er, daß es Sonntag geworden war und konnte so zur angestammten Zeit zur Kirche rufen lassen.
11 Burckhardt, a.a.O., Band II, Seite 10.
12 Kurtz, a.a.O., Seite 44.
13 Burckhardt, a.a.O., Band I, Seite 209 f.
14 A.a.O., Band III, Seite 214.
15 A.a.O., Band II, Seite 91 f.
16 Kurtz, a.a.O., Seite 52 f.
17 Pszolla, Erich: Johann Friedrich Oberlin, 1740–1826. Gütersloh, 1979, Gerd Mohn. Seite 80.
18 A.a.O., Seite 117.
19 Kurtz, a.a.O., Seite 61.
20 A.a.O., Seite 81.
21 A.a.O., Seite 125.
22 A.a.O., Seite 101.
23 Büchner, Georg: Werke und Briefe. Mit einem Nachwort von Fritz Bergemann. München, 1965, Deutscher Taschenbuchverlag. Seite 199.
24 A.a.O., Seite 65.
25 Man vergleiche hierzu: Rosenberg, Alfons: J. F. Oberlin, Die Bleibstätten der Toten. Bietigheim, o. J., Turm. Seite 151 ff.
26 Büchner, a.a.O., Seite 162.
27 Christoph Blocher in: Tages Anzeiger Magazin, Nr. 25, 25. Juni 1983, Seite 41.

Walter Muschg

Der Schriftsteller Pestalozzi

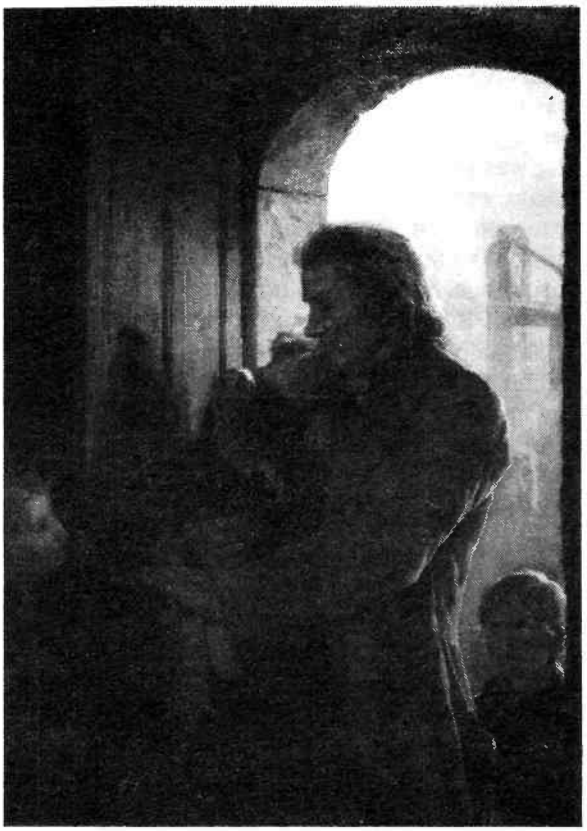
Von Pestalozzi will man nichts hören. Diesen Namen haben die Pädagogen in Verruf gebracht, wir sind seiner überdrüssig. Unzählige Institutionen tragen ihn: Schulhäuser, Straßentafeln, gemeinnützige Gesellschaften und wohltätige Stiftungen, zu schweigen von den Briefmarken und Banknoten, die den Kopf dieses Schulmeisterheiligen zum Fetisch gemacht haben. Sein Name ist so abgedroschen, daß wir ihn nicht einmal mehr als italienisch empfinden. Der Mann, der ihn trug, ist hinter dieser Popularität unsichtbar geworden. Man lächelt bestenfalls über ihn, und daß er auf seine Art ein genialer Schriftsteller war, ist in keiner Literaturgeschichte zu lesen.

Es gibt wenige große Menschen und in der schweizerischen Vergangenheit sicher keinen, der so vom Unglück verfolgt war. Sein größtes Unglück war nicht das praktische Mißlingen aller seiner Pläne, sondern der Mißbrauch seines Namens durch die Nachwelt, der schon zu seinen Lebzeiten begann. Diesem Trauerspiel liegt eine Spannung zwischen Idee und Person zugrunde, die er selbst als sein Verhängnis erkannte, die aber auch erklärt, warum sein Leben, das eine einzige Kette von Enttäuschungen, Unglücksfällen und Beweisen seiner Unfähigkeit zum vernünftigen Handeln war, zur Legende wurde und die Stätten seiner Kämpfe zu Wallfahrtsorten. Die Schweizer sind ein nüchternes Volk, das für eine solche Gestalt wenig Verständnis aufbringt. Pestalozzi steht in unserer Geschichte als eine Ausnahme da, es ist etwas Unschweizerisches an ihm, daß wohl daher rührt, daß die italienische Herkunft seiner Familie in ihm wieder durchschlug. Nicht nur die ungebrochene Naivität seiner Begeisterung, auch sein pädagogisches Genie weisen nach Italien, wo ja bis in die jüngste Zeit immer wieder Gestalten auftraten, die sich vom Verständnis für das Kind zu bahnbrechenden Taten treiben ließen. Tatsächlich entstand Pestalozzis Ruhm nicht in der Schweiz, sondern im Ausland und drang von dort in seine Heimat zurück. Bei uns wie überall glauben ihn auch heute viele damit zu erledigen, daß sie das Scheitern aller seiner Unternehmungen betonen. Sie meinen, wer so Schiffbruch gelitten habe, sei nicht ernstzunehmen, und es genüge, wenn man das allenfalls Brauchbare aus seinen Vorschlägen zu dem benütze, wozu er selbst es nicht habe benützen können.

Am Anfang seiner verfehlten Laufbahn steht der Entschluß des von Rousseaus Schriften ergriffenen Träumers, das Studium mit der Landwirtschaft zu vertauschen, und das klägliche Ende dieses Versuchs. Es folgt die Umwandlung seines Bauernhofs des »Neuhofs« bei Brugg, in eine Heimat für Bettel- und Verdingkinder, die er von der Landstraße aufnahm, um zusammen mit seiner Frau an ihnen Vater- und Mutterstelle zu versehen, damit sie mit Landarbeit und Baumwollspinnen ihr Brot verdienen und zu menschenwürdigen Wesen werden konnten. Darauf jene »dunkelste Stunde«: der rasche Zusammenbruch auch dieses Projekts, das ihm bei den Bauern der Gegend den Namen »Pestilenz« eintrug, die Flucht in die Schriftstellerei, das Aufsehen um sein 1781 veröffentlichtes erstes Buch, »Lienhard und Gertrud«, das als realistischer Bauernroman in der Rokokozeit eine literarische Sensation war, und das rasche Verfliegen dieser Sensation, das lange Brüten des Einsamen und bitter Armen über die Not der Zeit und das eigene Elend. Der Lärm der Pariser Revolution schreckt ihn endlich auf, der blutige Umsturz aller Dinge erscheint ihm als ein Gottesgericht über Europa. Die Eidgenossenschaft wird in den Untergang der alten Welt mitgerissen. Pestalozzi stellt sich in den Dienst der Revolutionsregierung und kommt so, am Beginn des Jahres 1799, zum schönsten Augenblick seines Lebens. Er richtet in einem Flügel des Frauenklosters von Stans ein Kriegswaisenhaus ein, in dem er die Kinder der im Kampf gefallenen Unterwaldner um sich sammmelt. Er kann »die Schande meines Lebens auslöschen« und »an den großen Traum meines Lebens Hand anlegen«. Doch nach wenigen Monaten muß er mit seiner Kinderschar das Frauenkloster räumen, weil es als Lazarett für die französischen Truppen gebraucht wird. Diese paar Monate mit ihren unsäglichen Leiden und Freuden haben genügt, um ihn zur legendären Figur zu machen und ihm Klarheit über sich selbst zu geben. Er will Schulmeister werden. Freunde in der helvetischen Regierung verhelfen ihm zu einer Schule im Schloß von Burgdorf, wo er als Leiter einer Mustererziehungsanstalt eine internationale Autorität

Walter Muschg (21. 5. 1898 - 6. 12. 1965), in Witikon (Zürich) geboren, Literaturhistoriker. Seit 1936 Professor in Basel, wo er auch gestorben ist. Mehrere literaturgeschichtliche Werke, darunter TRAGISCHE LITERATURGESCHICHTE.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Francke Verlags, Bern, aus STUDIEN ZUR TRAGISCHEN LITERATURGESCHICHTE. © beim Francke Verlag Bern.



Albert Anker: HEINRICH PESTALOZZI UND DIE WAISENKINDER VON STANS

wird. Später erklärt er: »Mit dem ersten Tritt, den mein Fuß auf die Schloßtreppe von Burgdorf gesetzt, habe ich mich in mir selber verloren, indem ich eine Laufbahn betreten, in der ich äußerlich nichts anderes als unglücklich werden konnte.«

Er ist von seinem reinsten Gedanken, der Hilfe für die armen Kinder, abgekommen und erlebt nun die Tragik des Ruhms. Seine Idee wird verfälscht, in die Intrigen der Welt und die Machenschaften selbstherrlicher Mitarbeiter hineingezogen, die sich des Werks zu bemächtigen suchen. Auch das Burgdorfer Institut verfällt der Auflösung, Pestalozzi wird vom Zaren Alexander aufgefordert, die russische Volksschule zu organisieren, zieht aber das Angebot der Stadt Yverdon vor, die ihm ihr weitläufiges altes Schloß zur Verfügung stellt. Um den wirtschaftlichen Bestand des Instituts zu sichern, richtet er es nun als Pensionsanstalt für begüterte Söhne ein, deren Schulgelder auch die Aufnahme armer Zöglinge ermöglichen sollen. So vermag er es tatsächlich mehr als zwanzig Jahre durchzuhalten und wird als sein Leiter weltbekannt. Von der Ostsee und aus Spanien, sogar aus Nordamerika kommen jetzt die Schüler zu ihm, fast täglich erscheinen Fremde und hohe Herrschaften, um seine Gründung zu besichtigen. Besonders herzliche Beziehungen bestehen zum preußischen Hof, der eine Reihe von Zöglingen nach Yverdon schickt, um durch sie das Schulwesen Preußens nach Pestalozzis Grundsätzen reorganisieren zu lassen. Auch ein Mädcheninstitut wird ins Leben gerufen. In den besten Jahren wohnen über hundertfünfzig Schüler aller Alterstufen mit den zahlreichen Lehrern als eine große Familie zusammen. Aber auch dieser Triumph endet mit einer Niederlage. Pestalozzi ist nicht imstande, die Alltagssorgen einer solchen Organisation zu bewältigen, verläßt sich vertrauensselig auf seine Mitarbeiter, die ihm über den Kopf wachsen oder zu seinen Gegnern werden, und die Zwietracht unter ihnen steigert sich zu einem wüsten Streit, in dem sich das Institut nach zwanzigjährigen Mühen jammervoll auflöst. Aus diesem Fiasko versucht Pestalozzi im letzten Moment seinen ursprünglichen Plan, die Erziehungsfamilie für arme Kinder, zu retten und sich mit einem Häuflein Getreuer auf den Neuhof, sein einstiges Bauergut, zurückzuziehen. Er versammelt seine Kinder, um sie für diese Lösung zu begeistern, und erlebt, daß er sie anflehen muß, ihn zu begleiten, und nur vier Zöglinge dazu bewegen kann. Als müder, beschimpfter und vergessener Greis verfaßt er seine letzten Schriften, in denen er seine Absichten gegen eine Welt des Unglaubens und der Anfeindungen zu rechtfertigen versucht, und schließt seine Augen angesichts eines Trümmerfeldes, unter dem seine Hoffnungen für immer begraben scheinen.

Dieses scheinbar verfehlte Lebenswerk galt dem Gedanken der Erziehung, einem Hauptgedanken der Aufklärung, von dem wir Heutigen kaum mehr ermessen können, mit welcher Inbrunst er im achtzehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert der Vernunftreligion, aufgegriffen wurde. Es ist der Gedanke, den das liberale Bürgertum nach dem Sturz Napoleons wieder aufnahm und im Kampf um die obligatorische Volksschule verwirklichte. Die von Pestalozzi begründete Methode des Unterrichts wurde weiter ausgebildet und in langen Auseinandersetzungen den sich ändernden Verhältnissen angepaßt. So heftig der Streit unter den Schulmännern oft war, die Mehrzahl war sich doch darin einig, daß Pestalozzi alles in allem der erste und größte aller modernen Erzieher gewesen sei und das Fundament des modernen Erziehungswesens gelegt habe. Das wurde sein Ruhmestitel, und es war nicht wenig, denn ein guter Lehrer sein ist nichts Geringes, und es gab immer wieder solche, die etwas vom Adel dieses Berufes besaßen, den vor allem Pestalozzi ihm gegeben hat. Wer sich an einen solchen Freund seiner Jugend erinnert, ist zu beneiden. Aber die Schule ist nicht das Leben, deswegen blicken auch die Dankbaren nur mit lächelnder Rührung auf sie zurück und sind auf alle Fälle froh, daß sie nichts mehr mit ihr zu tun haben. Mit derselben Rührung blicken sie auch auf Pestalozzi, den Schutzheiligen der Pädagogen, dessen Name mit allen guten und schlechten Erinnerungen an die Zeit der eigenen Unreife belastet ist. Für die von der Schule Enttäuschten oder über sie Erbosten ist er die Zielscheibe aller Kritik, die sie vorzubringen haben. Man macht ihn für alles verantwortlich, was die Schule im Guten und Bösen bedeutet, und so wird er zum Inbegriff eines Niedergangs, der sich nicht leugnen läßt. Denn die Frage nach dem Wert und Unwert des modernen Schulbetriebs kann längst nicht mehr bloß mit unsern persönlichen Erinnerungen beantwortet werden, sie gilt den Erfahrungen, die Europa mit ihm gemacht hat. Der Gedanke der Volkserziehung gehört zu den bürgerlichen Idealen der Vergangenheit, die hundert Jahre nach Pestalozzis Tod in die Katastrophe der euro-

Lithographie nach Zeichnung von Hippius, 1818

Johann Heinrich Pestalozzi

päischen Zivilisation mitgerissen wurden. Diese Idee der Weltverbesserung durch das Mittel der obligatorischen und unentgeltlichen Volksschule und die ständig vervollkommnete Methode des Unterrichts haben nicht verhindert, vielleicht sogar erst ermöglicht, daß die so erzogenen Völker in die Barbarei zurückfielen. Jede ernsthafte Diskussion über die Schule muß von dieser Tatsache ausgehen.

Über die Ursachen dieser Katastrophe sind sich die Kritiker des modernen Schulwesens seit langem einig. Sie sehen die Fehlentwicklung darin, daß der Unterricht zum Hauptzweck gemacht und darüber sein Ziel, die Ausbildung des Menschen, aus dem Auge verloren wurde. Das schäbige Profitdenken des Durchschnittsbürgers erzwang die Aushöhlung des Bildungsgedankens, die schließlich alle Stufen des Unterrichts bis zu den Universitäten erfaßte und die Schule nur noch als Vorbereitung zum Kampf um das materielle Fortkommen gelten ließ. Das ist nicht nur die Schuld der Pädagogen, es ist die Schuld eines ganzen Jahrhunderts, aber das ändert nichts an der Größe des Unglücks. Vom Analphabetentum, das man beseitigen wollte, ist nur seine harmloseste Form verschwunden, die Unwissenheit jener Leute aus der guten alten Zeit, die nicht einmal ihren Namen schreiben konnten. An ihre Stelle ist das gefährliche moderne Analphabetentum getreten: die Bildung der Masse, die zwar lesen und schreiben kann, aber mit ihren Kenntnissen nichts Vernünftiges anzufangen weiß und alles glaubt, was man ihr gedruckt eintrichtert. Der große Haufe der Lesekundigen ist zum idealen Objekt neuartiger Verführer geworden, die ihn hinters Licht zu führen wissen, so daß er sich das Gegenteil aller Kultur als den Anbruch eines neuen Zeitalters aufschwatzen läßt. Dummheit und Aberglaube sind im Zeichen der »allgemeinen Bildung« erst zum Grundübel der Menschheit geworden, das Scheinwissen der Masse zum Nährboden der Volksverdummung, die heute ihre Orgien feiert.

Wäre Pestalozzi wirklich der geistige Vater dieses Niedergangs, so wäre er ad absurdum geführt und sein Name die Chiffre für einen welthistorischen Irrtum. Das Wichtigste, was zu seiner Ehre gesagt werden muß, ist aber gerade dies, daß es sich nicht so verhält. Der entseelte Apparat des modernen Schulbetriebs hat mit seiner Lehre nur dem Namen nach etwas zu tun. Diese Entwicklung ist genau das, was er sein Leben lang bekämpfte, ein Rückfall in den Zustand, den er überwinden wollte. Das Schärfste, was gegen die leere Routine in der Erziehung gesagt werden kann, ist in seinen Schriften ausgesprochen, und es blieb bis zuletzt seine Überzeugung: »Der Schulkarren des Weltteils muß nicht nur frisch angezogen, er muß umgekehrt und nach einer anderen Richtung angezogen werden.«

Schon vor hundert Jahren hat einer, der wie wenige dazu berufen war, Jeremias Gotthelf, in einem Epilog auf die Pestalozzifeiern des Jahres 1846 diesen wahren Sachverhalt konstatiert, der Schule den Mißbrauch von Pestalozzis Namen vorgeworfen und ihr prophetisch die Gefahren ausgemalt, in die sie das Volk, ja den Staat hineinführe. Er schrieb: »Merkwürdigerweise war es nicht das Volk, welches seinen Geburtstag feierte, sondern hauptsächlich die Schule, und wenn man die Schule, die Volksschule besonders (die üblichen Ausnahmen begreiflich vorbehalten), Pestalozzis Streben gegenüberhält, so müssen wir bekennen, es kommt uns vor, als ob das Pestalozzifest nicht ein Dankfest zum Andenken eines großen Siegers, sondern ein pädagogischer Buß- und Bettag hätte sein sollen zum Bekenntnis einer großen Abweichung... Der Geist der Zeit ist ein abgöttischer Geist, der sich selbst zum Götzen macht... Von diesem Geiste ward die Schule ergriffen, sie isolierte oder emanzipierte sich, wie man zu sagen pflegt, ward zum Selbstzweck oder zum eigenen Götzen, wie man sagen könnte... Sie bildete die einzelnen sogenannten Schulfächer ganz unmenschlich aus, oft zehnmal konfuser und trübsinniger als der ärgste Scholastiker oder Dogmatiker die christliche Lehre... Denn das wäre denn doch eine grobe Täuschung, wenn man dafür hielte, die Fortbildung bestände darin, daß man immer schöner schreiben, immer verwikkelter rechnen, immer mehr chinesische Städte und Flüsse kennen, immer kauderwelscher kannengießern lernte; die wahre Fortbildung des erwachsenen Geschlechts besteht im Wachstum in Gnade und Weisheit vor Gott und Menschen.«

Unter dem Eindruck der heutigen Weltereignisse verstehen wir solche Worte besser, als sie vor hundert Jahren verstanden wurden, und in diesem Licht erscheint uns auch das Scheitern von Pestalozzis eigenen Schulgründungen eher als ein Beweis seiner pädagogischen Genialität. Er sah in der Volkserziehung eine ewige, nie befriedigend gelöste Aufgabe. In den Enttäuschungen, die ihm immer wieder alles in Frage stellten, kostete er das Unzulängliche aller Erziehungspraxis, ja den Abfall von seiner Idee voraus, der später im großen geschah. In der Energie und Zuversicht aber, mit der er sich jedesmal wieder erhob, brachte er das Wunder der Erneuerung zustande, von dem jeder Einsichtige heute weiß, daß es geschehen muß, wenn nicht alles verloren sein soll.

Um Pestalozzis Idee der Menschenbildung zu verstehen, muß man sich darüber klar sein, daß sie ihm nicht in einer glücklichen, satten Zeit aufging, wie das spätere neunzehnte Jahrhundert in Westeu-

ropa eine war, sondern in einer Zeit der Krise. Er sah die eurpäische Kultur und das eigene Vaterland von Krebsübeln zerfressen, die unweigerlich das Ende herbeiführen mußten, und er erlebte dieses Ende mit. Die Schrecken der französischen Revolution und der Untergang der Eidgenossenschaft waren ihm notwendige Folgen der öffentlichen und privaten Zustände, deren Anblick ihn aufrieb, lange bevor die Allgemeinheit sie zugeben, geschweige verbessern wollte. Er handelte aus wahrer Verzweiflung und konnte sich und der Welt nur mit einem Glauben helfen, der Berge versetzte. Das Problem der Erziehung wurde von ihm von vornherein im Zusammenhang dieser europäischen Kultukrise aufgefaßt, nicht als eine Angelegenheit der selbstzufriedenen Schulmeisterei.

Sein Berge versetzender Glaube aber bestand in der Überzeugung, daß trotz der allgemeinen Verderbnis noch nicht alles verloren sei, daß es etwas Unverdorbenes gebe, worauf sich eine bessere Welt bauen lasse. Dieses Unverdorbene fand er in der Seele des Kindes. Die Kinder, die er im Elend der Zeit verkommen sah, trugen in seinen Augen noch die Spur des göttlichen Ebenbildes, das in den Erwachsenen fast hoffnungslos zerstört war, und ihnen wollte er helfen, die reinen und guten Menschen zu werden, die sie werden konnten. Dieser einfache Gedanke ist der Kern seiner Pädagogik. Er hängt unmittelbar mit seiner Erschütterung durch die Reinheit des Kindes im Gegensatz zur Fratzenhafigkeit der Zeitkultur zusammen. Er war um eines Kindes willen zu allem imstande und vergaß vor ihm immer wieder alle Theorien. Ein Zeitgenosse erzählt, der Anblick eines Kindes habe Pestalozzi in der heftigsten Erregung augenblicklich beruhigen können.

Foto Gerald Waller

Die Erziehungsmethode, die er »erfand«, ging direkt aus diesem Ergiffensein hervor. Seine ungewöhnliche Begabung als Lehrer bestand darin, daß er dem Kinde keine ihm wesensfremden Begriffe mehr aufzwingen, sondern nur die in ihm liegenden natürlichen Anlagen organisch entwickeln wollte. Er betrachtete die Kinder wie ein Bauer seinen Akker, ein Gärtner seine Pflanzen (diese Gleichnisse braucht er immer wieder), mit einem realistischen Blick für ihre angeborenen Fähigkeiten, also nicht mit der das Kindliche vergötzenden Sentimentalität Rousseaus und jener modernen Pädagogen, die uns das »Jahrhundert des Kindes« prophezeit haben. In der Sonnenwärme dieser verstehenden Liebe wollte er seine Pfleglinge zu glücklichen Menschen machen, die alle ihre Fähigkeiten zu Fertigkeiten ausbilden durften und deshalb mit sich, mit der Welt und Gott in Einklang standen.

Das Vorbild aller solchen Erziehung sah er im Verhältnis des Kindes zur Mutter. Hier vollzog sich offenbar der Prozeß der Menschwerdung und damit der Kulturschöpfung überhaupt am reinsten. Seine Pädagogik bestand in dem Versuch, die bildende Liebe der Mutter, den Segen der Wohnstube auf einen größeren Kinderkreis zu übertragen, und zwar in erster Linie auf solche Kinder, denen die Mutterliebe gefehlt hatte. Die Aufforderung zu diesem Versuch fand er in der Bibel, in den Christusworten über das Himmelreich der Kinder, auf die er sich immer wieder beruft. Dieses Beste, was er wußte, die von Christus gelehrte und von den Müttern gelebte Liebe, konnte er keinem andern beibringen. Sie war in ihm religiös begründet.

Die spezielle Technik des Unterrichts, die er in Burgdorf und Yverdon ausbaute, war nur die praktische Ausführung dieses Gedankens und trotz vieler hervorragender psychologischer Einsichten der vergängliche Bestandteil seines Wirkens. Seine Mitarbeiter stürzten sich nun aber gerade auf diese »Methode« des Buchstabierens und Silbenstechens und machten ihn als ihren Erfinder weltbekannt, während er immer lauter versicherte, daß er keine Methode besitze. Das bewahrte ihn vor der Versuchung, daß er irgendeinen Lehrplan als endgültig ansah. In der Auflösung seiner Anstalten erlebte er immer wieder die Richtigkeit dieses Standpunktes und sah sich gezwungen – wozu kein Schulmeister sich je zwingen läßt –, Fehler zuzugeben, den ganzen Fragenkreis neu zu durchdenken, ja sich selbst zu widerrufen.

Der denkwürdigste Widerruf dieser Art findet sich in seinem letzten Buche, das er »Pestalozzis Schwanengesang« nannte. Hier stellt er in souveräner Linienführung noch einmal seine Theorie der Elementarbildung dar, um dann plötzlich innezuhalten und einen Zweifler fragen zu lassen: »Aber, Pestalozzi, wenn das im ganzen Umfang deiner geäußerten Ansichten wirklich also wäre, wie könnte es möglich sein, daß deine zwanzigjährigen diesfälligen Lebensbestrebungen keinen andern Erfolg gehabt hätten als denjenigen, den du mit uns und wir mit dir vor unsern Augen sehen?« Und er gibt darauf eine Antwort, die nur er geben konnte. Meine Niederlage, erklärt er, ist vollkommen und unleugbar, aber die Schuld liegt einzig und allein an

Zeichnung von Pablo Picasso

meiner Person. Um das zu beweisen, holt er zu einer Geschichte seines Lebens aus, in der er sich als einen heillos verpfuschten, durch die eigene Zwiespältigkeit fehlgeleiteten Menschen hinstellt, der gerade durch seine Irrtümer dazu gebracht worden sei, über wahre Erziehung und Menschlichkeit nachzudenken, aber als Sohn eines verdorbenen Jahrhunderts kein wahrer Mensch und Erzieher habe werden können. Er nimmt also seinen Mißerfolg als die Strafe für seine Schwäche auf sich, er setzt sich die Narrenkappe auf; aber die Gründe, die er gegen sich anführt, verraten eine solche Kenntnis des menschlichen Herzen, daß diese Beichte zu seiner größten Rechtfertigung wird.

Er geht noch weiter: er bringt sich selbst seiner Sache zum Opfer. Er schreibt sich selbst den Verrat an seiner reinsten Absicht zu, weil er nur in der Erziehung armer Kinder sein Werk hätte vollbringen können und vollbringen dürfen, und schwört als ein vom Tod Gezeichneter diesem reinsten Gedanken ewige Treue. Die vorübergehende Blüte seiner Anstalten in Burgdorf und Yverdon nennt er einen »schimmernden Trug«. Alles, was dort äußerlich in Erscheinung getreten sei, stimme nicht mit dem überein, was er sein Leben lang eigentlich gewollt habe, und der Untergang jener Häuser beweise nichts gegen sein wahres Ziel.

Nur wer dieses letzte Wort Pestalozzis über sich selbst verstanden hat, sieht seine Größe als Erzieher. Es gibt auch Auskunft darüber, wie dieser ewig Unfertige, immer wieder zur Bewährung vor dem Leben Gezwungene sich in unsern Tagen verhalten würde. Als ihm der Minister Stapfer die Direktion eines helvetischen Lehrerseminars anbot, lehnte er ab und zog es vor, an die Stätte der ärgsten Not, nach Stans, zu gehen. Sein Geist ist offenbar nicht in unsere stolzen Schulhäuser gebannt, er lebt in den Baracken und Ruinen, in denen die Kinder der Kriegsländer gesammelt werden, überall dort, wo sich Männer und Frauen mit Tränen des Erbarmens zu den ärmsten Opfern der Unmenschlichkeit beugen. Dort, nur dort wäre Pestalozzi heute zu finden, wenn er noch da wäre. So wird auch der Same, den er aussäte, wenn irgendwo, nicht im Bereich der bürgerlichen Sicherheit aufgehen, sondern im Dunkel des unermeßlichen Leidens, von dem die Erde heimgesucht ist.

Das einzige unverfälschte Werk, das dieser Narr einer unvergänglichen Idee hinterließ, sind seine gesammelten Schriften. Auch mit seinen Büchern hat es eine unglückliche Bewandtnis. Sie sind kein lebendiger Besitz der Nachwelt geworden. Die Gründe liegen hier erst recht auf der Hand. Er ist als Schriftsteller im ganzen eine wahre Monstrosität. Diese Bücher sind aller literarischen Schönheit bar, sie beleidigen ästhetisch interessierte Leser auf Schritt und Tritt, weil sie meist in einer hölzernen, oft häßlichen Sprache geschrieben sind. Pestalozzis geschriebene Sprache ist zäh und krumm wie das Holz eines vom Wetter gequälten Baumes; ihren harzigen Duft spürt man erst, wenn man sich geduldig in sie hineinliest. Dann allerdings entdeckt man an ihr eine Schönheit, die einen nicht mehr losläßt, und stößt immer wieder auf Seiten von ganz außerordentlicher Gewalt des Ausdrucks, die ihn als großen Schriftsteller und als einen Geist von seltenem Reichtum legitimieren.

Das Besondere seiner Bücher liegt aber vor allem darin, daß er sich auch schreibend ganz und gar von seiner Erzieherleidenschaft beherrschen läßt und eine rein künstlerische Gestaltung nicht kennt, ja nicht einmal anerkennt. Sein Schreiben ist nur Erziehung mit andern Mitteln, also durch und durch zweckgebunden, tendenziös. So steht es auch mit »Lienhard und Gertrud«, dem im Todesjahr Lessings veröffentlichten »Buch für das Volk«, das er nachträglich zu einem »ABC-Buch der Menschheit«, nämlich zur Utopie eines menschlichen Staates im Kleinen, erweiterte. Er schrieb es nach dem Zusammenbruch des Neuhofs; der erste Teil wurde in wenigen Wochen wie im Traum hingeworfen und machte ihn sofort berühmt. Seine Freunde erwarteten nichts anderes, als daß er nun die Laufbahn des Dichters einschlage. Tatsächlich schien alles dafür zu sprechen, daß dies der tiefere Sinn seiner bisherigen Mißerfolge gewesen sei. Wieviele große Werke der Weltliteratur sind aus der unfreiwilligen Resignation von Täternaturen entstanden! Aber Pestalozzi war zu diesem Verzicht auf das Handeln nicht bereit, und das kennzeichnet ihn wie vielleicht nichts anderes. Er wollte reale Wirkungen sehen und beklagte sich darüber, daß man sein Buch wie einen Roman gelesen und mißverstanden habe.

Der erste Teil von»Lienhard und Gertrud« hat genügt, um seinen Namen auch in der Literaturgeschichte unvergänglich zu machen. Dieses Buch ist ein Unikum, eben dank seiner künstlerischen Naivität. Es schildert in grellen Farben die soziale und moralische Korruption der Welt am Beispiel eines schweizerischen Bauerndorfes. In einzelnen Typen wird gezeigt, welche Kräfte die Gemeinschaft untergraben und welche sie gesund machen könnten. Im Zentrum steht die Gestalt Gertruds, der einfachen Maurersfrau, die mit der Kraft ihrer Mutterliebe ihrem Mann, ihren Kindern und Nachbarn zu einem glücklichen Leben verhilft. Sie ist eine

wahrhaft groß gesehene Figur, eine Verkörperung von Pestalozzis eigener Liebeskraft. Das Bekenntnishafte verrät sich darin, daß er sie – nur sie allein – auf den Höhepunkten der Erzählung geradezu ins Mythische steigert.

»Leser, ich möchte dir ein Bild suchen von dieser Frau, damit sie dir lebhaft vor Augen schwebe und ihr stilles Tun dir immer unvergeßlich bleibe. – Es ist viel, was ich sagen will; aber ich scheue mich nicht, es zu sagen. – So geht die Sonne Gottes vom Morgen bis zum Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte und dein Ohr hört ihren Lauf nicht. Aber bei ihrem Untergang weißt du, daß sie wieder aufsteht und fortwirkt, die Erde zu erwärmen, bis ihre Früchte reif sind. – Leser, es ist viel, was ich sage; aber ich scheue mich nicht, es zu sagen. – Dieses Bild der großen Mutter, die über der Erde brütet, ist das Bild der Gertrud und eines jeden Weibes, das seine Wohnstube zum Heiligtum Gottes erhebt und ob Mann und Kindern den Himmel verdient.«

Diese Gestalt wurde in den gleichen Jahren gedichtet wie Lessings weiser Jude Nathan und Goethes Iphigenie. Sie stellt den gleichen Gedanken dar wie sie – die reine Menschlichkeit –, ist klassisch wie sie und doch weltweit von ihnen entfernt. Sie steht nicht erhaben im Mittelpunkt eines Ideendramas, nicht unnahbar in einem griechischen Tempelhain und vollends nicht in der Musik unerhörter Verse. Sie trägt Erde an den Schuhen und die ganz menschlich verstandene Bibel im Herzen; was ihr an spröder Poesie anhaftet, weist auf die alemannische Sonnenmutter Johann Peter Hebels voraus. Sie ist aus dem Geist der Aufklärung geboren und plagt sich deshalb in der kläglichen Enge einer armen Dorfstube voller Kinder ab, die sie prosaisch im Lesen und Rechnen und Gutsein unterweist. Der Vergleich mit den berühmten klassischen Parallelen macht klar, worin Pestalozzis Schwäche und Größe liegt. Er selbst hat seinen Abstand von Goethe, dem größten zeitgenössischen Vertreter des reinen Dichtertums, selber in die Worte gefaßt: »O Goethe, in deiner Hoheit, ich sehe hinauf von meiner Tiefe, erzittere, schweige und seufze. Deine Kraft ist gleich dem Drang großer Fürsten, die dem Reichsglanz Millionen Volkssegen opfern.«

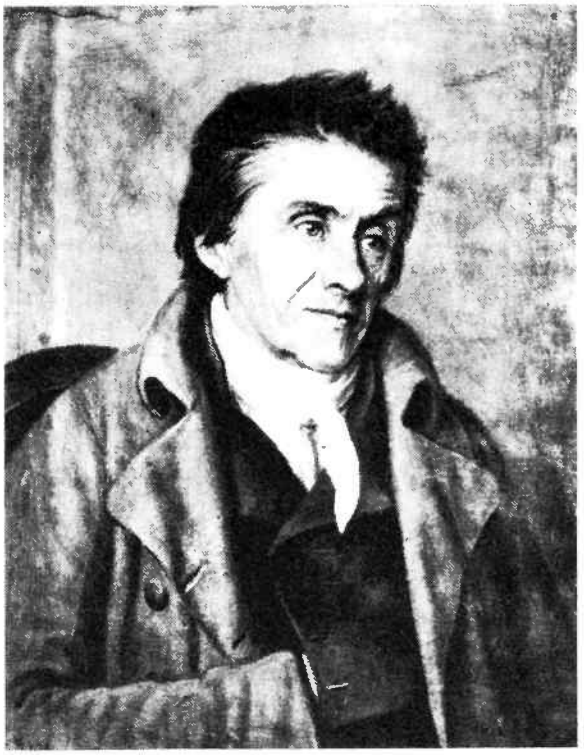
Es ist leicht, diesen Seufzer in der »Abendstunde eines Einsiedlers« als das Eingeständnis der Ahnungslosigkeit vor der hohen Kunst auszulegen. Schwerer ist es, zu begreifen, daß auch diese Einstellung ein unantastbares Recht besitzt. Die sittliche und soziale Auffassung der Kunst erscheint uns heute, nachdem selbst die ästhetische Kultur den Untergang Europas nicht verhindern konnte, in einem andern Licht. Und gerade der Schriftsteller Pestalozzi erfuhr die größte Rechtfertigung, die ein Autor erfahren kann: durch das Auftreten eines Dichters, der sich bedingungslos zu ihm bekannte und das genial vollendete, was ihm vorgeschwebt hatte. Jeremias Gotthelf fühlte sich mit seinem ganzen Schaffen als Schüler Pestalozzis und nahm nicht nur seine volkserzieherische Auffassung der Kunst, sondern auch seinen in der Volkssprache wurzelnden Stil und den von ihm inaugurierten

Jeremias Gotthelf
(4. 10. 1797 — 22. 10. 1854)

bäuerlichen Dorfroman wieder auf. Gotthelf ist nicht denkbar ohne Pestalozzi. Er hat ihn 1826 an der Versammlung der Helvetischen Gesellschaft in Langenthal noch reden hören und von ihm den unauslöschlichen Eindruck empfangen, der seine eigene Kunst bestimmte. Er lebt und webt in seinen Ideen, nicht zuletzt in seiner Verherrlichung des Muttertums, und die »Leiden und Freuden eines Schulmeisters« sind das schönste Denkmal, das Pestalozzi gestiftet wurde.

Ein Denkmal für ihn ist auch Gotthelfs Büchlein über die »Armennot«, das ganz auf dem Boden seines christlichen Sozialismus steht. Darin wird Pestalozzi einer der edelsten Menschen genannt, der von Gott gewürdigt worden sei, den vielleicht schönsten Gedanken der Neuzeit auszusprechen, der aber wie Moses sein Kanaan nicht gesehen habe, sondern in der Wüste gestorben sei. Er habe wie Christus in den Kindern das Heil der Welt erkannt und sich ihnen hingegeben, um aus der Kinderwelt neue Münster und Klöster zu erbauen, in denen sich die Menschheit wieder entsündigen und heiligen könnte. »Und der arme große Mann mußte sich wegdrängen lassen aus seinem Tempel; seine Güte beherrschte seine Idee nicht. Während er eine unaussprechliche Gewalt hatte über kindliche Herzen, wurde ein unaussprechlich Spiel mit ihm getrieben, und wie düstere, dunkle Schatten warfen sich seine Jünger über seinen Namen. Er sollte ein vornehmer Pädagog werden vornehmer Kinder, die gut zahlten, und er hing mit ganzer Seele an armen Kindern ... Diese Liebe ists, was ihn so groß macht, und nicht seine Methode, welche später die, welche die Liebe nicht hatten, so hoch priesen und doch vor dem Veralten nicht schützten, sondern sie in Verruf brachten« ... Die Liebe zu den armen Kindern, schließt Gotthelf, sei die wahre Religion der modernen Zeit, und alles, was für die Kinder getan werde, sei ihre wahre Kirche, Pestalozzi aber der Heilige dieser Kirche. Zu seinen Ehren sollte alle fünf Jahre der Pestalozzitag gefeiert werden, ein Fest der armen Kinder aus der ganzen Schweiz mit ihren Müttern und Vätern, gefeiert auf freiem Felde als ein nationales Dankfest zum Gedenken des

Gemälde von Ramos



Johann Heinrich Pestalozzi

»ersten Mannes, den in letzten Zeiten die Schweiz geboren«.

Das Eintreten Gotthelfs für seinen Lehrer wird freilich die Verächter der »engagierten« Kunst nicht von Pestalozzis Rang als Schriftsteller überzeugen, denn auch Gotthelf ist in ihren Augen ein literarischer Barbar. Er verhöhnte die bloß ästhetische Kunstbegeisterung als Götzendienst und Narretei, eiferte für die Einheit von Kunst und Leben und schrieb so ketzerische Sätze wie: in jedem Menschen sei schöpferische Kraft, und es mache vor Gott keinen Unterschied, ob einer nach bestem Wissen Bücher schreibe oder Bilder male oder Schweine mäste. Jeder sei dazu berufen, das Göttliche in sich sichtbar darzustellen, die Reihe der Gestaltenden beginne nicht erst bei denen, die von den Gebildeten als Künstler bewundert würden. »Ja wahrlich, ich habe in manchem Zaun mehr Geist gefunden als in manchem Buche.« Das kann man als Freibrief für den Dilettantismus abtun, es ist aber auch ein Urteil über den Hochmut des L'art pour l'art, der nicht weiß, wie weit er vom Ursprung der großen Kunst entfernt ist. Denn die Literatur großer Epochen ist ein atmender Organismus, der von den simplen Gelegenheitsprodukten obskurer Schreiber bis zu den erlesenen Werken der Meister alle Stufen des Schrifttums umfaßt und in allen seinen Äußerungen von den Impulsen einer Gesellschaft, einer Nation belebt wird. Solange dieser Organismus atmet, betrachtet sich auch das Genie als eines seiner Glieder. Auch den Meisterwerken der hohen Kunst – Shakespeares Tragödien, Molières Komödien, den Romanen Dickens oder Balzacs – sieht man es an, daß sie zum Ruhm und Nutzen einer Gemeinschaft entstanden und von ihren Energien mitgeformt sind. Erst wenn der Organismus der Literatur zerfällt – oder dort, wo sein Wachstum auf Hindernisse stößt –, schließt sich die Dichtung vom öffentlichen Leben ab, wird zur Sache der Gebildeten, schießlich zum privaten Luxus der Verwöhnten und steigert sich zuletzt in den Händen der Epigonen zu dem Raffinement, das nur noch sich selbst genießt.

Das Bürgertum entwickelte sich schon zu Pestalozzis Zeit in der Richtung dieses Zerfalls, besonders in Deutschland. Seit Luthers deutscher Bibel hatte es in deutscher Sprache kein Buch mehr gegeben, das alle Stände gleichmäßig ergriff und das Schicksal das ganzen Volkes bestimmte. Die deutsche Romantik träumte davon, diese Einheit der Literatur wiederherzustellen, aber nur den Märchen der Brüder Grimm gelang es, den Riß noch einmal zu überbrücken. Die politische Entwicklung Deutschlands sorgte dafür, daß er sich immer mehr vertiefte. Die hohe Dichtung geriet in Widerspruch zur Realität, verlor den Zusammenhang mit der Gegenwart, verschloß sich den vordergründigen Stoffen und Problemen der Zeit und zog sich in eine zeitlose Idealität zurück, in deren dünner Luft sie zum Phantom verblaßte. Der Gegensatz zwischen reiner Dichtung und angewandter Literatur wurde zum verhängnisvollen Merkmal des deutschen literarischen Lebens. Nirgends, auch nicht in Frankreich, dem Mutterland des Artistentums, wurde er zu einem so starren Dogma wie in der geistig verarmten deutschen Bourgeoisie, zu deren Verderben er nicht wenig beitrug. Die vielen originellen Zwischenformen der dem Tag zugewandten Dichtung starben ab, die Literatursprache verflüchtigte sich zum papiernen Jargon der Literaten. Nur in verachteten provinziellen Winkeln lebte noch etwas von der alten Tradition weiter, und in Völkern von ursprünglicherer Kraft traten unter dem Druck der nahenden Katastrophe Gestalten auf, die der Kunst in verzweifeltem Protest ihr kostbares Gewand abrissen und sie wieder an ihre Aufgabe als Helferin der Menschen erinnerten.

Eine solche Gestalt war Tolstoj. Was Pestalozzi mit seiner Absage an den »schimmernden Trug« der Kultur, seinem sozialen Reformerwillen, seiner Hingabe an die Kinder am Ende des achtzehnten Jahrhunderts bedeutete, das bedeutete unter veränderten Vorzeichen Tolstoj am Ende des neunzehnten. Seine Verzweiflung war radikaler, seine Christlichkeit weniger überzeugend, seine Gedankenwelt weniger klar und segensreich, aber die Wucht seines Neinsagens und seine Beschwörungsrufe wirkten auf viele Zeitgenossen ähnlich erschütternd. »Was sollen wir denn tun?« ist das Buch betitelt, in dem er seine Bekehrung durch die Erlebnisse als Volkszähler in den Elendsquartieren Moskaus schildert. »Was ist zu tun? Was ist zu tun?« ruft auch der Offizier Glüphi in »Lienhard und Gertrud« beim Anblick der Not im Dorf Bonnal. Seine Antwort ist einfacher als die des russischen Grafen: »Es muß sein, es muß sein; ich muß mich nicht fragen, ich muß nicht zweifeln, es muß sein, ich muß Schulmeister werden.« Es war die prophetische Antwort am Beginn des Zeitalters, dessen Ende Tolstoj vor sich sah. Er war der erste moderne Dichter, der die soziale Schuld des Künstlers erkannte und aus ihr die Konsequenzen zog, indem er seinen Weltruhm wegwarf und zum Dichter des leidenden Volkes

wurde. Seither ist in weltweitem Ausmaß die dienende, mitleidende und mithandelnde, tendenziöse Dichtung wieder aktuell geworden. Aber hundert Jahre vor Tolstoj bekannte sich Pestalozzi zu derselben Entscheidung, und wenn er auch keine solche Künstlerschaft zu opfern hatte wie der Verfasser der »Anna Karenina«, so handelte er dafür realistischer und konsquenter und besaß wirklich die Reinheit des Herzens, nach der sich Tolstoj verzehrte.

Erst wenn man Pestalozzis Sämtliche Werke aufschlägt, sieht man, wie wenig ihm die Schule Selbstzweck war. Das Pädagogische im engern Sinn macht darin nur einen Bruchteil aus, und am stärksten interessieren heute seine sozial- und staatspolitischen Schriften. Er ist einer der bedeutendsten politischen Schriftsteller seiner hochpolitischen Zeit, der als solcher noch entdeckt werden muß – der Autor, dem mit Schiller, Klopstock und Washington das Ehrenbürgerrecht der französischen Republik verliehen wurde und der als eidgenössischer Abgeordneter zur Konsulta nach Paris reiste. Auch seine politischen Ideen sind in seiner Erziehungsreligion begründet, er kümmert sich als Bürger um das Einmaleins des Völkerglücks wie als Lehrer um das Einmaleins der Kinder. Seine Forderungen sind: größere soziale Gerechtigkeit, reinere Moral, umfassende Erneuerung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse. Er weiß, daß dieses Programm nicht von oben herab, nur aus dem Volk heraus verwirklicht werden kann. Darin ist er Revolutionär, aber nicht im Sinn der Jakobiner, sondern im Sinn der Bergpredigt, von der nach seiner heiligen Überzeugung auch etwas im schweizerischen Bundesbrief enthalten ist. Darum hatte er ja auch eine arme Maurersfrau zur Heldin seines Weltverbesserungsromans gemacht. So wie er nur an das Kind im Menschen glaubt, so glaubt er auch nur an das einfache Volk im Staat, und auch diesem Volk ist nicht von außen, nur aus sich selber zu helfen. »Man muß in Gottes Namen die reine Höhe des menschlichen Herzens beim armen Verlassenen und Elenden suchen«, heißt es in »Lienhard und Gertrud«. Sein ganzes Politisieren ist ein leidenschaftliches Parteinehmen für das Volk, besonders für die Armen, wie sein Erziehen ein Parteinehmen für die Kinder. Deshalb gibt es von ihm keine optimistischen Festreden, keine einzige politische Phrase, nur Anklagen gegen den »Mißbrauch der Menschheit« durch die Mächtigen und Reichen, gegen das bloße »Maulbrauchen« über die Verbesserung der Welt, gegen die Kirche, die nicht mehr das reine Evangelium verkündet. Vor allem die soziale Frage, diese Schicksalsfrage der modernen Zeit, erlebt er mit beispielloser Heftigkeit. Ihm zuerst ist der Arme kein anrüchiges Subjekt und kein literarisches Objekt, sondern ein Bruder gewesen.

Foto Paul Senn

Pestalozzis bedeutendste politische Schrift ist das nach dem Sturz Napoleons veröffentlichte Manifest »An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes«, eine letzte warnende Fackel, die der Alte emporhielt. Hier reckt er sich als Prophet auf und scheint alles Grauen unserer Zeit vorauszuwissen. Er sieht, daß es um Sein oder Nichtsein Europas geht. Der Tyrann liegt am Boden, die Völker bluten wie noch nie, die Regierungen sind hilflos, und es zeichnet sich die Gefahr eines nie erlebten Niedergangs, der Herrschaft der Masse ab, dazu die noch ärgere Möglichkeit, daß niemand die Lehre der Ereignisse versteht und die reaktionären Kräfte versuchen, die Welt, wie wenn nichts geschehen wäre, in den alten »Routineschlendrian« zurückzulenken, der das alles verschuldet hat. In dieser Situation richtet Pestalozzi an die Schweiz und an Europa todernste Worte, die wie eine Flammenschrift sind. Seine heute am meisten zitierten Sätze stammen aus diesem Buche, aber einzelne Sätze deuten seinen Inhalt nur unzureichend an.

»Täusche dich nicht, Vaterland! Es ist heute darum zu tun, ob wir in Wahrheit, ohne Zweideutigkeit und ohne Zweifel bleiben sollen, was wir sind, was wir mit Recht sind und was unsere Väter waren, oder ob wir es nicht bleiben sollen...Es ist heute darum zu tun, ob wir die heiligen Fundamente der Eintracht, ohne welche wir nicht Eidgenossen bleiben können, mit gesetzlicher Weisheit und Kraft in unsrer Mitte gesichert erhalten oder – nicht«

»Täusche dich nicht, Vaterland! die Freiheit wird unsern Kindern so wenig wie eine gebratene Taube ins Maul fliegen, als sie je irgend einem Volk der Erde also gebraten ins Maul geflogen. Einzelnen Glückskindern regnet freilich das Glück zum Dach hinein, Völker und Nationen sind und werden im allgemeinen nie glücklicher, als sie es verdienen. Auch ist deine Stunde, deine heutige heilige Stunde, Vaterland, nicht für die Schauausstellung des *Vollkommenen* geeignet. Wolle Gott, daß sie geeignet sei, das *Bessere* vorzubreiten...So groß dein Glück ist, du kannst es doch noch verscherzen. So groß es ist, so können wir heute doch dahin versinken, daß unsre nächsten Nachkommen in tiefem Gefühl einer unwürdigen, aber von *unserm* Zeitalter her-

beigeführten Erniedrigung Gott bitten müßten: Herr, gib uns wieder *Unglück,* denn unsre Väter haben nicht gewußt, das *Glück,* das du ihnen gabst, wohl zu *benutzen.«*

Hier stehen auch die Sätze: »Ich weiß, wen ich verschmähe, aber ich weiß auch, wen ich anbete. Ich weiß, von wem es heißt, aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir dein Lob bereitet...Ich weiß und ich darf es aussprechen: meine Augen haben das Ziel, nach dem ich strebe, wenn auch noch in weiter Ferne, dennoch erkannt, sie haben es wirklich und in der Wahrheit erkannt. Ich weiß, an was und an wen ich glaube, und im Glauben an ihn, der das zerkleckte Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht, im Glauben an ihn, der nicht will, daß jemand verloren gehe, sonder *alle* das Leben haben, spreche ich das Wort aus: *Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich als durch die Erziehung, als durch die Bildung zur Menschlichkeit, als durch die Menschenbildung!«*

Wenn es wahr ist, daß der eine Sache am besten kennt, der am meisten um sie gelitten hat, dann ist Pestalozzi der größte Lehrer der Demokratie. Er hat um ihre menschliche, politische und soziale Erfüllung gelitten wie kaum ein zweiter. Er macht sich über die Menschen keine Illusionen und läßt sich dennoch von der Sorge um sie nicht abbringen. »Ich habe mein Leben im Wirbel der niedern Stände verloren«, sagt er einmal. »Die Erfahrungen des Volkes sind meine Erfahrungen, seine Gefühle sind meine Gefühle, seine Wahrheit ist meine Wahrheit.« Er machte mit dieser Wahrheit Bankrott, aber er wurde eben dadurch zu einer für die ganze Menschheit verständlichen Figur. Wenn es in der modernen Welt noch einen Heiligen geben könnte, dann wäre es Pestalozzi in seiner totalen Erfolglosigkeit. Die Kräfte, die ihm sein Werk streitig machten, sind immer und überall vorhanden und würden ihm heute das gleiche Schicksal bereiten wie damals. Wer das bezweifelt, weiß nicht, wer er war. Er war nicht der größte aller Schulmeister, sondern der größte Kritiker aller seelenlosen Schulmeisterei. Kein reiner Dichter, aber ein Vorwurf gegen alle reine Formkunst, die nichts zu sagen hat. Kein vollkommener Mensch, aber einer, den wir mehr als je entbehren. Besseres läßt sich von keinem Schriftsteller sagen.

Das Bild dieses Menschen ist absichtslos in die Schriften eingegangen, in denen er sich – an den Tiefpunkten seines Lebens – über die Gründe seiner Niederlagen Rechenschaft gab. Am Anfang steht die »Abendstunde eines Einsiedlers«, ein nach der Liquidation des Neuhofs geschriebenes brennendes Manifest, in das Erinnerungen an die Begleitumstände dieses verunglückten ersten Experiments eingesprengt sind. Zwanzig Jahre später richtete er an Geßner den großen Brief »Über den Aufenthalt in Stanz«, in dem er erzählt, wie er im Auftrag der helvetischen Regierung die Kinder Unterwaldens sammelte und an ihnen die Grundsätze einer »Erfahrungsschule« erprobte. Da sieht man in jene armselige Stube mit dem Gewimmel der Waisen hinein, im Hintergrund den Unverstand der Erwachsenen und in der Mitte dieses Mutterweib in

Mannesgestalt, das zwischen Freude und Trauer über das dort Erlebte schwankt. Jene Tage wurden zur Legende, aber Pestalozzi sieht sie anders; er spricht von Fehlern, die er sich zuschulden kommen ließ. »Auch war ich nichts weniger als immer mir selbst gleich; Du kennst mich, wenn Bosheit und Hohn mich umschweben.«

Das ruhmreichste Experiment, die zwei Jahrzehnte im Schloß vom Yverdon, begleiten die »Reden an mein Haus«, mit denen er die auseinanderstrebenden Glieder seines Instituts zusammenzuhalten versuchte. Er pflegte die Lehrer und Schüler an den hohen Feiertagen, namentlich aber am Neujahr, zu einer Rede zu versammeln, in der er über den gegenwärtigen Stand und das Ziel seines Werkes sprach. Diese Ansprachen sind nur teilweise erhalten und geben nur nebenbei eine Anschauung der Anstalt, da auch sie nicht aus Ruhmredigkeit gehalten wurden. Man sieht ihn darin älter und alt werden und zuletzt zu einer fast geisterhaften Größe emporwachsen. Mitten im lauten Betrieb steht er im Grund allein, gegen eine Welt der Intrigen und Mißverständnisse. Sein einziger Halt ist seine Kraft der Hingabe und des Glaubens an seine Erfahrung. Der Erfolg blendet ihn nicht, in den Rückschlägen klammert er sich an den ursprünglichen Zweck seiner Unternehmung, demütigt sich grenzenlos, wenn es sein muß, gibt seine Irrtümer zu und greift in die eigene Brust, um das Wort des Trostes oder des Dankes zu finden, wenn ihn seine Einfalt wieder einmal betrogen hat und doch das Schlimmste nicht eingetreten ist.

Jede dieser Ansprachen ist auf einen eigenen Ton gestimmt und wandelt einen andern großartigen Gedanken ab. Die Neujahrsrede von 1808 hielt Pestalozzi neben seinem eigenen Sarg, den er in den Saal hatte stellen lassen, um den Unfrieden unter seinen ehrgeizigen Mitarbeitern zu beschwören. Die Neujahrsrede von 1811 ist ein leidenschaftliches Gebet über das Thema der Unsterblichkeit als Leitstern über dem Chaos widriger Zufälle. Die Pfingstrede desselben Jahres greift auf jene Sargszene zurück und geht von der Fiktion aus, daß er als Sterbender zum letztenmal zu den Seinen spreche, um ihnen das Erziehungswerk als eine neue apostolische Sendung ans Herz zu legen. Die Neujahrsrede

von 1815 handelt von der Vergänglichkeit und bringt aufgewühlte Eingeständnisse der Schwäche, des Verzagens und der Schuld. Am Neujahrstag 1817 sieht er nicht nur auf ein abgelaufenes Jahr, sondern auf sein ganzes Leben zurück; dieser wie mit geschlossenen Augen gesprochene Monolog gipfelt im Sehnsuchtsruf nach der Anstalt für arme Kinder statt des Hauses für die Kinder der Reichen aus ganz Europa. die Geburtstagsrede von 1818 mit ihren greisenhaft abstrakten, verschachtelten Sätzen tönt schon wie aus einer andern Welt herüber. Sie holt zu einer vernichtenden Kritik des ganzen Zeitalters und seines Schulwesens aus, das Problem der Erziehung erweitert sich zum Bild einer weltumspannenden Krise. Der Alte hält noch einmal Gerichtstag über sich selbst und offenbart eine Menschlichkeit, die nichts beschönigt und alles verzeiht. Als Leitmotiv kehrt in diesen Reden das »Haus« wieder, das er in Yverdon endlich gegründet zu haben glaubte. Er spricht es wie ein lebendiges Wesen an; es ist ihm kein bloß menschliches Werk, er lehnt es ausdrücklich ab, die Verantwortung dafür allein zu tragen, und sieht in den rettenden Fügungen der einzelnen Jahre den Beweis dafür, daß Gott selbst sich seiner Sache angenommen habe. Aber sein frommer Glaube ist weit von aller pfäffischen Überheblichkeit entfernt. Gerade in diesen Worten seiner Zuversicht tritt sein Mangel an Stolz am ergreifendsten hervor.

In der Geburtstagsrede von 1818 gab er die Stiftung einer Anstalt für arme Kinder bekannt, die der immer noch unerfüllte Traum seines Lebens war, und stellte für sie die Einnahmen aus seinen Sämtlichen Werken zur Verfügung. Der Verleger Cotta hatte sich bereit erklärt, diese Gesamtausgabe zu übernehmen und einen Vorschuß auf sie zu leisten. Im Herbst 1818 konnte Pestalozzi die Armenanstalt in Clindy bei Yverdon eröffnen, doch auch sie wurde ihrem Zweck bald entfremdet und beschleunigte nur den Zerfall seines Lebenswerks. Nach einigen Jahren mußte er folgende öffentliche Erklärung drucken lassen: »Ich sehe mich genötigt, meine projektierte Stiftung, von der ich mir so viel Segen versprach, als völlig vereitelt und mich als gänzlich unfähig zu erklären, die Verpflichtungen, die ich diesfalls über mich genommen, wirklich erfüllen zu können.« Der von allen Verlassene, ins Unrecht Versetzte kehrte auf den Neuhof zurück, von dem er ausgegangen war und wo jetzt ein kleiner Neubau für die Armenanstalt bereit stand.

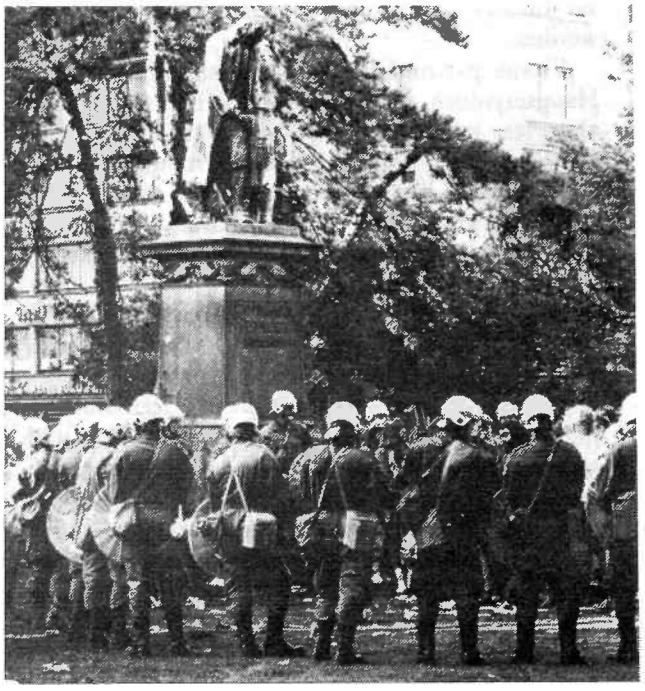


Foto Christoph Egle

Als Achtzigjähriger schrieb er dort »Pestalozzis Schwanengesang«, in dem er Abschied nehmend noch einmal seine Grundgedanken darlegt, in der Mitte jedoch innehält und jene Frage stellt, warum er denn mit ihnen einen solchen Schiffbruch erlitten habe. Um seine Antwort ‚darauf, daß die ganze Schuld ihn allein treffe, glaubhaft zu machen, schiebt er die Erzählung seines Lebens ein, mit der er seine Person preisgibt, um seine Idee zu retten. Es ist seine umfassendste Selbstdarstellung, ein literarisches Unikum, weil er darin sein Leben als gänzlich verfehlt, sich selbst als Produkt einer falschen Erziehung, als Sohn einer verkommenen Zeit und Träger eines schlechten Erbes bloßstellt. Schon in seinen Vorfahren findet er seinen fatal aus guten und schlechten Eigenschaften gemischten Charakter vorgebildet, schon in den Anekdoten aus seiner Kindheit zeichnet sich die unselige Anlage ab, die ihn scheitern ließ, und der Unterricht, den er im Zürich Bodmers und Steinbrüchels genoß, verstärkte seine Weltfremdheit ebenso verhängnisvoll wie die Lektüre von Rousseaus »Emile«. Charakter und Erziehung wirkten zusammen, um aus ihm eine Mißgestalt zu machen, die zum Kampf gegen die Verkehrtheit der Zeit gezwungen wurde. Doch als ihr Opfer sei er dazu nicht tauglich gewesen, das habe jedermann gesehen, nur er selbst nicht. Alle seine Schritte und Mißerfolge erklärten sich daraus, die »Gewalt des Stroms meines Lebens« habe ihn dahin und dorthin fortgerissen und ihn notwendig in den Ruin aller seiner Pläne führen müssen.

Der »Schwanengesang« ist eine der ersten modernen Autobiographien, deren Verfasser sich nicht mehr auf eine innere oder göttliche Stimme beruft und sich durch die Resultate seines Tuns gerechtfertigt weiß, sondern seine Entwicklung psychologisch und soziologisch deutet und ihren tieferen Sinn in ihrem negativen Verlauf erblickt. Pestalozzi heißt hier alles Unglück gut, das dazu beitrug, ihn zu der Erkenntnis zu führen, daß der größte Lehrer das Leben sei. »Ich erkenne mit innerer Erhebung meines Herzens, weniger Widerwärtigkeiten und ein glücklicheres Schicksal hätten diese Flamme, die meinen ursprünglichen Bestrebungen zum Grund liegt, nicht in diesem Grad lebendig erhalten.«

In seinen letzten Lebenstagen erschien aus dem Lager seiner Feinde eine Schmähschrift, in der er als verkommener Betrüger oder ein Narr beschimpft wurde. Er setzte sich noch einmal hin, um darauf zu antworten, schrieb Tag und Nacht, vergaß aber vor Erregung immer wieder, die Feder einzutunken, so daß die von ihm zitternd beschriebenen Blätter auf weite Strecken weiß blieben. Auch seine flehentliche Bitte an den Arzt, ihm noch sechs Wochen zu versprechen, damit er seine Schande auslöschen könne, wurde nicht erfüllt.

Dagfinn Grønoset

Anna oder Das Gute wird mir immer deutlicher

1972 erschien in Norwegen das Buch ANNA I ØDEMARKA („Anna in der Oedmark") des Journalisten Grønoset, der die 82jährige Frau auf Haugsetvolden aufgesucht und dem sie ihre Geschichte erzählt hat. Bis Anna auf den Oedhof kam, hatte sie, von Kindheit auf an große Armut gewöhnt, nie ein Zuhause gehabt. Ein siebenjähriges, ungemein hartes Wanderleben zusammen mit ihrem Mann, dem rastlosen Vagabunden Lang-Karl, lag hinter ihr. Mittellos hatten die beiden, auch im Winter bei 30 und mehr Kältegraden, die einsamen Täler Norwegens durchstreift, und Anna war dabei oft dem Erfrierungs- oder Erschöpfungstod nahe gewesen. Ihr Mann trank und kümmerte sich kaum um sie. — Die Erzählung setzt zu einem Zeitpunkt ein, da Anna, ausgehungert und todmüde, den Lebensmut aufgeben wollte. — Unser Text bringt Auszüge aus der vergriffenen deutschen Ausgabe des Buches, in der Übersetzung von Ingeborg Horn. *© beim Autor und dem Verlag H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard), Oslo, denen wir für die freundlich erteilte Abdruckgenehmigung danken.*

Lang-Karl und ich hatten so einige Tage in der Hütte gehaust, als zwei Männer mit einem Pferd angefahren kamen und draußen hielten. Es waren der alte Jo Haugsetvolden und sein Sohn Johan. Sie hatten Pferdemist von den Hütten in der Nähe geholt. Ich sah den Männern deutlich an, daß sie erstaunt waren, in der Hütte Menschen vorzufinden. Sie schienen auch gleich zu sehen, wie schlecht es um uns stand. Als Jo Haugsetvolden wieder zum Pferd hinauswollte, drehte er sich plötzlich um, sah mich lange und bestimmt an und sagte: Morgen kommst du zu mir.

Das war ein entscheidender Augenblick. Ich wiederholte die Worte in mir. Jetzt mußte es sein — oder nie.

Und am Tag danach, am 30. April 1928, watete ich über das Eis, die sieben Kilometer bis hin nach Haugsetvolden. Wasser und Eismatsch stiegen mir bis an die Knie, und plötzlich brach ich durch. Die Lumpen, die ich am Leibe hatte, rissen in den letzten Nähten. Taumelnd und entkräftet kam ich ans Ufer. Arm und verkommen kam ich mir vor an dem Tag, als ich auf Haugsetvolden ankam. Meine Hände, noch zerschunden vom Holzfällen im Rendal, waren vom Eiswasser dick aufgeschwollen. Und es nagte an mir, daß ich Lang-Karl nicht losgeworden war. Er folgte mir bis nach Haugsetvolden und blieb.

Auf Haugsetvolden lebten damals Jo Haugsetvolden und seine Frau Tyri, der Sohn Johan und ein Halbbruder von Jo, den wir Gammel-Johan — den alten Johan — nannten. Er wohnte allein in einer Fischerhütte unten am Ufer. Die ersten Tage saß ich oft in der altmodischen Stube auf Haugsetvolden und betrachtete die Leute, die hier wohnten. Jo war ein großer und starker Mann. Er sah streng aus. Sicher war er ein Mann, der viel von sich selbst und von anderen verlangte. Tyri war alt und klein und von der schweren Arbeit in der Ödmark gezeichnet. Sie ging vornübergebeugt, mit dem Kopf fast unten an den Knien. Sie hatte ein Kleid aus Sackleinen an und wackelte immer mit dem Kopf, wenn sie aufschaute. Sie sah mürrisch drein. Ich fürchtete mich vor ihr. Das Essen warf sie mir zu wie einem Hund. Das war wohl so ihre Art; aber es wollte mir dann nicht schmecken. Wahrscheinlich hatte ich ihrer Meinung nach nicht genug getan, auch wenn ich mich gleich am ersten Tag schon an die Schwerarbeit heranmachte. Mir grauste vor jedem Bissen, der mir so zugeworfen wurde.

Ich konnte mich hier nicht heimisch fühlen. Alles war so anders, als ich es gewohnt gewesen war. Ich war ja keineswegs verwöhnt, aber von Kindheit an hatte ich Geborgenheit gesucht und konnte mir nicht recht vorstellen, daß ich mich gerade hier niederlassen sollte. Im Haus war es immer kalt. Für vier Menschen gab es nur zwei Räume; es war unordentlich, ärmlich und unsauber. Trotz allem aber hoffte ich doch, auf Haugsetvolden bleiben zu können. Auf die Straße wollte ich nicht mehr. Ich hatte mir vorgenommen, mit dem Landstreicherdasein ein für allemal Schluß zu machen. Schlimmer als auf der Landstraße konnte es auch hier nicht werden.

Es sah gar nicht danach aus, als ob Lang-Karl Haugsetvolden verlassen würde. Ich wußte jetzt aber, was ich wollte. Schaffen würde ich es schon, um jeden Preis. Und Lang-Karl verstand, daß ich es ernst meinte, als ich ihm sagte: Ich werde nicht länger mit dir gehen. Deinetwegen habe ich schon genug gelitten. Ich will dich nicht mehr sehen. Ich bleibe auf Haugsetvolden.

Bald danach forderte Jo Haugsetvolden den Lang-Karl auf, zu verschwinden. Ich stand etwas abseits und hörte das. Wenn ich auch so manches von Lang-Karl gewöhnt war, diese letzten Stunden mit ihm wurden für mich die schlimmsten und schwersten von allen. Ich hatte nie geträumt, daß jemand so bis zum letzten Augenblick ausgenutzt werden könnte, wie ich es mir gefallen lassen mußte. Ich stand da und hörte zu, wie Lang-Karl mich nach Haugsetvolden verkaufte. Er wurde mit Jo handelseinig, und ich sah, wie Jo ihm dreihundert Kronen in die Hand zählte. Immer, wenn ich etwas besaß, hatte Lang-Karl es mir weggenommen, und zum

Dank dafür verkaufte er mich wie eine Sklavin.

Früh am nächsten Morgen zog Lang-Karl fort. Das Eis war über Nacht aufgegangen, und Johan ruderte ihn nach Fjerdingshaugen.

Ich stand am Fenster und sah Lang-Karl am Nordende des Sees verschwinden. Das war das Ende meiner Lebensgeschichte mit ihm.

In meiner ersten Zeit auf Haugsetvolden wollte ich schon beinahe aufgeben. Sehr bald ging mir auf, daß ich hier Pferd und Mann und Frau zugleich sein sollte — man verlangte mehr von mir, als meine Kräfte hergaben. Und daß Tyri mir das Essen einfach hinwarf, war auch kaum zu ertragen. Ich brachte es einfach nicht herunter, solange sie im Zimmer war.

Eines Tages, als ich so richtig mutlos und niedergeschlagen war, warf ich mich in meiner Verzweiflung neben dem Stabbur, dem alten, auf Pfosten stehenden Proviantspeicher von Haugsetvolden, zu Boden. Ich war völlig am Ende und wußte nicht mehr, wozu ich noch leben sollte. Ich krallte die Finger in die Erde und verbarg das Gesicht im Gras. Und dann schien mir, als hätte die Erde geantwortet.

Ich faltete die Hände. Ich betete. Ich legte mich auf den Rücken, sah in den Himmel hinein und fragte laut: Was soll ich tun, wohin soll ich nur? Es war Gebet und Anklage zugleich. Da glaubte ich eine Stimme zu hören: Hier sollst du bleiben, hier auf Haugsetvolden. Hier brauchen dich die Menschen. Ohne deine Hilfe werden die Leute von Haugsetvolden mit dem Leben in der Ödmark nicht fertig. Hier ist deine Aufgabe, Anna. Und ganz deutlich hörte ich die Worte: Geh hin und tue, was in den Gesetzen Gottes geschrieben steht...

Von diesem Augenblick an zweifelte ich nicht mehr daran, daß ich mein Leben auf Haugsetvolden und in der Ödmark beschließen würde. Alles war jetzt richtig, mein Weg lag klar vor mir.

Auf Haugsetvolden mußte Anna jede Art von Arbeit verrichten. Nie wurde darauf Rücksicht genommen, daß sie eine Frau war, und nie wurde danach gefragt, ob sie auch die Kräfte dazu hatte. Die Leute, die die Verhältnisse auf Haugsetvolden damals kannten, pflegten zu sagen: Jo sorgt sich mehr um das Pferd als um die Anna — Anna muß die Arbeit tun, die er dem Pferd nicht zumuten will.

Anna dachte nie daran, ihre Kräfte zu schonen. Sie wußte jetzt, daß ihre Hilfe über Sein oder Nichtsein der Leute auf Haugsetvolden entschied. Und sie sagte sich immer wieder, daß, wer nicht in der Lage ist, auch nur einem einzigen Menschen zu helfen, noch viel ärmer sein müßte. Die wirkliche, leere Armut, die sie in der Holzfällerhütte im Rendal und der Fischerhütte am Fjerdingshaugen fast zerbrochen hätte, war nur noch eine böse Erinnerung. Sie meinte, erst das Helfenkönnen mache ein Leben sinnvoll.

Mir fiel auch einiges ein, was ich über meine eigene Mutter gehört hatte. Sie war nicht kräftig genug gewesen, mir die Brust zu geben, als ich zur Welt kam, daher schmierte sie sich Ruß auf die Brustwarzen, damit ich aufhören sollte zu saugen. Wenn ich daran dachte, fiel es mir nicht mehr schwer, still zu sein.

Um Johanni zogen wir zum Seter hinauf. Er lag zwölf Kilometer von Haugsetvolden entfernt. Tagsüber blieb ich mit den Tieren im Wald und auf den Bergen. Ich hatte immer einen großen Sack Flicken auf dem Rücken, jede freie Stunde mußte ausgenutzt werden. Beim Gehen waren die Stricknadeln im Gange — ich strickte Strümpfe, Fäustlinge, Jacken und Halstücher für Jo und Johan. Wenn ich saß, flickte ich alte, zerrissene Kleider. Tyri schickte mir Essen herauf. Es war so wenig, daß ich abends halbverhungert wieder zur Seterhütte zurückkam. Aber bevor ich zum Essen an den Tisch durfte, mußte ich die Kühe gemolken und für die Nacht versorgt haben.

Das Viehhüten gab eine besondere Stimmung, wenn es auch oft langweilig war. Manchmal überkam mich ein Gefühl der Einsamkeit, fast eine Art Angst. Die Natur um mich herum erschien mir so gewaltig, so unfaßbar. Ich hatte nichts, woran ich mich halten konnte. Nur die Tiere waren da. Mit ihnen aber erlebte ich oft einen unerklärlichen, engen Kontakt. Oft legte ich meinen Kopf in die Halsgrube einer Kuh. Dann fühlte ich mich warm und geborgen. Und es schien, als hätten wir vieles gemeinsam, die Tiere und ich.

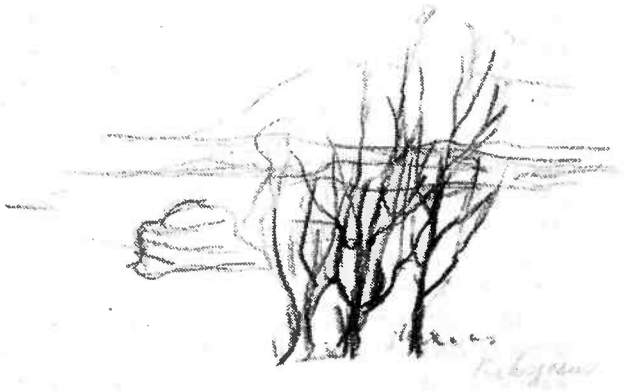
Daß die Arbeit schwer war, machte mir nichts aus. Ich liebte die Sommernächte und freute mich darüber, allein auf dem Seter zu sein. Die Sommernächte hatten einen ganz besonderen Zauber, einen schönen Duft, viele geheimnisvolle Geräusche, die mich neugierig machten, und ringsherum war reges Leben. Die Vögel umflatterten mich und waren genauso emsig wie ich selber.

Ich lächelte vor mich hin, wenn ich sah, wie die kleinen Vögel so eifrig dabei ware, für sich und die Ihren zu sorgen. Du bist auch so eine Art Vogel, Anna, dachte ich — hast ja auch die Deinen, für die du sorgen mußt.

Besonders gern verglich ich mich mit dem Specht. Und dann kam es vor, daß ich im Gras auf dem Seterhang saß, den Rechen über dem Schoß, und etwas von neuem erlebte, was Mutter mir einmal erzählt hatte, als ich klein war.

Als Jesus auf der Erde wandelte, kam er hungrig zu einer Frau, die saß und backte Brot. Die Frau hieß Gertrud. Sie hatte ein rotes Kopftuch. Jesus bat um ein Stück Brot. Die Frau nahm ein bißchen Teig, und es wurde zu einem großen Laib. Sie nahm immer kleine Teigstücke, und die Brote wurden größer und größer. Aber sie gab Jesus nicht einmal den kleinsten Krümel. Da sagte Jesus: Weil du mir kein Stück Brot gegönnt hast, sollst du ein Vogel werden, der sein Brot zwischen Rinde und Holz suchen muß. Und Wasser sollst du nur bekommen, wenn es regnet. In diesem Augenblick flog ein Vogel durch den Schornstein hinaus, ein Vogel mit roter Haube — der Specht, den wir den Gertrudsvogel nennen. Als Mutter mir die Geschichte erzählte, verstand ich nicht viel davon, aber jetzt begriff ich alles: Du sollst deine Habe mit anderen teilen. Und das einzige, was ich besaß, waren meine Hände. Die wollte ich gebrauchen, um den Leuten auf Haugsetvolden zu helfen.

Herbst und Winter waren für alle auf Haugsetvolden schwere Zeiten. Besonders für mich, weil ich



der alten Tyri morgens und abends bei der Hausarbeit zur Hand gehen und tagsüber mit Jo und Johan Männerarbeit leisten mußte. Spät im Oktober und bis weit in den November hinein war ich als letzte noch immer in den Bergen, auf Svalasen und im Svalskaret; ich sammelte dort Moos zu großen Fuhren. Eine solche Fuhre wog etwa dreihundert Kilo; meist brachte ich es auf acht bis zehn Fuhren am Tag.

Zum Moossammeln benutzte ich eine gewöhnliche Heugabel. Das Moos trug ich in einem Korb auf dem Rücken und kippte es dorthin, wo wir eine Unterlage für die Fuhre vorbereitet hatten. Den ganzen Winter über war ich mit dabei, wenn die Moosfuhren von den Bergen heruntergefahren wurden. Ein solcher Transport mußte besonders vorbereitet werden. Einige Tage vorher hatte ich die Schneeschuhe genommen und war auf Skiern losgezogen. Die Moordecke mußte ich immer allein feststampfen, und ich stampfte, bis das Wasser über den Schnee stieg und mir in die Schuhe lief. Manchmal wurde mir dabei ganz schwarz vor Augen, aber ich wußte, es mußte gemacht werden — für die Menschen und Tiere auf Haugsetvolden bedeutete es Sein oder Nichtsein. Wenn dann die Kälte kam, wurde der Weg über die Moore, den ich gestampft hatte, befahrbar. Und dann fühlte ich mich immer sehr froh.

Setzte das Schneewetter ein, kamen für uns die härtesten Tage. Manchmal war der Schnee so tief, daß wir nur den Rücken des Pferdes sehen konnten. Und oft mußte ich mit der Axt nach vorn gehen, um Stümpfe wegzuhauen, die den Weg versperrten. Oft blieb das Pferd in den Schneewehen stecken, entkräftet und triefend von Schnee und Schweiß. Dann nahm ich den Spaten und schaufelte den Schnee weg, damit das Pferd die Füße wieder frei bekam und festen Halt finden konnte. Bald aber war es wieder soweit — das Pferd saß mit der schweren Moosfuhre fest, oder es fiel ganz einfach um, und ich mußte den Schnee ringsum wegschippen, bis es sich wieder aufrappeln konnte. Dabei dachte ich immer daran, daß das Pferd es noch schwerer hatte als ich. Und das half mir. Wer Tiere mag und ein Pferd als Arbeitskameraden hat, kann selbst sehr zäh und ausdauernd werden, besonders, wenn es um Leben und Tod geht. Wäre es für mein eigenes Kind gewesen, ich hätte nicht fester zupacken können, als ich es für das Pferd tat. Wir waren beide in Not und Gefahr. Und wenn es mal besonders schlimm aussah, dann mußte ich immer daran denken, wie es dem Hallstein Nyvoll von Narbuvoll ergangen war. Eines Winters war er allein in die Berge gefahren, die Moosfuhre überrollte ihn, und er wurde tot aufgefunden. Sein Pferd stand traurig daneben und fror im tiefen Schnee.

Auch wenn mir die Berge noch so vertraut waren, konnte ich mitunter an der eingeschlagenen Richtung unsicher werden. Ganz plötzlich konnte Schnee kommen und die Landschaft verändern. Auch konnte ein Unwetter heraufziehen, während Blakken und ich über die Berge zu den Moosstellen fuhren. An Umkehr war dann nicht zu denken. Auf Haugsetvolden hätte man das ungnädig vermerkt. An solchen Tagen war es gut, die Axt dabei zu haben. Ich hackte Wegmarkierungen in die Bäume, um den Heimweg nicht zu verfehlen. Und oft war ich glücklich über die weißen Male an den Baumstämmen; wenn Blakken und ich im Halbdunkel wieder heimwärts zogen, gaben sie mir Sicherheit.

Naß und zerzaust wie eine Krähe kam ich von den Moosbergen zurück und führte Blakken in den Stall. Hatte ich das Pferd abgestellt, fühlte ich mich gleich einsamer. Das Pferd war das einzige Lebewesen, auf das ich mich verlassen konnte. Aber in diesen Augenblicken fühlte ich mich auch beschenkt. Mir war, als wollte mir jemand eine Freude bereiten: ich freute mich wirklich über jeden Ballen Moos, den ich den Tieren geben konnte. Es schien mir wie ein Segen, das Moos gesammelt und eingefahren zu haben, es bedeutete so viel für die armen Tiere, die im einfachen Stall auf Haugsetvolden in ihren Verschlägen angekettet standen. Und noch etwas: ich habe nie eine behaglichere Wärme gespürt als bei den Kühen; sie strömte durch meine nassen, schweren Kleiderfetzen bis an den Körper. Wenn ich mit der Stallarbeit fertig war und die Tür schloß, wußte ich, daß ich einen guten, sinnvollen Tag hinter mir hatte.

An einem bitterkalten Wintertag, um die Weihnachtszeit, war ich gerade beim Abwaschen. Der Frost krachte in den Bohlenwänden, und jedesmal wenn Tyri oder Jo durch die Tür gingen, drang eine Wolke von Kälte und Dampf mit in die Stube. Johan war mit dem Pferd zum Ormuttusee gezogen, um Holz anzufahren. Beide taten mir leid — Johan und das Pferd —, als sie hinausmußten. Es klirrte nur so unter den Schlittenkufen, und der Dampf stand dem Pferd ums Maul, als sie durch die Zaunlücke nach Westen zogen.

Plötzlich schraken wir zusammen. Johan kam herangestürzt, riß die Tür auf und taumelte bereift und verstört in die Stube. Das Pferd ist im Eis eingebrochen, rief er, jetzt ist's aus mit uns auf Haugsetvolden.

Ich wußte, was zu tun war. Ich packte eine Axt und lief, so schnell ich konnte, die zwei Kilometer von Haugsetvolden zum Ormuttusee. Ich war schon eine Weile dort, als Johan atemlos und aufgeregt ankam. Er hatte allein gekämpft, so gut er konnte, das Pferd war ein Stück vom Ufer eingebrochen und

stand jetzt so tief im Wasser, daß nur noch der Rücken zu sehen war. Ich versuchte, die Vorderbeine auf die Eiskante zu bekommen, aber immer, wenn ich sie gerade oben hatte, zog Blakken sie wieder zurück. Dann bekam ich die Sielen zu fassen und zog mit aller Kraft. Aber nichts half. Wir waren ganz verzweifelt, Johan und ich. Aber das Pferd stand merkwürdig still in dem eiskalten Seewasser.

Ich laufe schnell nach Sömadalen und hole Hilfe, sagte ich zu Johan. Du mußt hier allein zurechtkommen, so gut es geht.

Im Sturmschritt lief ich an jenem Wintertag die ganze Strecke nach Sömadalen, um Hilfe zu holen. Erst um elf Uhr abends bekam die Hilfsmannschaft Blakken aus dem See heraus. Es gelang, das Pferd seitlings auf das Eis zu ziehen, und Johan und ich und alle anderen atmeten erleichtert auf.

Aber wieder erschraken wir: das Pferd lag ganz still auf dem Eis und gab kein Lebenszeichen von sich. So war also alles umsonst gewesen, und wir auf Haugsetvolden waren ein gut Teil ärmer als vorher. Aber Martin Langsjöen von Sömadalen wollte nicht aufgeben. Das Pferd durfte nicht steif werden, es brauchte Wärme und mußte abgerieben werden. Wir hatten schon alle Hoffnungen aufgegeben, da kam die große Überraschung: Blakken erhob sich auf dem Eis und taumelte an Land. Johan und ich hatten noch lange an den Nachwirkungen zu leiden. Durch das stundenlange Hantieren im Eiswasser bekamen wir große Blasen an den Händen. Wir hatten schwere Erfrierungen, und die Fäustlinge, die wir anhatten, waren steif wie Baumrinde. Johans Hände wurden nach diesem Ereignis nie mehr richtig gesund. Ich hatte Gummistiefel angebabt, die waren voll Wasser, und noch lange danach hatte ich kein Gefühl in den Füßen. Doch darüber sprachen wir nie auf Haugsetvolden.

Ole-Johan auf Haufsetvolden war ein Halbbruder von Jo. Alle nannten ihn nur Gammel-Johan. Er war wohl der sonderbarste Bergbauer in den Österdalsbergen. Irgendwie paßte er nicht zu den anderen Leuten auf Haugsetvolden. 1902 hatte er sich die Fischereirechte für den See gekauft und sich eine kleine Fischerhütte am Ufer gebaut. Dort lebte er sein ganzes Leben lang allein in einem unbeschreiblich schmutzigen kleinen Raum. Ein Bett, ein Ofen, ein kleiner Tisch und ein Schrank, das war das wichtigste Inventar. Auf dem Ofen stand immer der Kaffeekessel, und in zwei Ritzen in der Hüttenwand steckten ein Löffel und ein Messer. Schwere Fischernetze hingen an groben hölzernen Pflöcken, und in der Ecke stand eine halbverrostete Nähmaschine. Die Fenster waren klein und blind vor Schmutz, auf den Fensterbrettern lagen haufenweise tote Fliegen; der ganze Raum war von grauem Dämmerlicht erfüllt. Gammel-Johan war ein Mann, der sich immer zu helfen wußte. Nichts konnte ihn aus der Fassung bringen. Er wußte das Leben in der Ödmark um Haugsetvolden und am Istersee zu meistern.

An Gammel-Johan war nicht so leicht heranzukommen. Fremden, die in seine Nähe kamen, begegnete er mit Mißtrauen. Er ging seine eigenen Wege, und dabei wollter er allein sein. Er wollte sein Boot vom Land schieben und seine Netze auslegen können, ohne daß ihm andere dabei zusahen. Gammel-Johan verstand sich als Teil der Natur, die ihn umgab; Störungen vertrug er nicht. Er lebte auf seine eigene Art und duldete nichts Fremdes um sich.

Trotzdem gelang es mir, Gammel-Johans Vertrauen zu gewinnen. Er ließ mich sogar in seine Hütte, und ich versuchte dann immer, ihm ein wenig zur Hand zu gehen, auch wenn ich schon im voraus wußte, daß er es nicht zuließ.

1936, in seinem letzten Lebensjahr, war Gammel-Johan auf Hilfe und Pflege angewiesen. Aber er ließ niemanden zu sich hinein außer mir. Er wollte in der Unordnung und in dem Schmutz bleiben, wie er es gewohnt war. Er hatte in Röros Geld auf der Bank, und als ich einmal in die Bergstadt fuhr, bat er mich, etwas für ihn mitzubringen. Der Betrag war so klein, daß ich es wagte, einen Hunderter mehr abzuheben. Das Geld würde Gammel-Johan schon brauchen, so schwächlich, wie er nun geworden war. Wir fuhren selten genug zur Bank. Aber Gammel-Johan war es durchaus nicht recht, daß ich mehr Geld abgehoben hatte, als mir aufgetragen war. Wie er es sah, hatte ich eigenmächtig gehandelt, und er mußte es wieder in Ordnung bringen. Den Hundertkronenschein wollte er keinesfalls in der Hütte haben.

Ein paar Tage danach sah ich Gammel-Johan in der Abenddämmerung — im langen Rock und mit Sacktuchstreifen um Hals und Beine. Er wankte den Hang hinauf, an Haugsetvolden vorbei, und verschwand zwischen den Kieferstämmen im Westen; er hatte sich entschlossen, die vierzig bis fünfzig Kilometer über den Berg nach Rendalen zu gehen, um seinen Hunderter dort bei der Bank einzuzahlen.

Aber Gammel-Johan kam nicht weiter als bis nach Brenna, vier Kilometer von Haugsetvolden. Weiter reichten seine Kräfte nicht. Er war so erschöpft, daß er nicht einmal Kraft genug hatte, nach Hause in seine Hütte zu kommen. Gammel-Johan machte sich ein kleines Feuer; er legte zwei Stämme auf die Erde, fand Kleinholz zum Anmachen und legte einen dritten Stamm darüber. Da lag

er die ganze Nacht, dicht am Feuer, am Fuß einer dicken Kiefer.

Am Tag danach kam Gammel-Johan bei seiner Hütte am Istersee an. Er ging auf Strümpfen; nachts am Feuer hatter er die Schuhe ausgezogen, und sie waren ihm verbrannt. Morgens standen sie wie schwarze Rindenstücke neben den Glutresten.

Neue Schuhe brauchte Gammel-Johan nicht mehr. Die Krankheit hatte ihn gepackt, es ging offensichtlich abwärts mit ihm. Doktor und Pastor kamen, um ihre Hilfe anzubieten und ihn aus dem Schweinestall herauszubekommen, in dem er lebte. Aber Gammel-Johan bat sie nur, ihrer Wege zu gehen — bis hierher habe er es nun einmal geschafft, und mit dem Tod werde er auch schon fertig werden. Und wenn alle Stricke rissen, würde ich schon bis zuletzt bei ihm sitzen. Das hatte ich Gammel-Johan versprochen.

Die drei letzten Tage, die Gammel-Johan lebte, war ich bei ihm in der Fischerhütte. Er hatte schreckliche Schmerzen, schrie manchmal ganz laut und warf sich im Bett hin und her. Er war jetzt schon ziemlich entkräftet.

Als es ihm einmal etwas besser ging, sagte er leise: Du sollst mir vorlesen und vorsingen, Anna.

Da verstand ich, daß Gammel-Johan jetzt ernsthaft an seine letzte Reise dachte. Singen konnte ich nicht, aber vorlesen wollte ich ihm. Sicher wünschte er sich etwas aus der Bibel. Ich wußte, daß er das Neue Testament im Schrank hatte. Ich fand es dort, und er bat mich, die Stelle zu lesen: »Denn so hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn...«

Diese Worte taten Gammel-Johan wohl, ich sah es im Ausdruck seines Gesichts. Er wollte auch etwas sagen, aber er hatte Schwierigkeiten, die Worte herauszubekommen. Er nahm sich zusammen, und dann kam es wieder leise von ihm: Jetzt zieh' ich bald weg, Anna, und komme nie wieder. Sonst hätte ich dir etwas helfen wollen als Dank für all die Male, die du gut zu mir warst...

Danach vertraute mir Gammel-Johan seinen letzten Willen an. Seine Gedanken waren nun bei den Armen.

Bald nachdem Gammel-Johan dies gesagt natte, kam ein älterer Mann aus Sömadalen den Hang von Haugsetvolden zu Gammel-Johans Fischerhütte herunter. Das war Jo Sömaen. Er hatte gehört, wie es um Gammel-Johan stand, und kam, um an seinem Bett zu singen. Gammel-Johan wollte das so. Und Jo Sömaen saß im schwachen Licht der Hütte, sicher in seinem Gottvertrauen, und sang »Tiefe Stille, stark und mild« und »Jesus, meine Freude«. Draußen schwappten die Wellen an das Boot. Es war für uns alle eine schöne Stunde. Die Nacht kam. Für Gammel-Johan wurde sie die schlimmste, aber auch die letzte. Die Schmerzen nahmen zu. Ich ging nicht einen Schritt von ihm. Jetzt halte ich es nicht mehr aus, Anna, sagte er plötzlich, und schlug mit der Hand auf die Bettkante. Geh und hol mir die Büchse!

Ich tat, als hörte ich ihn nicht. Ich setzte mich auf den Bettrand und legte seinen Kopf auf meinen Arm. Dann starb Gammel-Johan. Ja, ja... — das war das Letzte, was er sagte. Mir schien, als sagte er ja zum Tod, um endlich von den Schmerzen erlöst zu sein.

Ich legte Gammel-Johan im Bett hübsch zurecht, drückte seine Augen zu, sprach über ihm das Vaterunser und schloß die Hüttentür hinter mir. Die

Nacht war still, es plätscherte nur etwas vom See her, und Gammel-Johans Boot lag hochgezogen neben dem Schuppen. Alles war richtig so. Am Pfingstsonntag wurde Gammel-Johan beerdigt. Johan und ich waren mit dem Boot in Glötberget gewesen und hatten den Sarg gebracht. Auf der sechzehn Kilometer langen Rückfahrt wechselten wir nicht viele Worte. Wir lösten uns beim Rudern ab und zogen die Ruder behutsamer durch das Wasser als sonst.

Am Beerdigungstag stand der Sarg vor Gammel-Johans Hütte. Es war ein warmer, sonniger Tag, und von den Bäumen duftete es nach Harz. Eine kleine Schar von Menschen aus Översjödalen und Sömadalen hatte sich eingefunden, feiertäglich gekleidet und ernst. Einfache Kränze lagen auf dem Sargdeckel, und der Pastor von Engerdal sprach von dem einsamen Mann, der jetzt aus seinem irdischen Jammertal beim alten Fischerdorf fortgegangen war. Dann wurder der Sarg zum See getragen und vorsichtig ins Boot gesetzt.

Jo und Johan Haugsetvolden ruderten, ich saß mit im Boot. Andere Boote folgten. Der Sarg und die Blumen spiegelten sich im Istersee, der unter einem bläulichen Schimmer blank und still dalag. Ich sah zu den westlichen Bergen hinüber und dachte daran, daß Gammel-Johan dort hinten, im Översjödal, zur Welt gekommen war. Seine Mutter Lavrensa hatte in einer kleinen Blockhütte oben auf dem Hügel bei Haugetsvolden gewohnt, aber eines Tages, Anfang Februar, war sie auf ihren Skiern über den Berg gezogen, um eine Hebamme zu finden. Einige Tage später war Lavrensa über den Berg zurückgekommen. Den Säugling hatte sie in einem Sack auf dem Rücken. Vom Boot, draußen auf dem Istersee, in dem Gammel-Johans Sarg im Takt mit den Ruderschlägen schaukelte, konnte ich die Ödmark und das weite Fjell-Reich überschauen, in dem Gammel-Johan sein ganzes Leben lang umhergewandert war und mit dem er sich so fest verbunden gefühlt hatte. Jetzt lag das weite Land von der Junisonne beschienen und erwartete einen neuen Sommer. Ein schöner Rahmen, dachte ich — Gammel-Johan bekommt einen guten Abschied.

Sowohl Tyri als auch Jo fingen an, alt zu werden. Besonders Tyri hatte in letzter Zeit nachgelassen. Ihr Rücken war zu einem Bogen gekrümmt, und die Füße wollten auch nicht mehr gehorchen. Wenn sie jetzt auf Haugsetvolden durch Haus ging, in Sackkleid und Sackschürze, schob sie immer das linke Bein vor und zog das rechte hinterher. Nicht nur ihr Körper war von dem harten Leben gezeichnet, das sie in der Ödmark verbracht hatte, auch das Gesicht war von einem unsanften Schicksal entstellt. Eines Tages war Tyri auf dem Seter über eine Wurzel gestolpert, vornüber gefallen und hatte sich über dem Auge ein schlimmes Loch in den Schädel geschlagen. Einen Arzt aufzusuchen, hatte sie sich entschieden geweigert. Die Wunde sollte von selbst zuwachsen. Und so ging sie den Rest ihres Lebens mit einem Augenlid herum, das leblos auf den Backenknochen herunterhing.

Tyri duldete keine Veränderung auf Haugsetvolden und auch keine Einmischung in ihre Lebensweise. Sie hatte ihre bestimmten Gewohnheiten, an denen nicht gerüttelt werden durfte. Tyris Wille war im Haus Recht und Gesetz.

Der 15. Februar 1939 begann wie so viele andere Wintertage auf Haugsetvolden. Es war bitterkalt, in weißen Säulen stieg der Rauch aus den Schornsteinen empor, und in den Holzwänden krachte es wie Gewehrschüsse. Ich war bei der Stallarbeit. Da flog die Stalltür plötzlich auf, Johan stürzte barhäuptig und bleich über die Schwelle und sagte: Komm schnell, Anna, Mutter ist todkrank...

Als ich in die Stube trat, stand Tyri da und klammerte sich am Fensterrahmen fest. Sie zitterte am ganzen Leib, ihr Gesicht war leichenblaß. Sie war nicht imstande, sich zu bewegen, und ließ niemanden an sich heran. Sie klagte über Krämpfe in den Beinen und im Rücken. Die Schmerzen waren so stark, daß niemand sie anrühren durfte. Aber etwas mußten wir schließlich unternehmen, wenn Tyri auch jammerte und schrie. Wir bekamen sie schließlich doch ins Bett.

Am nächsten Morgen öffnete Tyri das eine Augenlid und sah mich sanfter an, als ich es gewohnt war. Jetzt bin ich lahm, Anna, war alles, was sie sagte.

Tyri hatte recht. Von dem Tag an hatte ich sie fünf Jahre lang im Bett oder auf der Bettkante. Wenn sie sich etwas besser fühlte, saß sie zusammengesunken auf dem Bettrand, ihr Kopf hing schief zur Seite; sie war hilfloser als je ein anderer Mensch, den ich gesehen habe. Sie mußte wie ein Kind versorgt werden, und nicht immer war es einfach, tröstende Worte zu finden, wenn Mutlosigkeit sie überkam. Manchmal können die geringsten Dinge Bedeutung annehmen. In ihren letzten Jahren, die Tyri im Bett verbrachte, hatte sie an der Katze von Haugsetvolden viel Freude. Wenn die Katze in ihrem Arm lag und schnurrte und spann, war alles so behaglich und heimelig. Tyris Hand strich dann stundenlang über das Katzenfell, ruhig und zärtlich. Kamen Fremde in Tyris Nähe, fauchte die Katze sie an und wollte sie angreifen. Jedesmal wenn Tyri es merkte, sah man die Andeutung eines Lächelns um ihren Mund. Dann fühlte sie sich wohl nicht so ganz wehrlos.

Als Tyri starb, war ich bei ihr. Sie bat mich, an ihrem Bett zu sitzen, sie wollte meine Hand halten. Die ganze Nacht hindurch sprachen wir nichts. Ich saß nur da, Tyris Hand in meiner, und ich mußte an Gammel-Johans letzte Nacht vor acht Jahren denken. Damals war draußen milde Sommernacht, jetzt zog es im Haus januarkalt durch die Ritzen. Tyri lag ganz still. Die Uhr tickte eintönig, und ich zählte die Schläge mit. Aus dem Ofen roch es nach verbrannter Birkenrinde, ein Geruch, den ich gern mochte. Durch das östliche Fenster sah ich das Licht einiger Sterne, die über dem Bjönnberg standen. Irgendwie war alles stehengeblieben.

Da ließ Tyri plötzlich meine Hand los, der Griff hatte sich gelöst, und ich wußte, daß sie jetzt nichts mehr brauchte, um sich festzuhalten. Ihre Hand lag entspannt auf der Decke — offen, wie auf etwas weisend, was ich nicht stören durfte. Es gab keinen Todeskampf — Gott sei Dank, Tyri hatte im Leben genug gekämpft.

Wir hatten keine Möglichkeit, einen Sarg zu beschaffen. Aber Martin Langsöen in Sömadalen half uns und zimmerte einen für Tyri. Bis der Sarg fertig wurde, legten wir Tyri in das leere Sommerhaus. Ich ging mehrmals hin, stand neben ihr und fand es ganz natürlich, dort zu verweilen. Und etwas Sonderbares war geschehen, worüber ich viel nachgedacht habe: Tyri war nicht mehr krumm, sie lag jetzt mit geradem Rücken da. Und so soll sie in meiner Erinnerung bleiben.

Nachdem wir Tyri in den Sarg gebettet hatten, ließen wir ihn bis zum Tag der Beerdigung im Stallgang stehen. Das hört sich eigenartig an, aber wir fanden es ganz richtig so. Denn so lange Tyri es noch konnte, hatte sie sich ja am meisten mit den Tieren befaßt.

Am 2. Februar 1944 wurde Tyri zu Grabe getragen. Es war ein kalter, klarer Wintertag. Die Berge rund um Haugsetvolden sahen streng und abweisend aus. So war auch Tyri meistens gewesen. Aber dennoch lag Feiertagsstimmung über der Landschaft.

Schon als Anna das erste Mal nach Haugsetvolden kam, fühlte sie, daß Jo, der damals 74 Jahre alt war, Verständnis für sie hatte und ihr wohlwollte. Er nahm Rücksicht auf Anna, wenn der Arbeitstag zu schwer wurde, und hatte oft ein ermunterndes Wort für sie übrig.

In seinen letzten Lebensjahren machte Jo Haugsetvolden Anna viel Kummer. Seine Aderverkalkung wurde immer schlimmer. Er mußte wie ein Kind versorgt werden — er ging verwirrt umher und wußte nicht, was er tat. Das machte Anna sehr traurig; es war schlimm, den kräftigen Bergbauern so verfallen zu sehen. Es war nicht mehr viel übrig von ihm, der ihr jahrelang eine gute Stütze gewesen war und der immer bei guter Laune blieb, wenn es auch noch so schlimm aussah.

Es ging jetzt auf Frühjahr und Sommer zu, und Anna freute sich darauf. Sie fühlte sich müde nach dem langen Winter und nach der letzten, unruhigen Zeit vor Jos Tod. Der Gedanke an Sonne und Wärme stärkte sie, und sie saß viele Stunden am Fenster und sah zu, wie ein neuer Sommer die Landschaft veränderte.

Oft aber tat es Anna um Johan leid. Sie wußte, daß er an Haugsetvolden hing, aber Tyri und Jo waren Menschen von jenem alten Schlag gewesen, die bis zum letzten an ihren Rechten festhalten. Und als Johan endlich den Hof und die Verantwortung übernahm, war er schon selbst ein alter Mann.

Viele Male sah ich, ohne daß er es merkte, wie Johan um die baufälligen Gebäude von Haugsetvolden herumging und sie genau betrachtete. Wind und Wetter und Zeit hatten sie sehr mitgenommen — hier war ein Balken herausgerutscht, dort hing eine Tür schief, ein Dach war nahe daran, zusammenzubrechen. Dann war es schlimm, in Johans Kleidern zu stecken; er wußte, es war zu spät, jetzt noch mit Ausbesserungen anzufangen. Seine Kräfte würden nicht ausreichen; er hatte auch nicht genug Geld. Aber noch als alter Mann träumte er davon, Haugsetvolden instandzusetzen und für die Nachwelt zu bewahren. So ist es mit allem, an dem wir hängen. Wir möchten, daß unser Erbe nach uns weiterlebt. Ich verstand Johan gut, als er eines Tages hinter dem Haus stand und weinte. Ich hätte auch weinen können, denn auch ich hänge an Haugsetvolden.

Sowohl Jo als auch Johan waren mir gegenüber offenherzig und erzählten mir Dinge, die sie nie anderen sagten. Schade nur, daß sie gegeneinander oft so hart waren. Johan fürchtete sich vor seinem Vater, und diese Furcht konnte er nie überwinden. Vater ist schon ein harter Mann, pflegte Johan zu sagen. Er erwähnte auch, daß er oft nicht gewagt hatte, sich satt zu essen. Wenn Jo es nicht sah, aß Johan heimlich und saß dann ganz verängstigt vor den Bissen, die er sich geholt hatte. Auch ich wagte viele Jahre nicht, mein Essen anzurühren, bevor ich nicht ganz sicher war, daß ich es mir auch wirklich verdient hatte. Ich war zufrieden, wenn ich gerade soviel bekam, daß mein Hunger gestillt wurde.

In den letzten drei Jahren seines Lebens bereitete Johan mir viele unruhige Tage. Er ging wie im Traum umher, taumelte, und man mußte auf ihn aufpassen wie auf ein kleines Kind.

In einer Winternacht stürzte er nur in seinem Unterzeug und auf Socken aus dem Haus. Ich konnte nicht schnell genug hinterher. Er war schon mehrere hundert Meter auf dem Feld, mitten im Schnee. Da fiel er hin. Ich mühte mich ab, ihn wieder hochzukriegen, aber er sank immer nur tiefer in den weichen Schnee ein. Auch ich stand bis zum Bauch im Schnee und bekam Johan nicht richtig zu fassen. Mehrere Male hatte ich ihn schon auf den Beinen, aber dann fiel er wieder hin. Ich hatte Angst, es könnte das Ende sein, aber ich mußte zurück, um den Schlitten zu holen und konnte nur hoffen, daß ich ihn draufbekam.

Es ging gut. Aber nach all dieser Anstrengung, erst im tiefen Schnee und dann auf dem Weg zur Treppe, war Johan störrisch geworden. Er weigerte sich, ins Haus zu gehen und setzte sich mit allen Kräften zur Wehr. Dabei war er aufgeregt und nervös und ließ überhaupt nicht mit sich reden. Er legte sich quer vor die Tür, und mir blieb nichts anderes übrig, als es mit einem Seil zu versuchen. Das schmuggelte ich ihm vorsichtig unter den Rücken, machte dann schnell einen Knoten vor der Brust und zog ihn, Zug um Zug zum Eingang, über die Türschwelle und hinein in die Stube. Dort beruhigte er sich, aber er war ganz krank und erschöpft.

Nach diesem Abend wachte ich viele Wochen bei Johan. Tag und Nacht saß ich an seinem Bett. Ich wußte, wie es jetzt kommen würde. Ich hatte immer einen Lappen dabei, den tauchte ich in Wasser und befeuchtete seinen Mund, Stunde um Stunde.

In der Nacht, in der Johan Haugsetvolden starb, am 27. August 1968, erlebte Anna etwas, worüber sie kaum jemals spricht. Es würde ihr auch nicht ähnlich sehen, wenn sie oft davon erzählen würde. Was damals geschah, war, daß Johan im Bett lag und mit den Armen nach Anna zu greifen versuchte. Sie verstand, daß er etwas sagen wollte und beugte sich zu ihm hinunter. Johan sah jetzt beinahe froh aus, schien

irgendwie glücklich zu sein, und dann kamen die Worte, ganz, ganz leise: Du bist immer so gut gewesen, du...

Das war das Letzte, was Johan Haugsetvolden noch sagen konnte. Er kam nicht mehr dazu, Anna zu danken, aber schon diese Worte machten ihr Freude. Und sie stand still auf und betete das Vaterunser über dem letzten Haugsetvolden.

Aber ganz allein auf Haugsetvolden war Anna noch immer nicht. Da war noch Jenny — eine alleinstehende Frau, die der Armenpfleger im ersten Kriegsjahr auf Haugsetvolden untergebracht hatte. Verstand und Wissen hatte sie nicht viel mitbekommen. Sie war schwierig und reizbar, niemand wollte sie haben. So wurde Jenny von einem Platz zum anderen geschickt und immer mehr zu einem Stiefkind der Gesellschaft. Anna hatte Mitleid mit ihr, sie wußte, was es heißt, weggegeben zu werden und sich nie geborgen zu fühlen. Es war also für Anna ganz klar, daß für Jenny auf Haugsetvolden Platz gefunden werden mußte.

Jenny war eine richtige Pflegepatientin. Ich mußte auf sie aufpassen und für sie sorgen, von früh bis spät. Mehrere Jahre versorgte ich sie auf Haugsetvolden, ohne einen einzigen Öre für sie zu bekommen. Als Tyri und Jo nicht mehr waren, sprachen Johan und ich darüber, was wir mit Jenny tun sollten. Wir waren uns bald einig — sie sollte bei uns bleiben, solange noch jemand auf Haugsetvolden lebte. Sie tat uns beiden leid, und wir sahen eine Aufgabe darin, ihr ein Heim zu geben; wir mochten diesen unglücklichen Menschen beide gern. Jennys Stimmung konnte von einer Sekunde zur anderen umschlagen, ohne daß wir wußten, warum.

Ende der vierziger Jahre beschloß Johan, daß ich auf Haugsetvolden eine eigene Hütte haben sollte, in der ich wohnen konnte. Er nahm eine von den alten Fischerhütten unten am Strand auseinander und baute sie auf dem Hofplatz vor dem Stall wieder auf. Die Hütte war klein. Sie bestand nur aus einem Raum mit zwei Holzpritschen und einem Ofen in der Mitte. Früher wohnte ich mit den anderen drinnen im Haus, aber jetzt freute ich mich sehr über meine eigene Hütte. Hier hatte ich das wenige, was ich besaß, um mich, und hier wohnte mit mir auch Pisi, eine große schwarze Katze. Pisi war mir eine gute Gesellschaft, wir fühlten uns miteinander wohl, und die Abende, die ich an einem schönen, warmen Ofen und mit der Katze auf dem Schoß verbrachte, waren meine heimeligsten.

Die Leute, die nach Haugsetvolden zu Besuch kamen, hänselten mich, weil ich so ganz allein mit der Katze in der Hütte wohnte. Eines Abends sagte einer, so zum Spaß: Ich sollte mal deine elende Hütte da anzünden, Anna. Da kann doch kein Mensch drin wohnen!

Jenny saß auch dabei und hörte das. Aber keiner von uns konnte auch nur ahnen, daß sie sich diese Worte gemerkt hatte.

Ein paar Tage darauf waren Johan und ich in den Bergen westlich von Haugsetvolden bei der Arbeit. Da merkten wir beide, daß es plötzlich stark nach brennendem Torf zu riechen anfing. Wir hörten auch jemanden rufen und meinten beide, daß es Jennys Stimme sei. Mitunter kam jemand nach Haugsetvolden, um aus Spaß mit Jenny Streit anzufangen; wir glaubten also, daß alles nur Spaß war. Doch das Rufen hörte nicht auf, und der Rauchgeruch wurde immer stärker, so daß wir schließlich

etwas beunruhigt bergabwärts zu einer Stelle gingen, von der aus wir nach Haugsetvolden hinuntersehen konnten.

Da sahen wir ein trauriges Bild. Dichter Dampf und dicker, schwarzer Rauch standen über den Dächern von Haugsetvolden. Das ist meine Hütte, die da brennt, sagte ich zu Johan.

Ich dachte sofort an Pisi — schließlich war das auch ein kleines Leben. Bevor aber Johan und ich unten ankamen, war die Hütte niedergebrannt, und die Katze hatte dabei ihr Leben gelassen. Alles, was ich besaß — das Wertvollste waren zwei Uhren und eine Nähmaschine —, verlor ich dabei. Aber jetzt war es Jenny, die den meisten Trost brauchte. Sie lief wie ein aufgescheuchtes Huhn um mich herum. Ihr Haar war versengt, und sie war ganz außer sich, als sie sah, was sie angerichtet hatte. Sie hatte drinnen aus dem Brennholzkasten Späne genommen und Petroleum darübergegossen. Dann hatte sie Streichhölzer gefunden und angezündet. Jenny hatte nicht geahnt, daß dies eine Katastrophe werden mußte. Sie war nur einer Eingebung gefolgt, die sie ein paar Tage vorher bekommen hatte.

Die Stunden bei gutem Wetter unten am Bootsschuppen, wo ich entweder die Netze zum Trocknen aufhängte oder die Fische vom nächtlichen Fang ausnahm, gehörten zum Schönsten, was ich auf Haugsetvolden erlebte. Ich hörte so gern das Plätschern, das der See von sich gab, wenn er seine Wellen langsam gegen Boot und Steine und Klippen anrollen ließ. Im Bootsschuppen roch es immer so gut nach Torfdach und sonnengebeizten, braunen Balken. Auch der Geruch der frischen Fische war angenehm und vertraut, und vom Istersee her kam ein kühler und frischer Luftzug.

An einem solchen Augusttag 1969 saß ich mit Jenny am Bootsschuppen; wir nahmen Fische aus. Wir liebten den Platz, aber ich war an diesem Tag unruhig — Jenny hatte in letzter Zeit böse Herzanfälle gehabt und war dann plötzlich in Tränen ausgebrochen. In ihren Gedanken spukte oft der Tod. Dann sprach sie von Johan und bat eindringlich, neben Johan auf dem Friedhof in Sömadalen liegen zu dürfen.

Als wir vom Bootsschuppen wieder den Hang hinaufkamen, bekam Jenny einen schrecklichen Anfall.

Es war noch Leben in ihr, aber sie hatte keine Kräfte mehr und sank aus meinen Armen zu Boden. Ich legte mich neben sie und drückte ihren Kopf an meine Brust. So blieb ich zwei Stunden lang mit ihr unter offenem Himmel liegen. Und dann wußte ich, daß ich von nun an auf Haugsetvolden ganz allein war. Aber ich ging nicht von Jenny fort, bevor ich nicht auch über ihr das Gebet unseres Herrn gesprochen hatte — sie sollte den gleichen Segen erhalten, wie ihn auch all die anderen auf Haugsetvolden bekommen hatten. Und in meinem Innersten fühlte ich jetzt, daß es Jenny war, die mir am nächsten gestanden hatte: Jenny hatte mich am meisten gebraucht.

Haugsetvolden wurde die Heimat, von der ich träumte. Hier habe ich alle meine Kräfte eingesetzt, und ich habe es mit Freude getan. Jetzt fühle ich mich geborgen. Danach hatte ich mich immer gesehnt. Viele glauben, die Einöde und der Tageslauf auf Haugsetvolden könnten mir langweilig werden. Das ist nicht richtig. Ich habe vieles, woran ich zurückdenken kann, und all die Menschen, mit denen ich zusammen auf Haugsetvolden gelebt habe, sehe ich auch jetzt vor mir. Irgendwie sind sie noch immer um mich. Alles Schlimme ist weg, nur das Gute wird mir immer deutlicher — genau wie der Tag über dem Istersee.

Ich denke oft an den Tag vor fast fünfzig Jahren, als ich beim Stabbur auf Haugsetvolden lag und verzweifelt die Hände in die Erde krallte. Die Stimme, die mir damals sagte, ich müsse auf Haugsetvolden bleiben, hat recht gehabt. Jetzt weiß ich, es war meine Pflicht, hier zu leben und zu arbeiten.

Ich war nie im Zweifel, wer mir diesen Rat gab. Und die Kraft dazu hat Er mir auch gegeben. Für all das bin ich dankbar.

Gott und meine Hände haben mich glücklich gemacht.

Das Aquarell und die Zeichnungen zu diesem Beitrag stammen von Marianne Spälty, Küsnacht.

Aufbruch aus veralteten Strukturen: Projekte und Initiativen

Die Projekte und Initiativen, die hier vorgestellt werden, sind willkürlich ausgewählt. Sie sind Beispiele dafür, wie konkret versucht wird, die veralteten und konventionellen wirtschaftlichen und sozialen Strukturen zu verlassen. Es soll nicht der einzig richtige Weg gezeigt werden, sondern die Schritte, die getan werden, um neue Formen zu (ver)suchen.

Wir haben an über 30 eher zufällig ausgewählte Unternehmer folgenden Fragebogen geschickt:

1. *Steckbrief und allgemeine Angaben: Art des Unternehmens, Gründung und Geschichte, Anzahl der Beteiligten usw.*
2. *Rechtliche Form und Organisation, Entlöhnung*
3. *Ziel, Zweck und Idee*
4. *Wodurch unterscheidet sich Ihre Initiative von konventionellen Unternehmen?*
5. *Legen Sie mehr Wert auf die Verwirklichung der ideellen oder der wirtschaftlichen Seite Ihres Unternehmens? Gibt es Kompromisse, die Sie in keinem Falle einzugehen bereit sind?*
6. *Decken sich Ihre Ideen und Vorstellungen Ihres Projektes bereits mit der Wirklichkeit?*
7. *Was sind im Moment Ihre größten Schwierigkeiten und Probleme?*

Diese Fragen waren mehr als Leitfaden gedacht und enthielten einige Punkte, die uns wichtig erschienen.

Vielleicht haben wir so einen Ansatz gefunden zu einer neuen Form der Werbung, die als Informationsvermittlung gerechtfertigt und sinnvoll ist. Auch für die Werbung müssen neue Formen gefunden werden, die aus den heute gebräuchlichen Mustern herausführen, in denen nicht die Information über ein Produkt, sondern die Erzeugung der Nachfrage im Mittelpunkt steht.

Die HELIOS-Gemeinschaft – ein assoziatives Bestreben

In Norwegen hat es seit über 50 Jahren biologisch-dynamische Bauernhöfe gegeben. Wer Produkte von ihnen beziehen wollte, hatte selbst weit aufs Land hinauszufahren. Die Bauern mußten einen großen Teil ihrer Zeit der Kundenbedienung widmen, und die Konsumenten verbrauchten zusammen eine Menge Benzin.

Ende der Sechzigerjahre fand in Oslo eine aktive Studienarbeit über Rudolf Steiners Ideen der sozialen Dreigliederung statt. 1969 ging daraus – in Zusammenarbeit mit den Bauern – ein kleiner Laden hervor. Da das ganze als Genossenschaft aufgezogen war, kam auch das erforderliche Kapital zusammen.

Nach und nach wurden ähnliche Genossenschaften in anderen norwegischen Städten gegründet. In Oslo entstand eine zweite, während die erste Genossenschaft sich zu zwei Läden und einem Engros-Betrieb entwickelte.

Gemeinschaftszusammenkünfte

Heute sind mit der HELIOS-Arbeit 8 Läden, ein Engros-Betrieb, ca. 20 biologisch-dynamische Höfe, 4 Konsumentengruppen, eine Mühle, zwei Gaststätten und viele engagierte Einzelpersonen verbunden. Alle Beteiligten kommen zweimal jährlich zusammen. Da wird vom Bedürfnis her vorausgeplant, was die Bauern anbauen sollen; die Preise werden vereinbart und die gemeinsamen Probleme besprochen. Die einzelnen Gruppen berichten von ihrer Situation, so daß wir uns ein Bild vom Zustand machen und von daher, wo es notwendig ist, konkrete Lösungen erarbeiten können. So ist es auch möglich, gegenseitig die Probleme der andern im Bewußtsein zu tragen, wenn wir nach den Versammlungen wieder wegfahren. Abstimmungen kommen an diesen Zusammenkünften nicht vor.

Eine assoziative Zusammenarbeit muß notgedrungen schwierig sein, weil stets Gegensätze auftreten werden. Will man Erfolg oder Fortschritt in einer solchen Arbeit erleben, erfordert dies Durchhaltevermögen. An den Gemeinschaftstreffen findet auch stets eine Studienarbeit statt, und diese ist wichtig, weil wir da für eine Weile die Aufmerksamkeit vom Problematischen abwenden und uns in etwas Inspierendem sammeln können.

Verantwortungsgemeinschaft

Weil die Tätigkeit zunahm, gab es viele Genossenschafter, die über diejenigen in der Genossenschaft bestimmen wollten, die im Handel aktiv tätig waren. Aber die Mitarbeiter in den Läden und im Engros-Betrieb erlebten, daß die, die über sie bestimmen wollten, nicht über genügend Einsicht in die täglichen Probleme verfügten. Zwischen den Genossenschaftern selbst entstanden auch Meinungsverschiedenheiten darüber, wie der Handel betrieben werden sollte, und so entwickelte sich eine Situation, die für die im Handel Tätigen untragbar war. Nach einer langen und mühevollen Arbeit kam man zu einer völlig neuen Betriebsform, der Verantwortungsgemeinschaft.

Die Verantwortungsgemeinschaft ist eine Gruppe, die sich entschließt, aus einer bestimmten Zielsetzung heraus eine Tätigkeit zu betreiben. Sie hat regelmäßige Zusammenkünfte mit einem Kontaktrat, einem Rat, dessen Mitglieder Konsumenten, Bauern und Mitarbeiter anderer Handelsbetriebe sind. Im Gespräch mit diesem Rat wird das Bewußtsein von der assoziativen Bestrebung aufrechterhalten, und der Kontaktrat greift in der Regel nicht in den Betrieb ein. Wenn aber die Gruppe, die die Verantwortung auf sich genommen hat, sich nicht an die Zielsetzungen hält, die anzustreben sie sich ursprünglich bereit erklärt hat, kann der Kontaktrat eingreifen und eine andere Gruppe suchen, die das ganze übernehmen will.

Dies wird jedoch nur dann geschehen, wenn es nicht gelingt, die erste Gruppe dazuzubringen, sich wieder ihren Idealen zuzuwenden.

Heute werden drei HELIOS-Betriebe von solchen Verantwortungsgemeinschaften geführt. Manche der kleineren fungieren weiterhin als Genossenschaft, währenddem einige Läden und die meisten Höfe Privatbesitz sind. Dem norwegischen Gesetz zufolge müssen die meisten Höfe Eigentum von Einzelpersonen sein.

Probleme

Durch HELIOS werden biologisch-dynamisches Gemüse und Getreide aus der ganzen Welt importiert, da die norwegische Produktion – speziell was die Getreide anbelangt – zu gering ist. In den Läden gelangen u. a. auch Weleda-Artikel, natürliche Textilien, Stockmar-Farben, Spielzeug, Keramik und Bücher zum Verkauf. Trotzdem ist der Umsatz zu klein; die Löhne sind meist sehr niedrig, und die Betriebe haben keine Mittel, sich zu vergrößern oder die notwendigen Einrichtungen – wie z. B. Kühlanlagen – anzuschaffen.

Es ist auch ein Problem, feste Arbeitskräfte zu finden. Viele kommen, um eine kurze Zeit mitzuhelfen, wenige haben jedoch den Willen, mehrere Jahre hindurch dabei zu sein und ein Geschäft oder einen Betrieb aufzubauen. Von denjenigen, die kommen um zu helfen, hat praktisch niemand eine Ausbildung im Handelsgewerbe, was für die wenigen festen Mitarbeiter ebenfalls zu einer großen Belastung führt.

Daß die Zusammenarbeit sich mitunter schwierig gestalten kann, mag wohl davon herrühren, daß viele der Mitarbeiter oft überarbeitet sind. Was jedoch die interne Zusammenarbeit in den einzelnen Betrieben betrifft, so gibt es da anscheinend – etwa in bezug auf die Verteilung der Verantwortung – noch vieles zu lernen.

Alternative Formen des Handels zu entwickeln, wird wohl stets einem Balanceakt zwischen Idealen und dem praktisch Möglichen gleichkommen. Einige Menschen sind vor allem Idealisten, andere mehr Praktiker, doch muß es so sein, so können sie sich gegenseitig auf das Richtige hin mitziehen.

Seit 14 Jahren ist nun die HELIOS-Arbeit gleichmäßig gewachsen. Sie hat vielen Menschen die Nahrung verschafft, die sie wünschen. Es ist aber auch eine Tätigkeit, die der Welt die tatsächliche Möglichkeit einer assoziativen Zusammenarbeit zu zeigen versucht.

Auch wenn HELIOS klein ist, so glaube ich doch, daß es für andere Menschen äußerst wichtig ist zu sehen, daß da einige sind, die aus höherer Motivation als aus dem Egoismus heraus arbeiten.

Arne Øgaard, Vestby

Triemenhof

Der Triemenhof wurde 1981 als Stiftung und Hofgemeinschaft ins Leben gerufen, als sich die Forderung an den Besitzer stellte für seinen ca. 10 ha großen Bauerhof im Zürcher Oberland neuen Sinn und Inhalt zu finden.

Zwei Frauen in „mittleren Jahren", jede Mutter von fünf Kindern, eine die Ehefrau des Besitzers, erklärten sich spontan bereit den Hof als biologisch-dynamischen Betrieb einzurichten und zu lenken. Waren überhaupt Voraussetzungen und Fähigkeiten vorhanden so etwas zu unternehmen? Von außen gesehen denkbar wenig. Eine ist Musikerin, die andere Biologin. Beide stammen nicht aus bäuerlichen Verhältnissen. Was sie mitbringen ist ein großes Maß an praktischer Lebenserfahrung – haben doch beide ihr Schicksalsschiff schon um manche Klippe gesteuert – große Liebe zu allem Lebendigen, die innere Gewißheit und die Begeisterung die es braucht, solch ein Unternehmen zu wagen. (Und, für den Anfang zumindest, den sicheren finanziellen Rückhalt des Besitzers.)

Nach längeren Erwägungen wurde ein Konzept erarbeitet, das den Hof nach und nach aus seinen alten Besitzverhältnissen lösen sollte. Er sollte *„Sich Selbst"* gehören, ein eigenständiger, lebendiger Organismus werden, der durch Darlebung lebendiger Kreisläufe und organischer Notwendigkeiten gesundend und erzieherisch auf die Umwelt wirken kann.

In diesem Sinne wurde der Stiftungszweck formuliert:

„Die Triemenhof-Stiftung bezweckt es als Gemeinnützige Stiftung, Kinder und Jugendliche, ohne Ansehen der Rasse, der Herkunft oder des Glaubens, mit einer gesunden Urproduktion vertraut zu machen, um sie so geistig, seelisch und körperlich zu fördern und harmonisch heranwachsen zu lassen.

Im Rahmen dieses allgemeinen Stiftungszweckes soll die Stiftung eine möglichst vielseitige und nach ökologischen Gesichtspunkten ausgerichtete Land- und Forstwirtschaft betreiben, welche es ermöglicht, Schüler unter pädagogischer Führung durch praktische Tätigkeit und begleitenden theoretischen Unterricht in ihrer Ausbildung zu unterstützen.

Die Stiftung kann auf dem Gebiet des ökologischen Landbaues auch forschen und forschen lassen."

Die Arbeit begann mit dem Aufbau der Landwirtschaft, die möglichst vielseitig gestaltet wurde. Alles, was in unserer klimatischen und geographischen Lage möglich war und unserer Grundidee entsprach, wollten wir verwirklichen. Die Gestaltung des Hofes versuchen wir, wenn immer möglich, aus den Bedürfnissen des Landes selbst abzulesen, wobei sich diese mit den Möglichkeiten und Fähigkeiten der arbeitenden Menschen treffen sollen, so daß sich ein unverwech-

Foto Florian Braun

selbarer Organismus bilden kann – eine Hofindividualität.

Es fanden Praktikantinnen und ein Lehrling für biologisch-dynamischen Landbau den Weg auf den Hof, die sich für diese Aufgaben interessieren und sich in die verschiedenen Arbeitsgebiete einarbeiten. Auf diese Weise gewinnen wir alle nicht nur praktische Lebenserfahrungen, sondern lernen im Zusammenhang mit der Arbeit die Wirkungen und Kräfte des Lebendigen und des Geistigen in der Natur verstehen.

Während wir für die Landwirtschaft ein klares aber bewegliches Konzept haben, ist uns unsere Aufgabe als Bildungs- und Kulturstätte noch ungewiß, vor allem auch deshalb, weil unsere eigenen Kräfte mit der täglichen Arbeit im Hof und für die Familie und mit der Anleitung unserer Mitarbeiter vollständig ausgelastet sind. Das zweite Ziel des Unternehmens, daß wir unsere Arbeit für Jugendliche und Kinder nutzbar machen sollen, läßt sich nur nach und nach verwirklichen; in dem Maße als unsere eigene Sicherheit in der landwirtschaftlichen Tätigkeit zunimmt und die Verantwortung und Zuwendung für die eigenen Kinder abnimmt. Bis jetzt wurde ein heilpädagogischer Jugendlicher eingegliedert. Ferien- und Wochenendkinder verschiedenen Alters durften hier mit der von Menschenhand gestalteten Natur in Verbindung treten. Vereinzelt konnten wir kranken und labilen Jugendlichen Hilfe leisten dadurch, daß sie einfach „da sein" konnte. Schulklassen nahmen mehrmals an unserer Arbeit teil.

Unsere Schwierigkeiten liegen im sozialen und im wirtschaftlichen Bereich. Im sozialen, weil die eigenen Familienmitglieder, die aus ganz anderem Milieu als dem bäuerlichen kommen, sich auf bescheidene Lebensansprüche und körperliche Arbeit weder umstellen können, noch wollen, sie aber in der gleichen Gemeinschaft mitleben. Es stehen sich innerhalb der Gemeinschaft ganz verschiedene Lebensauffassungen gegenüber. Auf der anderen, wirtschaftlichen Seite aber ist es für einen so kleinen vielfältigen Betrieb nicht möglich aus eigener Kraft zu existieren, außer im allerbescheidensten Rahmen. Die Bewirtschaftung des Hofes ist auf die von uns gewünschte Art äußerst kostenungünstig und arbeitsintensiv. Die auf kleinstem Raum ungeheure Komplexität des Betriebes bringt es mit sich, daß wir mit großen Defiziten arbeiten. Es sind viele Menschen auf dem Hof, die Betreuung beanspruchen und keine Leistungen erbringen. Die Gebäude sind aufwendig und es ist viel „Anschauungsmaterial" auf dem Hof, das keinen offensichtlichen wirtschaftlichen Nutzen bringt. Es zeigt sich, daß wir das Unternehmen nicht aus der Landwirtschaft unterhalten können. Wir müssen zufrieden sein, wenn diese den Lebensunterhalt der zwei bis drei Praktikantinnen trägt, die außer Kost und Logis nur ein Taschengeld beziehen. Auch die Leiterinnen beziehen kein Salär. Sie sind beide finanziell unabhängig.

Wir wünschen uns sehr, daß wir unsere ideellen Ziele erreichen, sind uns aber der Tatsache bewußt, daß sich unser Unternehmen auch wirtschaftlich selbst tragen lernen muß um eine Wirklichkeit zu werden. Kompromisse in einer oder der anderen Richtung wird man machen müssen – vielleicht müssen wir uns von Vorstellungen und liebgewordenen Gewohnheiten trennen. In keinem Fall aber würden wir von der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise abgehen um höhere Erträge zu erzielen oder das Arbeitspensum zu verringern. Diese Arbeitsweise, bei der Geist und Materie in der Natur zusammenklingen, ist uns zum Herzensbedürfnis geworden.

Hofgemeinschaft „Triemenhof", Girenbad, 8340 Hinwil

Krista Braun und Marina Grieder

Terraviva società cooperativa biologica biodinamica e artigionale

Antworten zum Fragebogen

1

- „Terraviva, cooperativa biologica, biodinamica, artigionale" ist eine im Januar 1981 begründete Genossenschaft ohne lukrative Zwecke. Sie betreibt einen im gleichen Jahr (81) eröffneten Laden in Lugano.
- Terraviva gibt dem Konsumenten die Möglichkeit, sich mit Lebensmitteln zu ernähren, die aus organisch-biologischem oder biodynamischem Anbau stammen; sie bietet dem Produzenten eine gesicherte Absatzmöglichkeit.
- Terraviva steht auch den Kunsthandwerkern des Tessin als Verkaufsstelle offen.
- Terraviva bemüht sich, Sicherheit und Vertrauen zu vermitteln für ihre Verkaufsprodukte, indem sie, wenn immer möglich, in direktem Kontakt zu den Herstellern steht. Ein besonderes Anliegen ist ihr sachgerechte Information.

Mitglied der Genossenschaft kann jedermann werden, der diese Initiative unterstützen möchte. Mitglieder können aktiv sein, indem sie z. B. entsprechende Produzenten mit Terraviva bekanntmachen, oder indem sie alle diejenigen, welche sich auf gesunde und natürliche Weise ernähren wollen, an Terraviva weisen. Die Genossenschaft bietet verschiedene (öffentliche) Veranstaltungen und Kurse an; sie wird von initiativen Frauen in partnerschaftlicher Zusammenarbeit geführt, welche die Gegenwartsfragen bewußt zu erfassen suchen und aktiv zur Bewußtseinsförderung beitragen möchten. Ihre Entstehung verdankt Terraviva vor allem dem Bedürfnis von Schuleltern der Rudolf Steiner-Schule Lugano. Bis heute zählt die Genossenschaft 65 Mitglieder.

2

An der Generalversammlung 1982 der Genossenschaft wurde die jetzige Geschäftsführerin auch zur Präsidentin des Vorstandes gewählt. – Der Laden ist während 5 Tagen der Woche geöffnet, und die Verkaufs- und Organisationsarbeit teilen sich 3 Mitarbeiterinnen, die je halbtags arbeiten (= 1 1/2 Arbeiter). Sie erhalten gemeinsam Fr. 1400.– im Monat, die sie unter sich aufteilen.

3

Zweck der Terraviva-Genossenschaft ist:

a) Die Förderung des Bewußtseins für gesunde und natürliche Ernährung und Hygiene sowie für natürlichen Landbau, bei dem die Erde als lebendiger Organismus verstanden wird.
b) Herstellen der Begegnung zwischen Produzenten und Konsumenten von Produkten, die auf biologische oder biodynamische Art gewonnen wurden; Sammeln und Verteilen solcher Produkte auf möglichst ökonomische Art.
c) Die Förderung des Kunsthandwerks, sofern die Gegenstände aus natürlichen (nicht synthetischen) Materialien hergestellt sind, durch den Verkauf im Laden. Besonders soll die Herstellung von Spielzeug, welches die gesunde Entwicklung des Kindes fördert, angestrebt werden.
d) Der Beitrag zur Hilfe an Drogen-Gefährdete, indem nach Möglichkeit Plätze auf Bauernhöfen vermittelt werden.

Am Anfang der Terraviva-Gründung stand folgende Idee: die Notwendigkeit der Einkommensbeschaffung in den Dienst der menschlichen Bedürfnisse in der heutigen Zeit zu stellen und Gruppen zu fördern, die ebenfalls diese Bedürfnisse

wahrnehmen, wie biologische Betriebe, Drogenhilfe, Rudolf Steiner-Schule, Kunsthandwerker.

4

Die Initiative Terraviva unterscheidet sich von manchen anderen Unternehmen durch die Idee der echten Förderung des Mitmenschen, des Konsumenten ebenso wie des Produzenten, und darüberhinaus nach Möglichkeit Gruppen mit sozialer Bedeutung finanziell zu stützen.

5

Wir bemühen uns, das Wirtschaftliche nach bestem Wissen und Gewissen auf den Boden der Angaben Rudolf Steiners zu stellen. Wir sind jedoch Anfänger auf dem Wirtschaftgebiet. – Kompromisse möchten wir keinesfalls eingehen in Bezug auf die Qualität der angebotenen Waren; Qualitätsverlust würden wir auch nicht zugunsten von niedrigerem Preis oder größerem Verkaufsquantum in Kauf nehmen. Hingegen bemühen wir uns, über eine „durchsichtige" und informative Verkaufspraxis das Bewußtsein der Konsumenten für einen gerechten Preis zu schulen.

6

Unser Projekt entspricht zum Teil bereits der Wirklichkeit. Der Laden besteht und läuft. Information von Produzent und Konsument ist im Gang, z. B. werden Vorträge organisiert über das Wirtschaftsleben vom Gesichtspunkte der Dreigliederung, Kochkurse für die Zubereitung biologisch-dynamischer Körner- und Gemüseernährung, regelmäßig findet die Herausgabe von Rezeptblättern mit Degustation im Laden statt. Die wirtschaftliche Tragfähigkeit und Rentabilität ist aber noch nicht genügend, sodaß bisher keine Unterstützungen beschlossen werden konnten. Wir betrachten uns aber noch in der „Anlaufphase" und hoffen, daß sich eine echte Wirtschaftlichkeit ergeben wird.

7

Unsere größten Probleme liegen zur Zeit in der Zusammenarbeit mit Produzenten von Frischprodukten. Es gibt im Tessin noch keinen Koordinator oder Großverteiler für diese Güter, deren Qualität unter unsachgemäßem Transport, Lagerung etc. besonders leidet. Schwierigkeiten bereitet es uns natürlich auch, die finanzielle Rentabilität zu erreichen. – Ganz besonders positiv finden wir aber die regelmäßige gesamtschweizerische Zusammenarbeit und Weiterbildung von Ladenführern, Produzenten und Großverteilern; wir sind froh um den dort möglichen Erfahrungsaustausch und um das Bewußtsein einer gewissen Gemeinsamkeit der Probleme und Ideale.

Terraviva, v. Cattedrale 13, 6900 Lugano

Ursula Piffaretti

„S'Teestübli" in Bern – ein Versuch zu wirtschaften

Publikation dieses Beitrags (S. 72–74) in digitalisierter Form vom Autor nicht genehmigt

Gerold Aregger

Joseph Beuys 7000 Eichen

„Ich denke, daß es so ist, daß das Pflanzen dieser Eichen ja nicht nur eine Tat in der Biosphären-Notwendigkeit ist, also in diesem nur rein materiell-ökologischen Zusammenhang, sondern daß hier ein sehr viel umfassenderer Ökologiebegriff beim Pflanzen herauskommen soll – und das soll es ja mehr und mehr im Laufe der Jahre, denn wir wollen die Pflanzaktion ja nie mehr beenden!

Es ist also das Pflanzen von 7000 Eichen nur ein symbolischer Anfang. Und zu diesem symbolischen Anfang brauche ich auch diesen Markstein, *also diese Basaltsäule. Es soll also auf die Umgestaltung des gesamten Lebens, der gesamten Gesellschaft, des gesamten ökologischen Raumes hingewiesen werden in einer solchen Aktion...“*

Das Bild

Als Beitrag für die DOCUMENTA 7 1982 hat der deutsche Bildhauer und Künstler Joseph Beuys die Pflanzung von 7000 Eichen im Stadtgebiet von Kassel bestimmt und im Frühjahr 1982 eingeleitet. Neben jede Eiche wird eine ca. 1,20 m hohe Stele aus Säulenbasalt aufgestellt.

Alle Basaltsäulen werden von einem Steinbruch außerhalb Kassels ins Herz der Stadt und das DOCUMENTA-(Kunst-) Zentrum, die große Wiese vor dem Fridericianum transportiert und dort zunächst gelagert. Ausgedrückt durch die vollständige Menge der Steine entsteht so bereits zu Beginn ein Gesamtbild der Menge der für die Pflanzung vorgesehenen Bäume. Es wird abgerundet durch ein zweites Bild,

den Prototyp der Einzelkonstellation: die erste überhaupt gepflanzte Eiche nebst ihrer in die Erde gelassenen Säule am Rande des mit den Basaltblöcken bestückten Friedrichsplatzes.

Im Laufe der Zeit ergibt sich eine Proportionsverschiebung in dreifacher Staffelung:

1. Während der Pflanzaktion, die sich in Kassel über mehrere Jahre erstrecken wird, verringert sich die Anzahl der Steine auf der Wiese gemäß der Anzahl der bereits gepflanzten Bäume; denn für jeden Baum wird jeweils 1 Stein aus dem zentralen Depot entnommen und an die vorgesehene Pflanzstelle gebracht. So ist der Stand der Aktion am Umfang des Steinlagers jederzeit für jedermann ablesbar: je weniger Steine da liegen, desto mehr Eichen stehen.

2. Gleichzeitig verschiebt sich das Verhältnis des anfangs riesigen Steinlagers zu der demgegenüber kleinen, schlanken Eiche und ihrem neben ihr aufgerichteten Stein auf der Wiese. Die Aktion dauert an bis zum Wegschaffen der letzten Basaltsäule, bis also nur noch die 1. gepflanzte Eiche und ihre Stele allein auf dem Friedrichsplatz stehen.

3. Aber auch die Proportion des Prototyp-Bildes sowie die aller weiteren ausgeführten Stücke verändert sich im Zuge des Wachstums der Bäume: Umfang und Höhe des Steins bleiben bestehen – genauer: nehmen unmerklich ab, währenddessen der ihm zugeordnete Eichenbaum zunimmt. Letztlich ist es diese Bewegung, die dann die Dauer der Gesamtaktion bestimmt. Sie weist weit über viele Menschenalter hinaus in eine zukünftige Epoche.

„Es kam mir also darauf an bei diesen ersten 7000 Bäumen, einen Monumentcharakter dadurch zu haben, daß jedes einzelne Monument besteht aus einem lebenden Teil, eben dem sich ständig in der Zeit verändernden Wesen Baum, *und einem Teil, der kristallin ist und also seine Form, Masse, Größe, Gewicht beibehält. Wenn sich etwas an diesem Stein verändert, dann nur durch Wegnehmen, also daß ein Stück absplittert, aber niemals dadurch, daß er noch wächst. Dadurch, daß diese beiden Dinge zusammenstehen, ergibt sich eine ständig wechselnde Proportionalität zwischen den beiden Teilen des Denkmals. Wir haben es also zunächst damit zu tun, wenn wir also jetzt 6- oder 7-jährige Eichen haben, daß also der Stein fast dominiert. Wir werden nach ein paar Jahren eine Gleichgewichtigkeit zwischen dem Stein und dem Baum haben, und wir werden etwa nach 20 Jahren und 30 Jahren vielleicht sehen, daß der Stein ein allmähliches Beiwerk am Fuße der Eiche oder des jeweiligen Baumes dann wird."*

Die Proportionsverschiebung

In gleicher Weise verändert die Aktion „7000 Eichen" die Proportionen im Stadt-

Foto Peter Ruthenberg

gebiet von Kassel, das Verhältnis von Stein-Asphalt- und Betonanteil, Gebäuden, Straßen und Plätzen zum Anteil der Bäume. Das von Joseph Beuys seinem DOCUMENTA-Beitrag vorangestellte Motto „Stadtverwaldung anstelle von Stadtverwaltung!", das diese Verhältnis-Verlagerung auf seine Art widerspiegelt, wurde gleich zu Beginn der Aktionsvorbereitungen eindrucksvoll bestätigt. In den ersten Planungsgesprächen zwischen Beuys, dem Pflanzteam, dem Kasseler Oberbürgermeister, Eichel, und Vertretern der Stadtverwaltung begrüßten diese ausdrücklich das Beuys-Projekt mit dem Hinweis, daß ähnlich großangelegte Pflanzvorhaben der Stadt selbst immer wieder an Kompetenzrangeleien der zuständigen Ressorts innerhalb der Stadtverwaltung untereinander, also an der Bürokratie gescheitert seien, und daß offensichtlich hier nur noch ein *Künstler* wie er, Beuys, mit solchen der Kunst eigentümlichen, unkonventionellen Methoden bei der Realisierung einer ‚durchaus im öffentlichen Interesse liegenden Idee wie dieser' weiterhelfen könne. So die Vertreter des Rats und der Verwaltung der Stadt!

Ist Kassel „verwaldet", folgen die nächsten Städte und Stätten in Deutschland, Mitteleuropa, Europa in West und Ost und Nord und Süd und überall, wobei dann nach Abschluß der Pflanzung der 7000 Eichen in Kassel (anläßlich der DOCUMENTA 7) im weiteren Vollzug der Kunstaktion an anderen Orten der Erde auf das Aufstellen von Basaltsäulen neben jedem Baum verzichtet werden kann. Längst wird bis dahin klargeworden sein, daß eine *Proportionsverschiebung* größten Stils eingeleitet wurde, die den Planeten in seiner Gänze erfaßt und alles auf ihm z. Zt. der Vernichtung preisgegebene Leben. Überall auf dem Erdball werden, wo Land ist, Bäume gebraucht – aber nicht nur Bäume, sondern vor allem die Kraft und die Form einer Idee, innerhalb derer das Pflanzen von Bäumen nur *eine,* wenn auch eine dringend erforderliche Maßnahme ist. Eingeleitet wurde der Zugriff der Kunst auf das System selbst. Denn die Natur sowie der Soziale Organismus der Menschengemeinschaft im Verbund mit allen lebendigen Wesen schreien unter der tödlichen Last der sie derzeitig beherrschenden, unzeitgemäßen, versteinerten Systeme nach der Erlösung durch den Menschengeist: daß ER in seinem Denken beginne, neue Verhältnisse zu schaffen, dort *lebendige Begriffe* zu entwickeln, wo die *toten* sich breitgemacht haben und alles besetzen, und daß er das Erweitert-Begriffene umsetze in die Aktion und dies mit einem Unternehmen der Kunst.

Damit die Proportionen stimmen, beginnt der Prozeß, der Alles miteinbezieht, konzentriert im Kleinen an einem überschaubaren, aber für alle sichtbaren Ort – die Pflanzung von 7000 Eichen in Kassel 1982 – von vorneherein aber versorgt mit den richtigen Begriffen und deren Energie. Das für diesen Zweck eingerichtete Unternehmen – die „FIU-BAUMKOORDINATION" – hat die dafür stimmige Größe. Größe des Unternehmens und Tempo, in dem es die Pflanzaktion abwickeln kann, hängen exakt von Anzahl und Einsatz aller schon Einsichtigen ab, die dieses Unternehmen kreditieren.

Das Unternehmen

Die FIU-BAUMKOORDINATION ist ein Unternehmen der FREIEN INTERNATIONALEN UNIVERSITÄT (FIU), die – hier wird der rote Faden sichtbar – von Joseph Beuys auf der DOCUMENTA 6 in Kassel während seiner 100-tägigen Anwesenheit, unterstützt von der Maschine „Honigpumpe am Arbeitsplatz" 1977, gegründet wurde. Die FIU wiederum entwickelte sich aus der 1970 initiierten ORGANISATION FÜR DIREKTE DEMOKRATIE DURCH VOLKSABSTIMMUNG, welche ebenfalls auf einer DOCUMENTA in Kassel, der DOCUMENTA 5 1972, von Joseph Beuys 100 Tage lang vorgestellt worden ist.

Die FIU-BAUMKOORDINATION ist ein Non-Profit-Unternehmen mit der Aufgabe, die Stadt Kassel mit 7000 Eichen zu bepflanzen und anschließend weitere

Städte. Es übernimmt die sachgmäße Abwicklung diese Vorgangs, d. h. die erforderlichen Verhandlungen mit der Stadt, der Steinliefererfirma, den Baumschulen, die Einrichtung eines Fahrzeug-, Material- und Gerätelagers, die für jede einzelne Pflanzstelle nötige Koordination mit den Städt. Ämtern und den jeweiligen Anwohnern der vorgesehenen Pflanzorte, die generalstabsmäßige Auflistung des Stadtgebietes hinsichtlich wichtiger Pflanzstellen, die Organisation der Baumbeschaffung und den Transport, die Pflanzung der Eichen und Errichtung der bis zur Hälfte in den Boden gelassenen Säulen, Pflasterarbeiten, die Pflege der Bäume, schließlich die permanente Information der Öffentlichkeit und Mobilisierung an der Aktion interessierter Spender, usw..

Das Unternehmen ist eines der Keimorgane eines Unternehmensverbandes „AKTION 3. WEG", der sich auf der Grundlage einer nicht-kapitalistischen Unternehmenskonzeption, also nach den Prinzipien der Selbstverwaltung und der Überführung der Produktionsmittel und erwirtschafteten Gewinne in eine gemeinnützige Stiftung, sowie der Trennung von Arbeit und Einkommen, zum Ziel gesetzt hat, innerhalb der herrschenden profitorientierten Wirtschaftsstrukturen *Proportionsverschiebungen* vorzunehmen und somit an der Abschaffung der erden- und menschenvernichtenden Verhältnisse mitzuhelfen. Erkannt worden ist, daß Unternehmungen im arbeitsteiligen Produktionsbereich des Wirtschaftslebens nur noch in der Verschmelzung von Kunst und Leben („FLUXUS") im Sinne eines bedarfsorientierten Wirtschaftens funktionsfähig sind. Es geht um die Errichtung der SOZIALEN SKULPTUR, an der jeder Mensch selbstbestimmt teilnehmen kann.

Ein Zentralgesichtspunkt der neuen Gesellschaftsordnung basiert auf einem veränderten Geldbegriff, in dem Geld die Funktion eines demokratischen Rechtsregulators innehat und zu unterscheiden ist vom KAPITAL, neugefaßt als die menschliche Fähigkeit und ihr Einsatz in der gemeinsamen Arbeit (= Kreativität). Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer neuen Geld- und Finanzierungsordnung im Ganzen. Die Finanzierung des Unternehmens FIU-BAUMKOORDINATION ist ein 1. Schritt in diese Richtung; denn es wird von denen getragen, die aus Einsicht in den Sinn der Aktion jetzt schon Geldbeträge je nach Vermögen der herrschenden Struktur entziehen und einfließen lassen in einen neuen Gestaltungsvorgang.

Die Finanzierung

Alle, die an einem solchen global ausgerichteten Umschichtungsprozeß interessiert sind und mitdazubeitragen wollen, sind aufgerufen, sich an der Finanzierung des Unternehmens „7000 Eichen" und der Nachfolge-Unternehmungen zu beteiligen. Es handelt sich dabei um die selbstbestimmte Kreditierung eines für wichtig und sinnvoll erkannten Vorgangs und der Verbreiterung des daran geknüpften Ideenmaterials. Denn jeder, der das erkennt und sich zu einer Teilnahme entschließt, leitet – zunächst im Kleinen, praktisch und modellhaft zugleich – seine Überschüsse um in einen kreativen Gestaltungsprozeß und entzieht sie der Zerstörungsidee und dem Zugriff des ihrem Wahn verpflichteten Apparats. Auch das ist eine reale künstlerisch vorgenommene Proportionsverschiebung innerhalb des Geldkreislaufs: nach und nach wird den Lebenskeimen Stoff zugeführt und dem Krebsgeschwür entzogen, damit die *Figuration des Menschen* in Klarheit immer deutlicher erscheine.

Ein Arbeitspapier der FREE INTERNATIONAL UNIVERSITY, Mai 1982, zusammengestellt von *Johannes Stüttgen*

Modell Wasserburg e. V., Arbeits- und Wohngemeinschaft

Wir sind zur Zeit sechs Frauen, vier Männer und ein kleines Kind, die zusammen einen Gasthof, den „Eulenspiegel", führen, eine Monatszeitschrift, den „Jedermann", herausbringen, dreimal in der Woche Rundgespräche, damit meinen wir öffentliche Gesprächskreise für alle Interessierten, führen und uns mit den Gästen in unserem kleinen Holzhaus über unsere Arbeit, unsere Ziele, deren Sorgen und deren Arbeit, wo immer sie herkommen, unterhalten.

Die Gaststätte ist unsere wirtschaftliche Grundlage. Unsere Alternative ist, daß wir eine Stätte schaffen wollen, in der sich möglichst viele, verschiedenartige Besucher wohlfühlen können. Wir möchten ganz bewußt eine „normale" Gaststätte haben. Im Angebot bemühen wir uns neben einer bürgerlichen Speisekarte um gesundes Gemüse und möglichst natürliche Nahrungsmittel, auch um fleischlose Speiseangebote. Das Wichtigste dabei ist für uns, daß wir unsere Gäste wirklich freundlich bedienen können. Das ist bereits Erfahrung bei uns geworden, daß auf der Grundlage dieser Freundlichkeit eine für die Gäste und für uns fröhliche Atmosphäre besteht. Wir nennen das auch „die freie Schule in der Gaststätte". So wie die Gaststätte unsere wirtschaftliche Grundlage ist, so ist das tägliche gemeinsame geistige Arbeiten beim Frühstück unsere Grundlage für das Zusammenleben. Das ist so, und dies schon seit Jahren, daß wir immer alle beim Frühstück dabei sind und in dieser Zeit die für uns wichtigen Gespräche führen. Wir legen ganz besonderen Wert auf das WIE arbeiten wir zusammen? – In welcher Stimmung? So sind die Vorkommnisse während der Arbeit ebenfalls Inhalt unserer täglichen kommunikativen Gespräche. Auch während der Arbeit bemühen wir uns, solche Gespräche miteinander zu führen. So kommt es, daß wir beim täglichen Einteilen der Arbeit wählen können, wer welche Arbeit übernehmen will. Dabei entsteht eine fundamentale Verbindung zwischen Arbeit und Leben.

Das Haus, in dem wir leben und arbeiten, ist Eigentum des Vereins *„Modell Wasserburg"*. Wir sind Mitglieder dieses Vereins und damit Verwalter der Gaststätte, des Hauses, des Grundstückes. Auf dieser Grundlage wächst die Verantwortung dem Betrieb gegenüber und – für unser Leben – die Verantwortung um die Atmosphäre zwischen uns. Was unser Zusammenleben besonders trägt, ist das gemeinsame Lesen sozialer und esoterischer Texte von Rudolf Steiner.

Gerade dieses gemeinsame Lesen, das übrigens von uns allen nicht mehr vermißt werden kann, möchte ich gerne näher schildern, weil ich hier in Wasserburg erfahren habe, daß auch hier das WIE entscheidend ist. (Meine bisherige Erfahrung war: Jeder vertieft sich still in die Zeilen, nach einem stillen Aufblicken in die Leserunde „kann's weitergehen". Man kommt in dieser Art zügig voran, wer nicht bei „der Sache" war, kann ja zuhause noch mal nachlesen oder nicht. Oft geschieht es ja auch, daß man es nicht wagt nachzufragen, weil man das Gefühl hat, man müßte „weiter" sein.)

Wir lesen einen Text, zum Beispiel einen Absatz aus den „Kernpunkten der sozialen Fragen...", den einer von uns vorliest. Haben wir einen Absatz vorgelesen, dann passiert Unterschiedliches. Manchmal ist erst alles sehr still und erst nach und nach tasten sich einzelne von uns mit der Erklärung, wie und was sie verstanden haben, ins Thema hinein. Sehr oft geschieht es auch, daß die meisten von uns zu gleicher Zeit beginnen möchten und aus ihren jeweiligen Erfahrungen heraus zur entsprechenden Aussage im Text ihren Beitrag geben. Man muß sich vorstellen, daß wir zehn Menschen sind – daß wir alle sehr verschieden sind und daß gerade diese Vielfalt in den meisten Fällen zu einem Verständnis der Texte aus unserer Praxis heraus führt. Ich glaube, daß es

Zeichnung Arbeitsgemeinschaft Modell Wasserburg

genau dieses „in die Praxis umsetzen" ist, weshalb uns das gemeinsame Lesen trägt – denn wie einfach ist es zum Beispiel kopfnickend und bewundernd etwas über Brüderlichkeit zu lesen und wie interessant und beschämend ist es, genau diese Brüderlichkeit (oder Nicht-Brüderlichkeit) im Alltag bei sich ansehen zu können.

Unsere politische Arbeit sehen wir darin, möglichst verständlich aufzuklären. Das versuchen wir einmal im Monat mit unserer Zeitschrift „Jedermann", die von Peter Schilinski 1953 gegründet wurde und seither monatlich erscheint. Außerdem haben wir dreimal in der Woche je einen offenen Gesprächskreis für alle Menschen, die daran interessiert sind, entweder etwas von uns zu erfahren, oder Fragen über Anthroposophie und Dreigliederung haben. Wir stellen kein Thema von uns aus, wir erwarten von unseren Gesprächsteilnehmern, daß sie ein Thema mitbringen. Meist überlassen wir diesen Gesprächskreis noch unserem Peter, aber nach und nach wird es uns allen selbstverständlich, auch Rundgespräche zu führen. Peter hat mit den „Rundgesprächen" bereits vor 30 Jahren auf Sylt in den Witthus-Teestuben, die er mit einer Gruppe von Menschen aufbaute, begonnen. Mindestens einmal in der Woche fährt Renate in die nächstgelegene Stadt, Lindau oder Friedrichshafen und macht dort Straßengespräche. Sie hat meist ein selbstverfaßtes Flugblatt über ein bestimmtes Thema wie Friedensbewegung, Abrüstung und verschiedene Themen mehr und stellt sich dort den Menschen zu einem Gespräch. Gerade in letzter Zeit ist dieses Straßengespräch sehr erfolgreich, viele Menschen kennen Renate schon und beginnen auch schon mal von sich aus ein Gespräch mit ihr.

Außerdem besuchen uns während eines Sommers – im Winter ist es etwas ruhiger – recht viele Menschen, die für ein paar Tage oder länger in unserem Holzhaus (mit Selbstverpflegung) wohnen und uns kennenlernen wollen. Dieses Kennenlernen geschieht oft erst mal beim Rundgespräch, dann beim Mithelfen in Küche und Garten. Auch diesen Gästen gegenüber gilt für uns, daß wir nur dann zusammenarbeiten möchten, wenn wir eine Atmosphäre schaffen können, in der gegenseitige Aufmerksamkeit und eine gewisse Zuneigung vorhanden ist. Lieber verzichten wir auf Mithilfe, wenn der oder die Helfende nicht bereit sind, verbal oder auch emotional, schweigend oder sprechend etwas menschlich Weiterführendes einzubringen. Zumindest auch in dem Versuch, sich der Situation zu verbinden. Aus Erfahrung können wir sagen, daß darin eine große Schwierigkeit liegt, dies in der Praxis des Zusammenlebens zu vermitteln.

Die Beziehung der einzelnen Menschen in der Gruppe zur Anthroposophie Rudolf Steiners und der Idee der Dreigliederung des sozialen Organismus ist unterschiedlich. Wir legen großen Wert darauf, daß jeder „seine" Beziehung dazu lebt und „seinen" Weg sucht. Was für uns im Mittelpunkt steht, ist der Mensch, und zwar so, daß wir uns nicht danach richten möchten, welche Weltanschauung dieser Mensch hat. In diesem Sinne würde ich sagen, daß die Anthroposphie für uns ein Mittel ist, unser Leben und unsere Erlebnisse besser verstehen zu lernen und Wege zu finden, konkrete Konflikte und Schwierigkeiten, seien sie innerhalb unserer Gemeinschaft oder von anderen Menschen an uns herangetragen, immer produktiver lösen zu können, das heißt immer wieder den Versuch aufzunehmen und um ein produktive Lösung bemüht zu sein.

So ist uns die Idee der Dreigliederung des sozialen Organismus nicht ein vorgegebener Rahmen, in dem wir versuchen, die Gebiete des freien Geisteslebens, der Wirtschaft und des Rechtes herauszufinden, sondern eine tägliche Entwicklungsarbeit, wo sich alltäglich die Praxis in einem Entwicklungsprozeß unter den Menschen gestaltet, die hier zusammenleben.

Modell Wasserburg, Arbeits- und Lebensgemeinschaft, Hauptstraße 99, D-8992 Wasserburg/B.

Margit Vedovelli

Verein für pädagogisch therapeutische Fürsorgeerziehung

In unserem Pflegefamilienverbund »Verein für pädagogisch-therapeutische Fürsorgeerziehung« werden schulpflichtige Jugendliche betreut.

Das obere Eintrittalter liegt bei 15 Jahren. Wir verstehen uns als Einrichtung für drogengefährdete Jugendliche, die gegen das Betäubungsmittelgesetz verstoßen, oder anderweitig delinquiert haben.

Der Schulunterricht fügt sich in den gesetzlichen Rahmen der Sonderschulen als Sonderklasse D ein. Innerhalb dieses Rahmens orientiert sich die Schule an der Pädagogik Rudolf Steiners.

An den Vormittagen werden die mehr intellektuellen Fächer in Form von Epochenunterricht vermittelt. An den Nachmittagen kommen die therapeutisch-künstlerischen Gebiete wie Bildhauern, Malen, Plastizieren, Sport und punktuelle Einsätze in landwirtschaftlichen Zusammenhängen zum Zuge.

Die Schulexamen erfolgen anhand eigens ausgearbeiteter »Rasterprüfungen« nach kantonalen Examensaufgaben der Oberstufen. Dadurch ist es möglich, differenzierte Zeugnisse, den einzelnen Leistungen des Jugendlichen entsprechend auszustellen.

Soweit möglich, legen wir großen Wert auf eine intensive Zusammenarbeit mit den Eltern unserer Jugendlichen.

Eine enge Zusammenarbeit mit den einweisenden Behörden ist für uns selbstverständlich. In regelmäßigen Abständen wird mit dem Einweiser die Entwicklung

des Jugendlichen besprochen und dokumentiert.

Die Berufsorientierung erfolgt in Zusammenarbeit mit den einweisenden Behörden und wenn möglich gemeinsam mit den Eltern des Jugendlichen.

Die Fähigkeiten des Jugendlichen und dessen Probleme, sollen in ihrer Entwicklung nicht nur von uns, sondern auch von den Eltern und den einweisenden Behörden wahrgenommen und begleitet werden können.

Antworten gemäß Fragebogen

1.

Der Impuls, ein Unternehmen mit Wohngemeinschaftscharakter, aber auch mit Familienähnlichem Charakter für Kinder und Jugendliche aus dem Maßnahmenvollzug zu gründen, geht auf die Studentenunruhen 1968 zurück. Damals erlebten wir, die inneren Nöte der Jugend im Hinblick auf dasjenige was als sogenannter Bildungsnotstand offenbar wurde. Nach der Seminarzeit am Institut für Waldorfpädagogik entstand in Dornach im Hause einer Psychologin, welche innerhalb der Jugendjustiz tätig ist, ein Initiativkreis zur Gründung eines anthroposophisch orientierten Aufnahme und Beobachtungsheimes, welches inzwischen ebenfalls mit der Arbeit beginnen konnte.

Unser Anliegen wurde es, eher langzeitliche Betreuung von Kindern und Jugendlichen im Maßnahmenvollzug zu übernehmen.

Inzwischen hat das Unternehmen eine eigene interne Schule, besteht aus zwei Häusern mit insgesamt 9 Mitarbeitern und maximal 12 Jugendlichen.

Bisher mußte sich das Unternehmen ausschließlich über die vom Staat sichergestellten Pflegesätze finanzieren, was allerdings langfristig nicht ausreicht, da die Anschlußmaßnahmen der Jugendlichen im bezug auf die Berufsorientierung Werkstätten und halbexterne Betreuungszusätze erfordern, die nicht ohne weiteres über die Pflegesätze zu finanzieren sind. Darüber hinaus erhalten die Mitarbeiter ein Gehalt welches regional üblich ist.

2.

Die rechtliche Form des Vereins geht aus den Statuten hervor. Die Statuten mußten neu, in Richtung konventioneller Rechtsformen überarbeitet werden, nachdem sich herausgestellt hatte, daß absolute Autonomie der Wohngruppen nur mit Menschen außerordentlicher Reifegrade zu bewerkstelligen sind.

3.

Ziel, Zweck, Idee

Ziel ist es, die Kinder in einem Bildungsprozeß gemeinschaftsfähig zu machen, wobei man vom konventionellen Gedanken der Re-sozialisierung abgeht und eher die Sozialisierung im Auge hat. Der Unterschied beider Begriffe besteht darin, daß wir davon ausgehen, daß Kinder und Jugendliche mit Drogenerfahrung eine neue Gesellschaft haben wollen und nicht einfach in die herkömmliche Formen zurückversetzt werden wollen, denen sie sich mit teilweise kriminellen Mitteln verweigert haben.

Die Idee entstammt der Einsicht, daß die gegenwärtige Generation Kinder und Jugendliche, welche ein Erdenleben angetreten haben, eigentlich einen sozialen Beitrag an die Zukunft leisten wollen, es aber nur können, wenn ihre Werkzeuge, also ihre seelische und körperliche Konstitution in eine Verfassung gebracht werden kann, welche ihnen konstruktives Weltinteresse entlockt.

4.

Unsere Initiative unterscheidet sich von herkömmlichen darin, daß sie vom quantitativen Großheimgedanken abgeht und sich als qualitative Ergänzung zu größeren Erziehungsanstalten versteht. Familienähnliche Strukturen mit eigener Schule gestatten individuellere Betreuung, wobei allerdings beim Erzieher ein erhebliches Maß Idealismus erforderlich ist, weil die Präsenzzeiten über denjenigen liegen, welch in herkömmlichen Heimen üblich sind.

5.

Es liegt in der Natur der Sache, daß das Unternehmen auf dem Boden eines freien Geisteslebens begründet ist, wobei der wirtschaftliche Aspekt in bezug auf die Erhaltung des Organismus sicherlich auch eine wichtige Rolle spielt. Werkstattsituationen mit wirtschaftlichen Zielsetzungen sollen dem Unternehmen zusätzliche Sicherheit verleihen, wobei Spenden und Darlehen aus dem Wirtschaftsleben allgemein dringend geboten sind.

Da wir ausschließlich Kinder und Jugendliche vom Rechtsträger her, also von staatlichen Instanzen zugewiesen bekommen, ist auch die Staatliche Aufsicht nicht weit weg. Bisher wurde allerdings von allen staatlichen Instanzen der besondere Charakter unseres Unternehmens vollumfänglich respektiert und mit Wohlwollen begleitet. Es liegt im Charakter des Unternehmens, daß volle pädagogische Freiheit gewährt sein muß, ansonsten wir diese Arbeit nicht leisten würden oder könnten.

Allerdings ist jeder Mitarbeiter mit seinem Tun einer außerordentlichen Transparenz ausgesetzt, was dem „Gläsernen Menschen" sicherlich ein Stück näher kommt. Andererseits verstehen wir unsere Arbeit mit den Jugendlichen als einen Beitrag, mittels „feed back"-Komponente impulsierend in den Staat, also den Rechtsträger zu wirken.

6.

Unsere Ideen und Vorstellungen decken sich eigentlich ständig mit der Wirklichkeit. Wenn sie es nicht tun, dann rächt sich diese Tatsache augenblicklich.

7.

Unsere größten Schwierigkeiten und Probleme bestehen im Mangel an materiellen Mitteln, zum Erwerb einer dritten Liegenschaft für eine geschlossene Aufnahmeabteilung. Ferner fehlen uns Mittel für geeignetere Schulräume und drittens, sollten wir von den zur Zeit bis 80 % hypothekarbelasteten Häusern in ein erträgliches Belastungsmaß gelangen.

Verein für pädagogisch-therapeutische Fürsorgeerziehung, Untere Gasse 3, 8344 Bäretswil.

Thomas Meyer

Geistesgegenwart und Mut im Zeichen kosmopolitischer Gesinnung

Eine Betrachtung zur Biographie von Samuel Pisar

Wenn du einem Menschen einen Fisch gibst,
isst er einmal.
Wenn du ihn fischen lehrst,
wird er sein Leben lang essen.
Chinesisches Sprichwort

I

Daß die heutige Zeitlage in keiner Weise zur Resignation auffordert, sondern zu einer Positivität; die auf klarer Einsicht in die Verhältnisse beruht und sich an keine Bedingungen knüpft, darüber könnte jedes vernünftige Denken, wenn nur umfassend und gründlich genug, aufklären.

Eine andere Sprache jedoch spricht eine solche ‚Aufklärung', wenn sie nicht von abstrakten Überlegungen ausgeht, und würden diese in noch so tatkräftige Ideale münden, sondern von der Betrachtung eines menschlichen Schicksalsganges. Denn ein menschliches Schicksalsdrama spricht für den, der es mit vollmenschlichem Interesse betrachtet, nicht bloß zum Intellekt, sondern zu Gefühlsweiten und Willenstiefen. Kurz, es spricht zum ganzen Menschen.

Soll von einer Schicksalsbetrachtung ein freier Willensanstoß ausgehen, so muß der Betrachter ein Interesse aufbringen, das selbst schon willensdurchkraftet ist.

Es gibt ein wunderbares Wort in der deutschen Sprache, in dem neben dem Hauptton noch eine tiefere Oktave mitschwingt, die nur meist überhört wird. Es ist das Wort verstehen. Es steckt das Verbum ‚stehen' darinnen. Stehen tue ich mit meinen Gliedmaßen, den äußeren physischen Instrumenten meines Willens. Im Prozeß eines wahrhaften Verstehens – so deutet der Sprachgenius an – wirkt also wie in jedem äußerlich vollzogenen und Schicksal bildenden Lebensschritt immer auch eine zunächst verborgene Willenskraft mit. Bringt der Betrachter die bewußte Freiwilligkeit solchen Verstehens auf, so kann er aus einem unbeteiligten Zuschauer zum anteilnehmenden Begleiter fremden Schicksals werden.

II

Samuel Pisar wird im Jahre 1929 in Bialystok (Polen) als Sohn jüdischer Eltern geboren. Im Juni 1941 vertreiben die Hitlersoldaten die sowjetische Besatzungsarmee aus der Stadt und beginnen sofort mit der Gettoisierung sämtlicher jüdischer Bewohner. Bald wird der Vater von der Gestapo verhaftet, gefoltert und umgebracht. Freunde und Verwandte verschwinden einer nach dem andern. Der 11jährige versucht mit Mutter und Schwester zu fliehen, nachdem die Deutschen das Getto dem Erdboden gleichgemacht und mit der systematischen Deportierung begonnen hatten. Die drei Vertriebenen finden in einem Krankenhaus Zuflucht. In der Nacht, der letzten, die sie gemeinsam verbringen sollten, zieht die Mutter, einer plötzlichen Eingebung folgend, dem Jungen lange Hosen an, obwohl sie weiß, daß sie damit wahrscheinlich die endgültige Trennung vom Sohn besiegelt. Am nächsten Morgen brechen die SS-Deporteure die Tür des Krankensaales auf. Einer der Männer erblickt den Ring am Finger der Mutter.

„‚Her damit!' – Der SS-Mann zog das Bajonett: ‚Schnell! Oder der Finger muß mit dran glauben.' Da erinnerte ich mich in meinem Schrecken an das Stück Seife, das meine Mutter mir ganz unten in meinen Koffer gepackt hatte. Sekunden später hatte ich es herausgeholt. Ich spuckte auf den Finger meiner Mutter und rieb ihn mit der Seife ein. Der Ring glitt vom Finger. Ich hielt ihn dem Nazi hin. ‚Da, Herr.' In diesem Augenblick war ich ein anderer geworden. Ich hatte den Entschluß gefaßt, um mein Leben zu kämpfen."[1]

Es folgt die endgültige Trennung von Mutter und Schwester, denn der Junge wird dank seiner langen Hose tatsächlich der Kolonne der Männer, der „Arbeitskräfte" zugeteilt. Damit ist die erste einer Reihe von „Selektionen" überstanden.

„Während ich nun mutterseelenallein in der Welt, mit kummervollem Herzen weitermarschierte und die Tränen zurückzuhalten versuchte, wurde ich von Zorn gegen die Menschen und gegen Gott ergriffen. Jeder Stütze, jeden Trostes beraubt, hob ich in einem gotteslästerlichen Aufschrei gegen den Allmächtigen die Faust gen Himmel. – ‚Ungeheuer, wie kannst du es wagen?'"[2]

Nach einem 72stündigen Transport ist das Lager Maidanek erreicht. Viele Männer waren unterwegs gestorben, die Überlebenden waren am Verdursten. Pisar hat nur einen Gedanken: Wasser. Er nähert sich einem SS-Posten, der hinter einem Stachel-

drahtzaun steht und die Maschinenpistole auf ihn gerichtet hält, holt ein Päckchen mit einer Uhr und einem Siegelring aus dem kleinen Koffer und zeigt dem Nazi beides.

„‚Wirf her!' – ‚Ja, wenn Sie mir Wasser bringen.' – ‚Wirf her, oder ich schieße.' – ‚Nein, erst das Wasser.' ... Ich wußte er konnte mich töten, aber dann würde er seine Beute nicht bekommen, weil ich auf der anderen Seite des Zauns stand. Er ging fort und kam nach einigen Minuten wieder, mit einer vollen Flasche."[3]

Nun kommt eine Reihe von weiteren Selektionen, die Pisar im Lager zu überstehen hat, während schlimmer als alles übrige der Hunger seine erbarmungslose Peitsche schwingt.

„Eines Abends, nach einem endlosen Appell, ertönte der Befehl: ‚Alle, die von Beruf Schneider sind, bleiben hier. Die anderen wegtreten!' Mein Instinkt riet mir, mich nicht von der Stelle zu rühren. Wenn sie Schneider brauchen, dachte ich, werden sie sie am Leben lassen. Der Offizier, der die Reihen abschritt, musterte mich mit einem abschätzigen, skeptischen Blick. ‚Du willst Schneider sein?' – ‚Nein, Herr, Schneider bin ich nicht.' – ‚War dein Vater Schneider?' – ‚Ja, und mein Großvater auch. Ich war der Knopflochmechanist.' – ‚Knopflochmechanist? Was ist das?' – ‚Das ist der, der die Knopflöcher macht. Mit einer sehr großen und komplizierten Maschine. Versuchen Sie mal, Knopflöcher mit der Hand zu nähen, dann werden Sie sehen, wie lange das dauert. Mit der Knopflochmaschine dauert es nur eine Minute. Man arbeitet Hand in Hand mit dem Schneider' ... Die Logik meiner Geschichte – Schneider und Knopflochnäher ergänzen einander – leuchtete dem SS-Offizier ein. Mit einer Handbewegung forderte er mich auf, mich bei den Schneidern aufzustellen. Auf der Seite der Lebenden."[4]

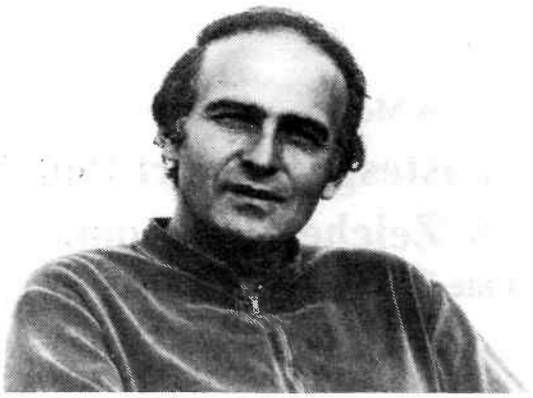
An nächsten Tag wird Pisar zusammen mit den Schneidern zum Arbeitslager Blizin abtransportiert, wo gebrauchte Uniformen sortiert, gewendet und wieder neu zusammengenäht werden müssen. Hier trifft er seinen ebenfalls aus Bialystok stammenden Freund Ben wieder. Die beiden schließen einen heiligen Überlebenspakt miteinander.

Die nächste Station auf dem Weg heißt Auschwitz. Ein reines Vernichtungslager. Die Hunderttausende, die das Lager füllen, bilden eine traurige Elite; es sind ausnahmslos Menschen, die bereits mehrere Selektionen überstanden haben.

Hier hat Pisar eine besonders schmerzliche Lektion zu lernen. Er trifft unvermutet einen Bekannten, einen Freund der Eltern, der oft in ihrem Hause zu Gast gewesen war. Der Mann gibt dem Jungen, der ihn freudig begrüßen will, zu verstehen, daß er nichts von ihm wissen will und weist ihn kalt und energisch ab, aus purer Furcht, der Junge könnte ihm zur Last fallen und dadurch die eigenen Überlebenschancen vermindern. Auschwitz, so lautet die eisige Lektion, ist ein Ort, wo jedes Gefühl und jede Herzensregung lebensgefährlicher Luxus sind. Die Lektion wird gelernt, doch umso enger schließt sich der Freundschaftsbund mit Ben, in den bald darauf noch Nico, ein 28jähriger Holländer aufgenommen wird.

Auch in diesem Lager gibt es Selektionen, obwohl es hier nicht mehr um ein über Leben oder

Foto Franklin



Samuel Pisar

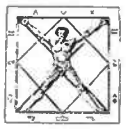
Tod bestimmendes Entweder-Oder geht, sondern einzig um ein unüberbietbar makabres Früher oder Später. Eines Tages wird Pisar zusammen mit einer Gruppe anderer Verdammten in eine Art Wartebarracke geführt, wo noch die Häftlingsnummern registriert werden sollen. Letzte verzweifelte und ohnmächtige Blicke werden getauscht. Da fällt der Blick des Jungen auf einen mit Wasser gefüllten Holzkübel und eine Bürste im Hintergrund des Raumes.

„Inmitten der allgemeinen Verwirrung, der Lähmung aller, die hier versammelt sind, ducke ich mich. Ich bewege mich langsam auf den Zuber zu. Ich fange an, den Fußboden zu schrubben, mit dem ganzen Eifer des fleißigen, gefügigen Häftlings, der sich Mühe gibt, jede ihm aufgetragene Arbeit auf das beste auszuführen. – Ich lasse keinen Winkel aus, ich arbeite gründlich und emsig – und nähere mich dabei ganz langsam dem Ausgang ... Die Wachen, die in regelmäßigen Abständen einen Blick durch die offene Tür in den Raum werfen, haben mich bemerkt. Aber sie werden unfreiwillig meine Komplizen. – ‚He, da drüben ist es noch schmutzig, fang da noch mal an!' Ich liege auf den Knien und schrubbe. Sie rufen mir Befehle zu. Ich gehorche. Jede einzelne Fußbodendiehle wird mit dem Mut der Verzweiflung eingeseift und blankgescheuert. Ich krieche zwischen den Beinen der anderen Verurteilten hindurch, die mich in ihrem Schrecken nicht mehr beachten. Schrubbend krieche ich weiter unter den spöttischen Blicken der Posten, die sich einen Spaß daraus machen, mich zu schikanieren. – ‚Hier mußt du nochmals schrubben, du Faulpelz!' – Mein Gehorsam ist total. – Als ich schließlich, nach einer endlosen Zeit, die Stufen erreiche, die ins Freie hinausführen, scheuere ich sie, eine nach der anderen, mit einer Hingabe, die auch den härtesten Kripo milde stimmen müßte. Ich schrubbe und schrubbe diese ausgetretenen Stufen, die Tausende von Füßen hinauf- und hinuntergegangen sind. – Die hohen Stiefel der Deutschen umgeben mich. Der Augenblick der Wahrheit. Ich nehme den Zuber mit einer Hand, die Bürste mit der anderen und gehe langsam davon. – Ich warte auf das ‚Halt!', auf das Geräusch der Schritte, die mein Todesurteil sind. Nichts. – Die Posten haben das Interesse an mir verloren und sind gleichgültig stehengeblieben. Ich gehöre jetzt nicht mehr ganz der Welt der Toten. – Und nun kehre ich mit Schritten, die lässig wirken sollen, in die Anonymität des Lagers zurück, werde wieder eine lebende Nummer."[5]

III

Halten wir kurz inne. Wie kann es unter solchen Umständen überhaupt ein Überleben geben? Zweierlei gibt dem Todgeweihten die Kraft, weiterzuleben. Ein ungeheurer, mutvoller Wille und eine zur rettenden Tat inspirierende Geistesgegenwärtigkeit. Beides – Willen und Geistesgegenwart – sind offenbar einer schier unbegrenzten Steigerung fähig. Trägt ein Mensch den lichten, wachen Verständnis-Willen in die finstere Nacht der schlafenden Willenstiefen hinein, oder fordert ihn eine Schicksalssituation dazu auf, unmittelbar in diese Tiefen einzutauchen, so kann es zu einer unerhörten Steigerung der Willenskräfte kommen. Man könnte das als eine Art Willenstaufe bezeichnen.

Auch die Geistesgegenwart tritt im gewöhnlichen Leben viel seltener auf als das sie meinende Wort. Die meisten menschlichen Handlungen werden von Erinnerungsvorstellungen beeinflußt; ich erinnere mich daran, wie etwas früher gemacht wurde, sei es von jemandem anderen, sei es von mir selbst. Und danach richte ich mich für gewöhnlich. Bei allen derartigen Handlungen spielt also eine weit größere Rolle als irgendeine Geistesgegenwart – die Vergangenheit. Nur in wirklicher Geistesgegenwart kann es gelingen, unabhängig von jeglichem Vorbild und *„jeder Stütze und jedes Trostes beraubt"*, gleichsam aus dem Bodenlosen heraus zur Intuition einer freien Handlung zu kommen.[6]



IV

Nach der Befreiung vor Dachau durch die Amerikaner im April 1945 kommt Pisar dank der Hilfe von Verwandten zuerst nach Paris, dann nach Melbourne, wohin zwei Brüder der Mutter schon vor Kriegsausbruch ausgewandert waren.

Plötzlich erwacht im mittlerweile 20jährigen ein ungeheurer Lerneifer. In rasantem Tempo versucht er, mit Hilfe von Privatlehrern und im Selbststudium soviel Allgemeinbildung wie nur möglich nachzuholen. Dabei kommen ihm seine Sprachkenntnisse zugute. Als ihn eine plötzlich auftretende Tuberkulose auf das Krankenbett wirft, werden Dostojewski, Conrad, Balzac, Schiller, Dickens, Thomas Mann gelesen, geradezu verschlungen – immer in der jeweiligen Originalsprache. Nach der Genesung wird das vor der Krankheit begonnene Jura-Studium an der Harvard-Universität in den USA fortgesetzt. Hier trifft Pisar Männer wie den jungen Henry Kissinger, Bülent Ecevit (den späteren Ministerpräsidenten der Türkei), Scheich Ahmed Saki el Jamani (heute saudi-arabischer Erdölminister). Es ist die Zeit des von einem starren Festhalten an den ideologischen West-Ost-Gegensätzen geprägten Kalten Krieges, die Zeit auch, in der ein junger, ehrgeiziger Anwalt namens Nixon sich einen Namen zu machen beginnt. Auch mit Zbigniew Brzesinski, dem späteren Sicherheitsberater Präsident Carters, wird Bekanntschaft geschlossen.

Bereits im Jahre 1956 legt Pisar seine Dissertation vor, die die juristischen Aspekte der West-Ost-Beziehungen behandelt.

„Ich hatte das Gefühl, daß die beiden gegnerischen Machtblöcke friedlich koexistieren und zusammenarbeiten könnten. Dieses Gefühl beruhte zunächst einmal auf einem Instinkt. Ich verdankte mein Leben ebensosehr den Russen wie den Amerikanern: wenn die militärischen Anstrengungen dieser beiden Verbündeten nicht den Untergang des Dritten Reiches beschleunigt hätten, dann hätte ich nicht mehr befreit werden können. Ich konnte bei meinen Analysen nicht meine persönlichen Erfahrungen beiseite schieben. Ihnen verdankte ich die grundlegende Überzeugung, daß die Beziehungen zwischen den beiden Großmächten für die Zukunft und den Frieden der Welt von entscheidender Bedeutung sein würden."[7]

Im selben Jahr erfolgt Pisars Ernennung zum juristischen Berater bei der Unesco in Paris, nachdem er seit 1955 im Büro von Dag Hammarskjöld für die Uno gearbeitet hatte. Doch nach einigen Jahren scheidet er wieder aus, das sich ihm der langsame moralische Zerfall beider Institutionen immer deutlicher gezeigt hatte.

Im Jahre 1960 wird er zum Berater des Internationalen Handelsausschusses des amerikanischen Senates ernannt, kurz darauf wird ihm von John F. Kennedy kraft eines Sondergesetzes die amerikanische Staatsbürgerschaft verliehen.

Bald nach dem Abschluß der „Römischen Verträge", die zum Aufbau der EWG führen, übersiedelt Pisar nach Paris und eröffnet ein internationales Anwaltsbüro, das er bis zum heutigen Tage betreibt. Denn nach vielen Jahren verschiedenster Verhandlungen in allen möglichen Metropolen der Welt und im Namen diverser internationaler Organisationen hatte er schließlich feststellen müssen: *„Wir müssen alle unsere Probleme von Grund auf neu überdenken. Und was haben wir getan? Nach hundert feierlichen Reden nicht einmal der Ansatz einer Lösung."*[8]

In seinem ersten Buch – deutsch erschienen unter dem Titel *„Supergeschäft Ost-West"* (zur Zeit vergriffen) fordert Pisar aufgrund von umfassenden wirtschaftlich-juristischen Erwägungen mit allem Nachdruck eine rückhaltlose, ideologiefreie west-östliche Wirtschaftsintegration – den Kampf mit den *‚Waffen des Frieden'*, wie er diese Strategie nennt. Nur so kann dem Rüstungswettlauf, der zu einem globalen Wirtschaftsfaktor erster Größe geworden ist, entgegengearbeitet werden. 1970 beteiligt er sich an einer inoffiziellen Blitzaktion zur Befreiung von 30 politischen Häftlingen der griechischen Militärjunta und kann u. a. die Freilassung von Mikis Theodorakis erwirken. Nach diesem ersten direkten Eingreifen in die europäische Politik übernimmt Pisar die Führung einer sowjetisch-amerikanischen Arbeitsgruppe für wirtschaftliche

Zusammenarbeit. Im Sommer 1971 begleitet er eine Gruppe einflußreicher Amerikaner (darunter David Rockefeller jun.) zu einer inoffiziellen Wirtschaftskonferenz in Kiew. Dank seiner Russischkenntnisse und einer vollständig improvisierten Rede über das Schicksal der russischen Juden gelingt es ihm die ideologisch vereiste Atmosphäre zwischen den Gesprächspartnern zu erwärmen und die Konferenz vor dem Platzen zu retten. Im Jahre 1975 wird Pisar von Valéry Giscard d'Estaing aufgefordert, ihn auf einem Staatsbesuch nach Polen zu begleiten. Bei dieser Gelegenheit sollte auch Auschwitz aufgesucht werden. Dies wird für ihn zum Anlaß, die rund zwanzig Jahre lang verschwiegenen Erlebnisse im Zentrum des apokalyptischen Wahnwitzes in autobiographischer Form darzustellen, in dem Buch *„Das Blut der Hoffnung"*. Doch keineswegs, um anzuklagen oder abzurechnen, sondern weil *„eine furchtlose Jugend wissen will. Sie will lernen welches die Gefahren, die grauenvollen Heucheleien der Geschichte sind; sie will sich wappnen, um gegen das Verhängnis zu kämpfen"*[9]. Sehr eindringlich werden in dem Eingangskapitel die offensichtlichsten heutigen Weltprobleme mit ein paar kurzen Strichen skizziert. *„Jede große Krise in der Welt ruft meine Erinnerung wach und verlängert jene unbeschreibliche Epoche, als der Mensch vorsätzlich vernichtet wurde, als ich ein Untermensch wurde – bis zu meiner Wiedergeburt."*[10] Der Hunger, der Terrorismus, der Frieden, die Energiekrise – alle diese Probleme werden im Lichte der persönlichsten Vergangenheitserfahrung betrachtet. Denn sie waren alle samt und sonders in wahrhaft infernalischer Modellform bereits im Lager vorhanden und zu erkennen. Eine solche durch und durch subjektive Optik kann sich nur ein Mensch leisten, der derart mit dem ganzen Zeitschicksal verflochten ist und dessen eigenes Schicksal in diesem apokalyptischen Jahrhundert exemplarischen Charakter annimmt; auch und gerade für den Grad der Hoffnung, der der Zukunft entgegengebracht wird.

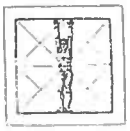
„Ich bin nur ein Beweis, einer unter vielen, daß die Rettung möglich ist, möglich wie das Überleben, unter Bedingungen, die jeder Vorstellung trotzen."[11]

V

Halten wir noch einmal inne. Was spricht aus einem solchen Schicksal, insofern es als Zeitschicksal betrachtet wird? Tönt für den, der es nicht einfach bei vorübergehender Anteilnahme oder flüchtigem Interesse an Einzelheiten bewenden läßt, nicht etwas wie eine Herausforderung hindurch, eine Herausforderung, das Menschenmögliche um ganz bestimmte neue Fähigkeiten zu erweitern? Und sind das nicht gerade die unter Umständen lebensrettenden Fähigkeiten gesteigerten Willens und realer Geistesgegenwärtigkeit? Das wäre aber zugleich eine Herausforderung an jedes einzelne Ich. Denn für diese Fähigkeiten kann es letzten Endes keinen anderen Lehrer geben als das sich zu gesteigerter Wachheit entwickelnde Ich.

Wer nicht vom Schicksal den Weg zu solcher Wachheit entlanggestoßen wird, muß ihn aus vollster Freiheit, d. h. aus größter Leere innerer oder äußerer zwingender Antriebe zu gehen versuchen, wenn solche und andere im wahrsten Sinne des Wortes notwendige Fähigkeiten wachsen sollen. Mit anderen Worten, er muß von Gedanken ausgehen, einen Gedankenweg beschreiten. Denn im weiten Erlebnisumkreis ist und bleibt es wohl einzig der abstrakte Gedanke, der, weil er nur eine Art Schattendasein führt, das Ich zu nichts zwingt und alles seiner Freiwilligkeit überläßt.[12] Dasselbe wird kein Mensch vom Hungergefühl oder von einer starken Sympathie behaupten können; ich fühle mich einfach gedrängt, unter ihrem Einfluß oder Antrieb zu handeln.

Zurück also zum freiwilligen Verstehen: denn nur aus ihm heraus kann sich menschenwürdige Anteilnahme entwickeln und lassen sich die Impulse, die von der Betrachtung fremden Schicksals ausgehen können, in freier Weise in die Schritte auf dem eigenen Weg hineinverwandeln.



Anmerkungen

[1] S. Pisar, Das Blut der Hoffnung, Hamburg 1979, Taschenbuchausgabe 1983. Die im folgenden angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Taschenbuchausgabe. S. 41 f.
[2] a.a.O., S. 43.
[3] a.a.O., S. 52 f.
[4] a.a.O., S. 57.
[5] a.a.O., S. 73 f.
[6] Zur genauen Charakterisierung der freien Handlung siehe Rudolf Steiner: „Die Philosophie der Freiheit", Dornach 1962.
[7] Pisar, Das Blut der Hoffnung, S. 155 f.
[8] a.a.O., S. 282.
[9] a.a.O., S. 20.
[10] a.a.O., S. 16.
[11] a.a.O., S. 318.
[12] In diesem Sinne können die innerhalb der anthroposophisch orientierten Geisteswissenschaft Rudolf Steiners, aber auch die von Hegel, Fichte und anderen errichteten Gedankengebäude als Stätten betrachtet werden, in denen solches ich-weckendes Wandern erübt werden kann. Der Gedankengänger findet in den Werken dieser und anderer Denker vielfache Gelegenheit zur ersten Stufe der Geistesgegenwart zu kommen, indem er sich selbst als lebendiges Geistwesen erfaßt. Denn wer oder was sonst in ihm sollte denn dieser Gehende, dieser Wanderer sein? Brennt die auch auf solche Weise entzündbare Fackel der Geistesgegenwärtigkeit immer stetiger, so wird sich auch der mutvolle Wille an ihr immer aufs Neue entzünden lassen. – Wer solche Bemerkungen wie auch das über den Zusammenhang von abstraktem Gedanken und Freiheitserlebnis Gesagte weiter begründen und verfolgen möchte, möge sich die geisteswissenschaftlichen Grundschriften erwandern.

Bettine von Arnim

Der Mensch ist nicht, er wird erst

Bettine Anna Elisabeth von Arnim (4. 4. 1785–20. 1. 1859) begann ihre literarische Tätigkeit erst nach dem Tod ihres Mannes Achim (1831), da sie, oft von ihm getrennt, mit der Erziehung ihrer sieben Kinder vollauf beschäftigt war. Sie stand mit den einflußreichsten Persönlichkeiten ihrer Zeit in brieflichem und freundschaftlichem Kontakt. In ihrer sozialen Tätigkeit war sie unermüdlich und nahm keine Rücksicht auf sich selbst. Sie leistete Hilfe bei der Choleraepidemie von 1831, kämpfte für die Befreiung der Frau und die Emanzipation der Juden und setzte sich für die Armen und politisch Verfolgte ein. 1843 veröffentlichte sie DIES BUCH GEHÖRT DEM KÖNIG. Sie widmete es Friedrich Wilhelm IV., zu dem sie direkten Zugang hatte. Indem sie kühn alle brennenden sozialen Probleme aufgriff, wollte sie ihn zu Sozialreformen und zur Einlösung des Verfassungsversprechens anspornen. Ihre Vorschläge und ihre Kritik legt sie der Frau Rath, Goethes Mutter, in den Mund, mit der die junge Bettine befreundet gewesen war. Die Wesensverwandtschaft der beiden Frauen zeigt sich nicht zuletzt in ihrem herzhaft sprudelnden Humor, der auch diesen, für die damalige Zeit äußerst gewagten Text prägt. – Wir bringen hier Auszüge aus dem 2. Teil des erwähnten Buches, einem Gespräch zwischen Frau Rath, dem Pfarrer und dem Bürgermeister. Der Text folgt auch in der Schreibweise der Erstausgabe von 1843.

Frau Rath. Mein Kopf glüht mir vor Eifer Ihnen den Ihrigen zurecht zu setzen. Und hören Sie mich an. – Die Veredlung der Menschheit geht oft an ihrer Sittenverbesserung zu Grund. Dazu gehört die Sündentaxe. Der wägende Richter den Sie auf den Wolkenthron sich denken, steht auf dem Markt und läßt den scharfen Schliff seines Richtbeils im Sonnenlicht blitzen. Der Staat hat seine religiösmoralischen Anlagen, seine Abgränzung erlaubter Begriffe, die Entwicklung unserer Seelenkräfte, auf der Tenne, er drischt wechselweis drauf los, und gewinnet eine unreine Saat der Moral, der Gottheitslehre und verpfuschter Gesetze. Der Staat säet sie aus und ist allein verantwortlich für die Verbrechen die daraus erwachsen. Das Beil in der eisernen Faust auf dem Markt zückt gegen ihn die Schneide. Und dies Beil ist die öffentliche Meinung die mündig geworden ist und ihn verdammt.

Bürgermeister. Das müßte doch wahrlich mit dem bösen Feind zugehn wenn der Staat die Schuld der Verbrechen tragen müßte gegen seine eignen Gesetze.

Fr. Rath. Mit dem geht es auch zu! – Was ist der Staat dem Volke? Ein herrischer Sclavenhändler der Tauschhandel mit ihm treibt, und darum den Knechtsinn ihm einquält; der Machtsprüche verhängt über es und sein darbendes angefochtnes, tausendfach geärgertes Herz in den Sumpf versenkt frömmlender Moral, der über seinem aufstrebenden Geist den Sargdeckel zuschlägt oder auch mit dem Halsband eines Hundes die Kehle ihm zuschnürt.

Bürgermeister. Sie bescheiden den Staat vor Gericht statt über den Verbrecher zu entscheiden.

Fr. Rath. Weils unmöglich ist ohne den Staat anzuklagen. Der Verbrecher selbst ist das Opfer! – Die *Vox populi* zeugt gegen den Staat, der das Volksherz vergiftet und seinen Geist verfinstert gegen den Verbrecher. Er lehrt ihm Wiedervergeltung! O Staatsklugheit dein Begriff alles Werdens und Gedeihens ist gar niedrig, und nicht zu rechtfertigen vor dem strengen Gott mit der Wag! – Wie soll die Volksstimme gelten wo noch kein öffentlicher Geist kein Gemeinsinn in ihr widerhallt? – so ist denn die *Vox populi* zwar keine Kindertrompete, denn ich hörs ja mit Schauder, es ist die Stimme von wilden Hunden, sie bellen wie toll um ihn her der mit Gewalt in den Abgrund gestürzt wird. Wölfe sinds, sie begleiten ihn mit gierigem Blick, sie wollen sein Blut lecken dem betäubt von ihren Flüchen die Besinnung in Fasern martervoller Verzweiflung zerrissen ist. Und dies Bellen, Heulen und Grinzen, ist das die *Vox Dei?* – Nein Sünder sind diese nicht, der Sünder ist schon durch sein Bewußtsein gewürdigt eine Verantwortung an sich zu vollziehen, und seine höhere Natur gegen einen Augenblick der Leidenschaft, gegen seine eigne Versunkenheit geltend zu machen, es ist ein noch niederer Zustand der Verworfenheit, denn er ist thierisch. – Der Sünder ist höher selbst durch sein Verbrechen gestiegen. Er ist ja *der* nicht der sich am Gesunkenen versündigt er steht ja außer dem Kreis der kalt und gefühllos Verdammenden.

Bürgermeister. Aber Verbrecher die eine Unthat lange mit sich herum tragen und sie ordentlich mit Überlegung reifen, sie dann endlich mit vorsätzlicher Tücke vollziehen, wie wollen Sie es verantworten? — ich mein im Gegentheil könnte uns der Gott mit der Wag, wir wollen ihn Minos nennen, eine Schlappe anhängen, wenn Wir ihm seine Opfer nicht überantworten.

Fr. Rath. Euer Minos ist ein Schutzgott der Eigensucht. Das Urtheil ist ungerecht wenn es Wunden aufreißt statt sie zu heilen. Mord an der

Unschuld ist es, denn Eure eigne geht dran zu Schanden; und nur der Muth zum Opfer kann den wahren Weg finden! Armer Verbrecher! Wer hat die bösen Geister auf dich gehetzt, Du konntest dich ihrer nicht erwehren! — Wer hat schuld? — Du nicht! Nein du nicht, denn schon kaum zur Welt geboren, belog das Leben dich und die Gesetze. Die Seele konnte nicht aus ihrem Zwinger sich losmachen und mit dem Genius sich mischen. Erst läßt man dich nicht *du selber* werden, dann schiebt man die Verantwortung *dir* zu, vor dem Staat der selbst, aller Verantwortung sich losspricht vor dir! —

Bürgermeister. Sie haben die Hefe des Volkes nicht in Gährung gesehen. Hätten Sie den Aufruhr erlebt, als die Rothmäntel hier einrückten und vom Straßenpöbel das Zeughaus geplündert wurde, da schoß ja dies Gesindel wie die Pilze empor man wußte nicht wie und woher? — Ich vergesse mein Lebtag nicht ein altes Weib, was unter einem alten Sattel hervor den sie im Zeughaus geplündert hatte, mich angrinzte. Mir ist viel schon in meiner Staatspraxis vorgekommen, aber nichts so schauerliches als dies verdammte alte Weib mit dem Sattel auf dem Kopf der sie vor dem Regen schützte, es goß fürchterlich sonst hätte die Revolution auch noch länger gedauert, aber einem langweiligen Landregen widersteht keine Revolution! —

Fr. Rath. Riß das alte Weib mit dem Sattel auch aus vor dem Landregen? —

Bürgermeister. Hunderte warens, die Gott weiß aus welchen Winkeln hervorgekrochen waren, und mit dem Regen wieder verschwanden. Nur die eine unterm Sattel saß ganz trocken und höhnte alle würdigen Beamte die da mitten im Regen dem Unfug steuern wollten.

Fr. Rath. Wie's möglich ist daß der Staat ganz unbewußt hunderte von alten Weibern herbergt? —

Bürgermeister. Die Hefe des Volks die unversehens über den Bottig gährt und eben so wieder in dem Schlamm versinkt.

Fr. Rath. Warum wißt Ihr nicht woher sie kommen? — Wohin sie verschwinden? — Warum will der Staat sie nicht finden und ihrem Verderben zuvorkommen? —

Bürgermeister. Ihre politische Unschuld bürdet dem Staat auf eine verwilderte Raçe zu erheben. Die in einem Fluchen und Verwünschen jedes rechtlichen Gefühls eben so spottet wie auch der Gesetze. Nein Frau Rath! Wollte der Staat auch sich zu allen Opfern entschließen sie wären vergebens! —

Fr. Rath. Welcher Opfer kann er sich denn rühmen die er gebracht habe? — Wenns gegen den Feind gilt dann findet Ihr sie in ihren Schlupfwinkeln, dann zieht der Staat ihnen Montur an und läßt sie in Reih und Glied aufmarschieren! wenn der Landesvater will losdonnern, dann sind sie Euch gut als Futter für die feindlichen Kanonen. Was davon heimkommt und selbst nach Futter schreit, das betrachtet Ihr als Hefe des Volks, und laßts wieder im alten Schlamm versinken, wißt nicht mehr wo's geblieben ist, vor Euch mags unter die Erde versunken sein, muckst es, so wird man seiner schon Herr werden! Die alten Weiber sind Euch ein Gräuel; ihr freches Angrinzen möchtet Ihr ihnen eintrancken, so wie sich Gelegenheit dazu findet

werdet Ihr nicht säumen. — Wer sind diese alten Weiber? — Es sind die, deren Söhne, deren Männer im Krieg Kanonenfutter wurden, oder als Krüppel heimkamen! sie sind Raubgesindel geworden, die ihrigen zu ernähren, das war ihrer erregten Rache, Bosheit und Tücke willkommene Genugthuung! Es war ihnen Ersatz dafür, daß man sie völlig im Staat ignorierte. Daß der ihnen gleich von oben herab alles bessre Gefühl, alle Bildungsfähigkeit absprach, ja sogar auf die durch nichts erwiesene Behauptung hin daß sie für alles bessre Gefühl gleichgültig seien, sie behandelt wie die Hunde. —

Diese Isolir- und Schweiggefängnisse mit denen der Staat das innere Gewaltige, Verwegne und Energische der rohen Menge an verborgne Ketten der Heuchelei und Blödsinns zu legen wagt, führen so wenig zum Zweck das Böse vom Guten zu scheiden, daß die Erfahrung ihn einstens aufs empfindlichste belehren wird!

Freilich der empirische Pöbel glaubt sich wohl zu befinden bei jenen gehaltlosen hohlen Speculationen die der Despotismus zum Systemen ausspinnt und damit den Namen der Weisheit und Menschenliebe sich aneignet.

Bürgermeister. Vor einem blinden Verfahren bewahre uns der Oberherr der Geister, aber das Mannigfaltige, Widersprechende dieser verworrnen Schicksalsräthsel die durch jedes Berühren dem Bestehenden Gefahr drohen, kann nur durch ein System in das die Einsicht gebildeter und geprüfter Begriffe einstimmt auf eine rechtfertigende Weise gelöst werden.

Fr. Rath. Ein System? — Ist das nicht Geistesdespotie! — Das schrecklichste was ein Geist denken kann, das Einstimmen in ein System! der blinde Glaube ans System? — Wo hat der Geistige durch That und Wort seiner eignen Herrschaft uns unterworfen? — Und wir fassen das Schattenspiel unseres Aberwitzes in ein System nach welchem wir unsern Bruder in Bande schlagen? für den wir zu sonst keinem Opfer uns fügten, noch nichts mit ihm theilten von den Gütern des Überflusses, keinen unverschuldeten Kummer ihm erleichtert haben. — Sie Herr Pfarrer sagen dem Verbrecher würde man keine Religion beibringen? — Nein gewiß nicht aber

darin ist auch auf sein einziges Rettungsmittel hingedeutet. — Er muß die Idee von Gott selbst erschaffen, er steht zwischen zwei Finsternissen die ihn gänzlich einhüllen; durch seine schaffende Kraft wirft er Licht dazwischen! aus seinem eignen Geist drängt das Licht die ringsumgebende Finsterniß in die Ferne! die Quelle seiner Größe, seines Geistesglückes strömt daher! — Sie wundern sich darüber? — Nun wie einfach ist doch das! — er fängt mit sich als rohem Thier an, er arbeitet sich durch bis zum erhabensten Geisteswerk! — Zwar Eure Kultur bis zur Verblendung bis zum erhabensten Luxus konnte ihm den Weg der Selbsterkenntniß nur durch Verzweiflung bahnen in diesen Schweig- und Isolirgefängnissen. Euer System, Ihr glaubt unbedingt daran! Kein Wort spricht Eure Vernunft, kein Wort der Liebe Euer Herz! — lesen Sie diese Verse die in Manheim mit Rötel aus der Mauer losgekrazt an den Steinblock geschrieben waren an den der Verbrecher gefesselt war.

Dächt jeder dran was Christus spricht,
Des Armen Recht vergesset nicht
So würde man davon nicht wissen
Daß Ihr aus Noth habt rauben müssen! —

Aus einem Blut mit Euch entsprossen war der Euch hier anklagt!

Bürgermeister. Sie möchten wohl das ganze Nationalgefühl auf sie übertragen! —

Fr. Rath. Scharfsinn und Politik wie Odisseus. Großherzig wie Diomedes! — Erschrecken Sie nicht, mein Geheimniß — mit dem ich die ganze Zeit hinterm Berg halte, — das Heiligthum des Nationalgefühls in seiner ursprünglichen Kraft wiederherzustellen, dazu ist blos der Sitten-verwilderte aller Verfeinerung glücklich entwischte frevlende, vogelfreie, besitzlose Erdenbürger geeignet!

Bürgermeister. Sie sind ein großer Kritiker, Sie sind Dichter und Genie des Zeitgeistes Ihr gestempeltes Wort kann aber leider so stark den Unschuldigen treffen wie die Krücke.

Fr. Rath. Hören Sie nein! denn mein gestempelt Wort steckt niemand in Schweig- und Isoliergefängnisse wo das kranke aufgereizte Gemüth zur Wuth angeschürt wird und mit sich allein brüten muß in bitterer Einsamkeit wo Tage und Nächte gezählt oder ungezählt eine verzweiflungsvolle Kette bilden von keinem Klang des Mitgefühls betont! Ach Kinder des Elendes wer soll Euch trösten? — mein Herz wirft sich umher in Verzweiflung wenn ich daran denke. Ach könnt ichs euch zurufen die ihr alle in Kerkern schmachtet, das tiefe Wort: *Freiheit!* So schwer angefochten, gekränkt, ohne Hoffnung, ohne Ziel! — es ist noch ein unbezwingliches in Euch, die Macht der Seele Freiheit zu fühlen! eine göttliche Gabe kann ohne Frevel nicht geraubt werden!

Bürgermeister. Wir tragen unsre Lasten eingehüllt ins Bewußtsein unserer Verantwortung vor Gott, alles was unsre Kräfte vermochten zum Wohl der Gesammtheit das geschah. — —

Fr. Rath. Nur nicht das wozu jeder geschaffen ist. — Ach folgt dem Ruf des Weisen: *Kenne dich selbst!* Ach der Weise fordert viel, Ihr könnt keine schlechtere Bekanntschaft machen. — Strafen welche die Reinheit der Phantasie besudlen dessen der sie verhängt, und das Herz mit Bosheit füllen dessen der sie vollzieht, sind Vergehen die Euch dem größten Verbrecher gleichstellen. — Was meint Ihr, der Verbrecher solle zur Besinnung kommen in dem Isolierkäfig! — Ein Philosoph der ein geborner und geübter Denker ist, der in so einer Eremitage inmitten seiner Profession sizt, — probirt es mit dem, und er wird das Denken bald satt haben! — Was Ihr nicht mit der reinsten Aufopferung thut, daraus geht nur Elend hervor. Zum Werk der Liebe gehört der ganze Mensch.

Pfarrer. Sie bleiben immer bei dem Negativen bei dem was man nicht soll, aber kommen Sie doch auf das Positive auf das was man soll, damit man die Wege der Weisheit offen vor sich sieht! —

Fr. Rath. Es wär mir lieber Sie möchtens errathen, so weiß ich Sie wären einverstanden mit mir. Sollen Sie dem Verbrecher helfen so müssen Sie sein zweites Ich, seine bessere und also seine liebendere Hälfte sein. Ich frage Sie ob Sie dies in Ihrem Innern fühlen? — Nein Sie werden eingestehen daß vielmehr der Verbrecher Ihnen mit Wärme und Liebe anhängt so wie Sie ihm den geringsten Anlaß dazu geben. Aber Ihr läugnet ja selbst der angebornen Natur, Liebe und Kraft in ihnen, wie wollt Ihr den Weg finden diese zu entwicklen? — Daran habt Ihr nie gedacht daß Ihr ihm erst eine Unsterblichkeit geben müßt statt ihm das Leben zu rauben. Ihr müßt die Bedürfnisse der Unsterblichkeit in ihm wecken, sie sind das Bedürfniß der Liebe, diese kennt nur Unaufhörlichkeit. —

Pfarrer. Frau Rath Sie kommen da wieder mit Unmöglichkeiten.

Bürgermeister. Ja totale politische Unschuld.

Pfarrer. Sie haben keine Ahnung von diesem innern Mord aller sittlichen Prinzipien! alles Gefühl geht in Rauch auf, alle Moral ist längst in Asche versunken! —

Fr. Rath. Habt Ihr denn alles versucht, was sonst auf Seele und Geist Einfluß hat? — Ihr habt gar nichts versucht, selbst das bischen Sonne das manches Grashälmchen frühzeitig weckt, das versagt Ihr ihm. — Das Licht der andern Welt habt Ihr in Nacht verwandelt, schwer geladne Gewitterwolken thürmen sich vor seinem Blick in die Zukunft. — Für was ist alle Kunstbildung wenn sie nicht den Schmetterling aus seiner Verpuppung löset, für was Geist wenn er Euch selbst nicht hellsehend macht? — Sezt Ihr die Allmähligkeit in der Natur voraus, und verzweifelt daß die Bildung des Verbrechers je vorwärts rücke, so bedenkt daß ein inneres Vorwirken Euren Blicken entzogen ist, erkennt Ihr aber die Macht der Natur durch einen Zauberschlag im Nu ein neues Leben mit allen künftigen Bestimmungen zu beginnen; was sie zweimal Euch beweist beim Lebens Ein- und Ausgang durch geheimnisvolle Vorbereitung im Schooß der Mutter, im Verein aller Naturkräfte (die geistigen nicht ausgenommen) vorzüglich aber die Liebe! so denkt, daß auch dies Erdenleben eine Schwangerschaft ist; — daß jenes Urtheil was diese Schwangerschaft in ihrem heiligen Werde vernichtet fürchterlicher Verrath am Göttlichen ist! Ihr habt die Bildung. Ihr seid zugänglich

für jenen Begriff, für jene Vorstellungen des Höheren, Eure Gedächtnißtafel ist ja nicht so mit Unflat bedeckt, daß kein Sittengesetz drauf eingegraben werden könnte. Nun warum haftet das Gesetz des Geistes nicht darauf? Warum habt Ihr die Ahnung nicht der höheren Elementen-Welt? Warum tritt auch Euer Begriff in Knechtsgestalt auf? — Ich will's Euch sagen! weil der Beginn Eurer Laufbahn eine Lüge war! — *„Es werde Licht"* dies allharmonische Werde das in einem Nu alle Lebensfeuer ausströme, das habt Ihr geläugnet! Furcht wuchert in Eurer Seele. Euer Geist selbst ist gebunden härter als der Gefangnen, und doch verzweifle ich nicht daß er sich regen werden so wie ihm die Stricke gelöst sind. Und doch fühlt der Liebende den Ihr läugnet, die ewige Sehnsucht Euch zu überwinden um Euch zu beglücken! — O verzweifelt nicht am Verbrecher, legt nicht Hand an ihn, seine Verwilderung führt ihn nicht so weit ab vom Ziel als Eure falschen Vorkehrungen! —

Ja Herr Bürgermeister ich seh in Ihren Augen leuchtet meine politische Unschuld! die Sie mit Nachsicht überschwemmen, ich aber anerkenne in Ihnen keine unschuldige Politik; denn sie ist aller Verkehrtheit Urlüge, die hat so weit Euren Geist

Käthe Kollwitz: Studie zu LOSBRUCH 1901/2

herabgewürdigt, daß er nicht einmal mehr zurechnungsfähig ist. Diese Urlüge der Politik drückt mit finsterem Schlaf despotisch auf Euch zusammt den Verbrechern! richtet die Urlüge der Politik, und die gesammte Menschheit wird ins junge Grün der Unschuld wieder sich einkleiden!

Pfarrer. Aber das Böse was in dem Menschen wuchert, wie kann dies bekämpft werden als durch Inspiration höherer Weisheit, die mit der Naturstimme gar nicht zusammenhängt? — Die Kirchenväter die das Wesen der Sünde so tief erkannten, haben dieser Naturstimme doch auch aufgelauert und allerdings gefunden daß ihr nicht zu trauen sei.

Fr. Rath. Das Suchen nach Gottbegreifen ist das Sichselbsterzeugen des Menschen. — Ist die Frucht im Mutterleib nicht auch in fortwährender Thätigkeit sich selbst zu erzeugen? — ist Leben überhaupt ein anderes als das Liegen im Mutterleib und Werden? — was hat ein Kirchenvater da drein zu pfuschen? — gibts nicht ein sinnlich Denken was den Apfel reift? — Das Gefühl des Werdens ist moralisches Genie, Quelle der Unsterblichkeit. — Die Kirchenväter haben sich diesen Lebensstrom abgedämmt zu einem stehenden Sumpf, in dem hat sich aller Unrath gesammelt und sind wie die großen bemoosten Karpfenhäupter drinn herumgeschwommen, das kann aber mich nicht hindern munter mit der reißenden Lebensfluth dahinzurauschen.

Pfarrer. Sie halten also unser christliches Verharren für ein Weilen im Sumpf der Geistes-Despotie! — für charakterloses Nichtdenken, für Feigheit — die über sich beschließen lässet, und nicht für Unterwerfung der göttlichen Offenbarung! —

Fr. Rath. Das Göttliche ist frei im Menschen, und kein Beweiß von dem was Gott gethan was er gemeint und was er prophetisch wahr gemacht hat einst, hindert daß jezt der sich freiem Spiel überlasse in ihm. Was ist Genie? — Es ist des Gottes freies Spiel im Menschengeist. Das aber kann der Kirchenvater durch kein Gebot im Zaum halten.

Käthe Kollwitz: LOSBRUCH, 1903

Pfarrer. Und die göttliche Gnade haben die Kirchenväter sie nicht als Offenbarung gehabt? —

Fr. Rath. Was Gnade! Ein Fabelwort und fürchterlicher Selbstdünkel! Alles in der Natur ist Sinnentrieb, und das ist ihr Geist.

Pfarrer. Wie? — das ist ihr Geist? —

Fr. Rath. Strömt die Natur nicht Leben? wo soll der Geist aufspringen? — Der Mensch ist ganz Zwei, denn er ist ein anderer wenn er denkt und ein anderer schlafend, und doch ist er nicht Zwei, denn er schläft wenn er denkt, und denkt wenn er schläft. So ist er denn nicht sein eigen wie's scheint, denn ein höherer Geist treibt seine Sinne zum Denken zum

Werden. Der Mensch ist nicht, er wird erst, der Mensch ist noch nicht geboren er keimt erst. Der Mensch ist noch im Mutterleib und sein Denken ist schlafendes Saugen der unreifen Frucht. — Der Mensch wühlt sich durch die unendlichen Wolken des Denkens zum wirklichen selbstständigen Sein, das heißt er erschafft sich erst durch Denken. — Sie meinen sich wirklich! Sie sind aber nicht wirklich, Sie sind nur Pfarrer! —

Pfarrer. Als Pfarrer muß ich doch noch Herr meines Geistes sein! Ich muß ihn verwenden, er ist durch meinen Fleiß durch mein eignes Bewegen, das heißt denkendes Lenken dazu geworden daß ich der Menge ihn wiedergebe; und zwar als Religionslehre, als beglaubigende Macht wirkt er auf die Menschheit, eben so als segnende Kraft.

Fr. Rath. Ach gehn Sie doch! In was vor einem zähen Vogelleim hat sich Ihr Geist die Flügel verklebt. — Die Schwungfedern sind ganz verleimt. Da hüpfen Sie wie ein gezähmter Dompfaff auf dem Kirchenterrain und picken den heiligen Hanfsamen den Sie vorgestreut kriegen von den Kirchenvätern, und da wollen Sie noch als Pfarrer sich eine Stufe höher retiriren als der wilde Waldmensch der vielleicht noch nicht aus seinen Urwäldern hervor ans Sonnelicht kam? — Treten Sie in die Sonne und Ihre Gestalt wird in ihrem Licht sich abgränzen und im Schatten sich Ihnen vormalen. Nun Ihre Gedanken

Foto Michael Ruetz

sind der Schatten den die allleuchtende Geistessonne umgränzt. Im Denken muß der Geist aufgehen, er ist Lichtkeim der Zukunft. — Das irdische Leben ist der Mutterschooß des Geistes. *Das ist Sünde was dem Geist Eintrag thut,* weil jede Verstocktheit und Zwangsgewalt des Geistes Werden unterbricht.

Pfarrer. Aber der Geist, aus welcher Quelle strömt er? —

Fr. Rath. Nicht aus der Gnadenquelle. Er hat den Willen des Werdens, nicht aus Gnade aber aus Selbstliebe, er kann und soll der einzig Selbstliebende sein. Es ist keiner unter, keiner über ihm dem zu lieb der Geist handle, alles verwandelt er in sich, damit er alles ausströme. Geist ist Selbstliebe die kann nicht Gnade sein.

Pfarrer. Was ist aber Gott? ist der auch Selbstliebe? —

Fr. Rath. Es ist Geist! Selbstüberwinder aus Liebe zu sich. Einer in sich den Andern! — Überwindet der Liebende nicht den Geliebten, drum nennen wir Gott die Liebe. Liebt sich, sucht sich, überwindet sich in einander! —

Pfarrer. Und die Wunder die er thut die den Geist des Menschen so oft überraschen mitten in der Finsterniß mit hellem Licht der Bekehrung — die auch sollen nicht aus dem Gnadenquell fließen? — noch außer denen die der Gottsohn mitleidvoll über die Menschheit ergoß?

Fr. Rath. Christus hat müssen nach Wundern ausgreifen um die Menschheit zu bekehren, das war freilich kein Wunder, er hatte sie bei der Hand. Aber das nimmt mich Wunder daß sein Geist ohne sinnliche Wunder nicht wirken konnte. Wahrscheinlich hat er Eil gehabt wieder in den Himmel zu kommen, was ihm auch nicht zu verdenken ist, es giebt Jahrszeiten und Witterungen wo man keinen Hund vor die Thür jagen mag. — Man muß sich alles zurechtlegen; seitdem ich in Klopstocks Messiade gelesen habe von den Marmorhallen und parketirten Himmelsböden da dacht ich unsereins ist auch froh wenns wieder zu den seinigen kommt. Es hätte ihn vielleicht freilich ein bischen mehr Zeit gekostet wenn ers hätte ohne Wunder abmachen wollen! —

Bürgermeister. Ihre philosophischen Ausfälle auf den Staat, daß Sie den Verbrecher als seine selbstverschuldete Staatskrankheit schildern das wird dem freilich eine verderbliche Frucht des Erkenntnißbaumes scheinen.

Fr. Rath. Der Staat ist Mensch, die Menschheit zur Freiheit heraufbilden ist seine physische Geschichte. Er trägt die Krankheitstoffe in sich, und soll sich aus ihnen erlösen. Ist die Menschheit Kind dann liegt Anlage und Gesundheit im Keim! — Der Staat muß diesen Freiheitskeim in ihr entwicklen sonst ist er Rabenmutter, und sorgt auch für *Rabenfutter.* Ist die Menschheit zum Jüngling herangereift, dann ist dem Staat als Vater, des Sohnes Freiheitsblüthe die beglückendste Hoffnung und sein heroisch Feuer der höchste Genuß! Muß dem Vater nicht obliegen daß der Sohn nicht Sclave sei, daß die gewaltigen Kräfte der Selbstheit sich in ihm ausbilden, aber nicht unterdrückt werden. Sollte der Vater den Weg der Natur in ihm nicht anerkennen wollen? — Dann aber, ist die Menschheit Mann geworden. Herz und Seele und den Gesammtgeist der Menschheit hat der Staat selbst aber aus der Geschichte herauszubilden und das ist der Staat als Heros! — Hiermit tritt er zugleich ins Centrum zurück und wird Herr der gesammten Peripherie. —

Bürgermeister. Ei wo bleibt der Landesvater? —

Fr. Rath. Laß die Großen zu regieren wähnen! Ein Wahn trennt allemal die vom eignen Willen die vom freien Geist sich nicht regieren lassen! — Es ist des Staates Untergang denn er verhindert alle Selbsthülfe, alle Hülfe untereinander! — Einmal

wird der Geist sie überwinden und die Staubwolken ihres Thuns verwehen.

Der freie Geist verläßt muthig um der Zukunft willen frühere Satzungen. Drum ist dem Geist Gesetz und Religion die Freiheit. Das ist göttlich das andre ist sclavisch. Wär der Staat nicht Sclave so wär er nicht Tyrann, der niedrigste Sclave. — Der Mensch ist aber ein Gott sobald er Mensch ist, und als Gott ist er wunderbar schön! —

Pfarrer. Gott sei der Mensch! ich hab ihn nie begegnet als solchen; ich hab ihn auf Irrwegen getroffen! Körper, Seele und Geist mit Schwächen kämpfend aber nicht sie überwindend!

Fr. Rath. Ich auch hab noch keinen Menschen begegnet. Noch hat der Liebeskeim zwischen Natur und Geist sich nicht zum Menschen entwickelt. Aber wir können und sollen Mensch werden! und für den maladen Staat selbst ists der einzige Weg der Rettung den Menschen in ihm gedeihen zu lassen.

Gemeinsinn greift da ein wo kein Gebot noch Verbot wirkt, er ist die freie Freiheit. Aber die Eigenmächtigen verstehen diese nicht. Innere Gebundenheit und äußere Freiheit sind doppelt schwere Ketten, — bewußtlose Trunkenheit die die Sinne bindet und verwirrt.

Bürgermeister. Da sprechen Sie den Demagogen das Urtheil.

Fr. Rath. Ihr seid die Demagogen — die Ihr beim Strafen wie beim Lohnen eigenmächtig eingreift in die geistigen Anlagen der Menschheit. Der des Lohnes bedarf ist so krank als der Straffällige, und der ist noch kränker der Lohn und Strafe austheilt.

Pfarrer. Aber das Nothwendige ist ja doch Bedingung des öffentlichen Verfahrens.

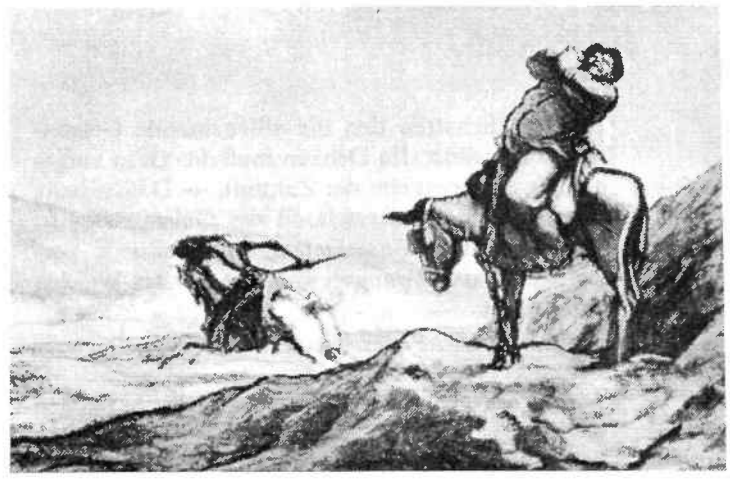
Fr. Rath. Dazu reicht Menschenwitz nie aus, drum wendet er ihn aufs Unnütze! Unnütz sind Eure Zucht-, Schweig- und Isolierhäuser. Das sind keine Heilanstalten sondern Marterkammern der geistigen und sittlichen Natur. — Den Kranken betten wir sorgfältig, wir löschen seinen Durst, wir mildern seine Hitze, und kein Weh ist was wir nicht durch erfinderische Pflege erleichtern die ihn seiner Schmerzen vergessen macht. Wir besänftigen seine Ungeduld; jeden Genuß der neuen Lebensreiz giebt bieten wir ihm. Der erste Reiz zum Leben, die erste Spur erneuter Kraft erfüllt uns mit Hoffnung, und so verschmilzt die Lebenswärme des Heilenden mit der wankenden Lebensflamme des Kranken. — Machen wir's auch so mit denen, die der Pflege unseres Geistes vertraut sind? — Oder wie kommt es daß der Geist nicht mit gesunden Sinnen begabt ist sondern mit Bosheit behaftet gegen den moralisch Kranken? Diesen vom Schicksal zerschmetterten, der meist von jener Kehrseite des irdischen Glückes herkommt, der wir den Rücken drehen, — den nennen wir nicht krank sondern Verbrecher, weil er in seiner unberathnen Leidenschaftlichkeit unsern Egoismus verlezt; in jenen bittern Heilanstalten der Moral empfängt ihn die Verzweiflung statt der Krankenpflege. Wir malen sein Inneres ihm so schwarz, daß er nie hoffen kann das Schlechte zu überwinden, wir erlöschen die erneuende Lebensflamme mit dem giftigen Hauch der Vorwürfe die keine Frist gönnen der irrenden Natur, sich wieder zurecht zu finden. Und wenn wir den Lebensreiz in ihm ermartert haben das er erschlafft und nachgiebt er sei derselbe Bösewicht den wir so bitter tyrannisch ihm einätzen, dann schlagen wir ihm den Kopf ab oder hängen ihn oder machen ihn blödsinnig in Schweig- und Isolierhäusern. Muß dies unerhörte Verfahren der Narrheit nicht die gesunden Sinne empören. Warum pflegt Ihr nicht den Verbrechenskranken wie es die Natur Euch ins Herz schrieb bei dem Naturkranken? — Warum keinen Tropfen Linderung in der Fieberhitze? Warum kühlt Ihr nicht den Aussatz? — Warum ätzt Ihr vielmehr so den Menschenhaß, die Verachtung und Verläugnung der Wahrheit mit Euer Inquisition? — Sind Eure abnorme Ansichten nicht auch Krankheitsymptome, die ihren Sitz haben im Egoismus wie das Verbrechen auch. — Und so ist die Behandlung des Verbrechers mit derselben Krankheit behaftet die das Verbrechen erzeugte.

Wären wir geistig ganz gesund, so ist unmöglich daß wir nicht auch den Verbrecher heilten. Denn geistige Gesundheit ist unwiderstehliche Heilkraft die jede Versündigung am Geist ausgleicht und organisch erneuert.

Pfarrer. Thut man nicht alles den Verbrecher einer ewigen Barmherzigkeit würdig zu machen? — hat er nicht den Trost daß Christus für die Sünden der Welt gestorben ist? —

Fr. Rath. Kommt dem Verbrecher nicht damit, daß der Gott für die Weltsünden sei gestorben, da er als schwacher Mensch selbst einen so harten Tod für seine eignen Sünden erleiden muß, — Und da nicht einmal das Sterben des Heilandes dem Richter als Genugthuung für den Sünder gilt, wie soll da der arme Sünder von dem Tod des Gottes profitiren, Sie weiser Tertullian, Ambrosius, Gregorius und Alexandrius? — Wenn Christus wirklich gesagt hat: ich sterbe den Tod für die Sünder, so war ihm das auch höchst zu viel mit Eurem Spießen und Hängen und Sengen und Brennen der wehrlosen Menschheit! aber Ihr habt ja den Christussinn nicht verstanden.

Daumier: DON QUIXOTE UND SANCHO PANZA



SEPTEMBER die Türme
stehen ins Blau
und sagen sich
herbstlich

Silbergespräche der
Luft versponnen
um Dachhaut und Laub

der helle Wachruf
ihrer Schatten
streift den
Tiefschlaf Sommer

jetzt steh
mit den Türmen
erlern der
Bäume Tapferkeit
sammle Gesang

damit gebrochen
im Schattenwurf deiner
Stimme
winterlich wärmend
erscheine das
Wort

Taja Gut

Kaspar Hauser

Anschrift der
Redaktion:
Albisriederstr. 351
CH-8047 Zürich

Zum Inhalt:

Anfänglich gibt Johann Heinrich Pestalozzi zu bedenken, daß nichts zum Besseren sich wendet, wenn nicht wir selbst es tun –

Seite **2** plädiert Jens Bjørneboe für den **Ketzer** –

Seite **3** entwickelt Aasmund Brynildsen die abendländische Geschichte der **Macht** und der wechselnden **Dogmen** bis in unsere Zeit –

Seite **12** äußert Markus Zehringer Gedanken zur oberflächlichen Denkweise in der heutigen Naturwissenschaft (und nicht nur dort); und Hans G. Helms deckt die elektronischen Machenschaften des Großen Bruders im Wohnzimmer auf – die **„Schattenbilder"** dieser Nummer –

Seite **15** berichtet Taja Gut vom Findling **Kaspar Hauser** und seinem Erzieher **Georg Friedrich Daumer**, einem zu Unrecht vergessenen Geistespartisanen –

Seite **31** folgen Briefauszüge Georg Friedrich Daumers –

Seite **34** erzählt der 95jährige Kaspar Hauser-Forscher Hermann Pies von seiner Lebensarbeit –

Seite **37** unterbricht Hans-Jost Frey mit Vabel, Wegweiser und Aelterem Herrn –

Seite **39** unternimmt es Jonathan Stauffer, im Steintal den Spuren des kämpferischen Elsässer Pfarrers und Volkspädagogen **Johann Friedrich Oberlin** nachzugehen –

Seite **50** hält Walter Muschg eine zornige Denkrede über einen vielzitierten Unbekannten: **Johann Heinrich Pestalozzi** –

Seite **60** schildert eine alte Frau aus der einsamen norwegischen Oedmark Begebenheiten aus ihrem Leben –

Seite **69** stehen 7 **Erfahrungsberichte** von Versuchen, neue wirtschaftliche und gesellschaftliche Formen zu erarbeiten –

Seite **79** entwickelt Thomas Meyer Gedanken zu Geistesgegenwart und Willen am Beispiel von **Samuel Pisars** Biografie –

Seite **83** tritt Bettina von Arnim für den **individuellen Menschen** ein, der furchtlos Veraltetes hinter sich läßt –

Ein Gedicht von Taja Gut beschließt dieses Heft.